This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

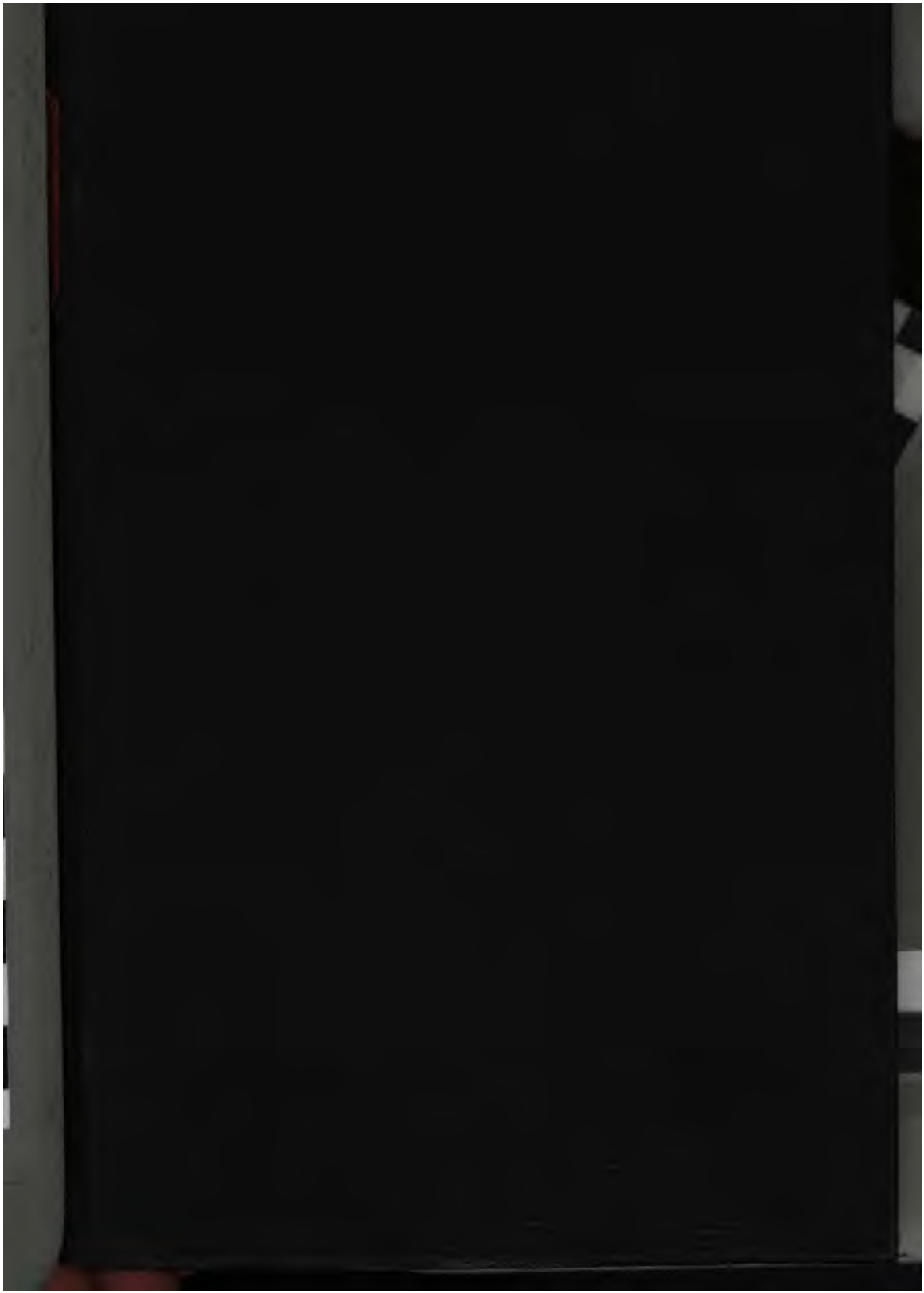
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

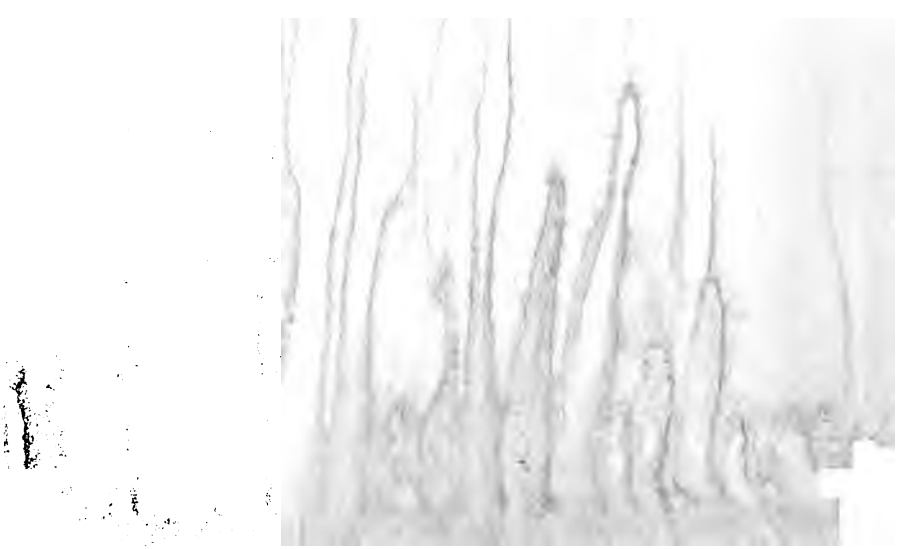
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





Die

Göttinger gelehrten Anzeigen

während

einer hundertjährigen Wirksamkeit

für

Philosophie, schöne Literatur, Politik und Geschichte.

Von

Heinrich Albert Oppermann.

Hannover, 1844.

Verlag von C. F. Kius.

ABE 7815

Ex
Bibliotheca
Reg. Univers.
Vratisl.

Vorwort.

Die folgenden Blätter haben einen doppelten Zweck. Einmal ſollen ſie einen Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Literatur geben, von einer Seite, die bisher gänzlich unbearbeitet war, dann aber, ſo weit dies möglich iſt, die Göttinger Anzeigen in den auf dem Titel genannten Disciplinen ſelbſt vertreten. Da jede Vorrede mehr oder weniger eine Rechtfertigung iſt, ſo glaube ich zur Rechtfertigung dieſes Buches nichts Beſſeres thun zu können, als ſeine Entſtehungsgeſchichte zu erzählen. Die Engländer haben ſchon ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts biographiſche, kritiſche und hiſtoriſche Illuſtrationen und Commentationen zu ihren älteſten und vorzüglichſten Journalen, dem Tatler, Spectator und Guardian, in Frankreich beſorgt man gegenwärtig eine zweite Auflage des Hauptjournals, in Deutſchland gebührt Franz Dingelſtedt und Eduard Beurmann das Verdienſt, zuerſt auf die Wichtigkeit einer Geſchichte des deutſchen Journalismus ihr Augenmerk gerichtet zu haben. Sie begannen 1839 ein gemeinſchaftliches Unternehmen unter dem Titel: Studien und Kritiken deutſcher Journaliſtik. Die Schwierigkeiten deſſelben waren wahrſcheinlich geringer geſchätzt, als ſie ſich ſpäter herausſtellten; das Ganze war mehr auf die augenblicklichen Intereſſen gerichtet, es galt mehr das Intereſſante und Piquante der Journaliſtik abzuſchöpfen, die Perſönlichkeiten zu beſprechen, als auf literar-hiſtoriſchem Wege das Nervengeflecht der geſammten Literatur bloßzulegen. Mir wurde die Aufforderung, die Beſprechung der wiſſenſchaftlich-periodiſchen Preſſe mit einem Aufſatze

über die Göttinger gelehrten Anzeigen zu eröffnen. Ich folgte dem Beispiele, das mir die beiden ersten Hefte der Studien und Kritiken gaben, und schöpfte oben ab, da ein tieferes Eindringen nicht belohnt wurde. Als der Anfang meines Aufsatzes gedruckt war, schlief das Unternehmen ein, während ich für die Fortsetzung noch mannichfaches Material gesammelt hatte. Niemanden konnte das Lob, welches meinem Aufsatze mehrfach, namentlich in den Blättern für literarische Unterhaltung, ertheilt wurde, befremdender sein, als mir selbst, der ich die Schwächen meiner Arbeit am genauesten kannte. Erst als von vielen Seiten lebhaft bedauert wurde, daß diese Geschichte der Göttinger gelehrten Anzeigen unvollendet geblieben, als auch später Prutz in seinem Göttinger Dichterbunde p. 188 auf diese Arbeit, die er, merkwürdig genug, von Wienbarg verfaßt glaubte, zurückkam, und p. 354 sehr eindringlich demonstrirte, daß eine vollständige Geschichte des deutschen Journalismus seit Thomasius beinahe unentbehrlich geworden, weil eben die Tagesschriften die Neigungen und Abneigungen der Zeit, die Grademesser der öffentlichen Bildung, und die Quellen, aus denen das literarische und ästhetische Bewußtsein der Zeit begriffen werden müsse, am offensten darlegten, wurde ich der Wichtigkeit inne, die eine mit Fleiß ausgearbeitete Geschichte der Göttinger gelehrten Anzeigen haben müsse. Indessen schreckten mich doch die schon erprobten Schwierigkeiten von der Fortsetzung des Unternehmens ab. Dreihundert und mehrere Bände sind in der That mit einem verschütteten Schacht zu vergleichen, in welchem das Hineinarbeiten schwer ist. Da mich andere Arbeiten aber immer wieder auf den Brennpunkt Göttingen zurückdrängten, sogar ein Studium der Göttinger Anzeigen erforderten, so bedurfte es nur der persönlichen Bekanntschaft von Prutz, um die alte Arbeit wieder aufzunehmen, zumal von der Vereinigung Mehrerer zu einer Geschichte des deutschen Journalismus, die Prutz herausgeben wollte, die Rede war. Während Prutz indeß zu der Ansicht kam, daß mit einer Reihe von Monographien der hauptsächlichsten Journale das Resultat für die Literaturgeschichte nicht erreicht werde, welches er erstrebte, war meine Arbeit über die Gränzen des beabsichtigten Buches hinausgewachsen, und zugleich hatte sich bei mir die Überzeugung

festgestellt, daß, wenn ein solches Unternehmen nicht bloß für Gelehrte und Literaten ein Interesse haben solle, wo möglich mehr gegeben werden müsse, als ein Beitrag zur Literaturgeschichte. Dieses Mehr konnte aber nur darin bestehen, daß meine Arbeit die Göttinger Anzeigen, so weit dieses angemessen, selbst vertrat, nicht nur das Lesen von 300 Bänden ersparte, sondern auch das Anschaffen, indem sie die wichtigsten und vorzüglichsten Recensionen unverkürzt mittheilte, von den minder wichtigen aber einen Auszug lieferte. Schon der Umstand, daß in Deutschland wenige Bibliotheken sind, welche die ganze Reihe dieser Bände vollständig besitzen, daß, wie Kapp's Buch gegen Schelling schließen läßt, selbst in Heidelberg nicht die Möglichkeit vorhanden war, ein vollständiges Exemplar der Göttinger gelehrten Anzeigen aufzutreiben, daß Rosenkranz in Königsberg, als er seine Geschichte der Kant'schen Philosophie schrieb, offenbar nicht die Göttinger Anzeigen selbst zur Hand hatte, daß weder Karl Hofmeister noch Karl Grün die Bouterweck'schen Recensionen über Schiller's dramatische Werke kennen, und daß selbst der Mann, welcher unstreitig von allen Deutschen die meiste Kenntniß hat von dem, was über deutsche Literatur geschrieben, Gervinus, die Göttinger Anzeigen offenbar nicht gelesen hat, bestärkte mich in der Überzeugung, daß ein solches bändereiches Journal wie die Göttinger Anzeigen, ein verborgener Schacht sei, und daß das Unternehmen nützlich, diesen Schacht zu öffnen, einem leeren Namen Inhalt zu geben. Daß es mir nicht ganz mißlungen sei, wenigstens ein nützliches Werk zu schaffen, mag ein Blick auf den reichen und mannichfachen Inhalt bezeugen. Diese Mannichfaltigkeit stört aber die Abrundung des Ganzen; das Nützlichkeitsprincip hat der Absicht, einen mit historischer Kunst geschriebenen Beitrag zur Literaturgeschichte zu liefern, offenbaren Eintrag gethan. Allein es mag darum sein, ich hoffe, daß das hier gebotene Material mehr ansprechen wird, als eigenes Raisonnement. Und daß dieses Material durch tausend Fäden mit der Gegenwart, in der wir leben, ja mit der Zukunft, die wir erstreben, verknüpft sei, wird der aufmerksame Leser leicht finden, wenn ich auch nicht diese Anknüpfungspunkte in der Breite blosgelegt, alle Folgerungen gezogen habe, die sich ziehen ließen. — — —

Eins darf ich nicht verhehlen. Es hätte dies Buch eigentlich in Tübingen geschrieben werden sollen. Tübingen besitzt nämlich das einzige Exemplar der Göttinger gelehrten Anzeigen, in welches die Namen der Recensenten, so weit sie zu erforschen waren, eingeschrieben sind, als ein Vermächtniß des Ober-Bibliothekars Reuß in Göttingen. Das Handexemplar Heeren's, welches mir gütigst zur Einsicht mitgetheilt ist, enthält zwar auch sämmtliche Namen während seiner Redaction, allein diese fällt in eine Zeit, wo das Geheimthun mit denselben längst verschwunden war. Ein Unglück ist es jedenfalls, daß das Werk in Hoya vollendet werden mußte, denn es gehörten nicht nur die Göttinger gelehrten Anzeigen selbst dazu, sondern eine Menge von Büchern, die vielleicht nur auf der Göttinger Bibliothek selbst zu finden waren, hätten verglichen werden müssen, sollte dasselbe das werden, was mir vorschwebte. Das lag aber zu ändern nicht in meiner Macht. Den Göttinger Freunden und Gönnern, welche mich bei meiner Arbeit auf das bereitwilligste mit Übersendung von Büchern, Nachschlagen u. s. w. unterstützten, sage ich besten Dank.

Hoya, im November 1843.

H. Albert Oppermann.

Inhalt.

Gründung der »Göttinger Zeitung« durch A. v. Steinwehr 1739. p. 1. — Verschiedene Redactoren und Mitarbeiter bis auf Albrecht v. Haller 1747. — Verschiedene Redactionen bis zum Jahre 1842.

I. Periode. Redaction A. v. Haller's und David Michaëlis von 1747—1770.

Vorrede Haller's, — vornehmste Eigenschaften einer guten gelehrten Zeitung und ihres Redacteurs. p. 3. — Die G. A. seit 1753 unter Aufsicht der Königl. Societät der Wissenschaften. p. 4. — Einrichtung der Societät. — Käſtner's Stellung zu ihr und sein Bericht über dieselbe. — Die Societät beschließt einige Verbesserungen der Anzeigen. p. 6. — Albrecht von Haller verläßt Göttingen. Seine fortwährende Thätigkeit für die G. A. p. 7. — Marx über Haller's Verdienste. — Johann David Michaëlis, sein Charakter und seine Ängstlichkeit; p. 8. — sein neues Programm; p. 9. — seine Stellung in der Geschichte der Aufklärung. p. 10. — Theologische Streitigkeiten jener Zeit. p. 11. — Allgemeine Charakteristik der G. A. in dieser Periode. — Prädominiren der Naturwissenschaften. p. 12. — Stellung der G. A. zu Gottsched, p. 16. — zu dem Verf. der Bremer Beiträge und zu Klopstock insbesondere. p. 17. — Anzeige der ersten Schriften Lessing's. p. 18. Der junge Gelehrte und die Juden. Polemik mit Mendelssohn. Der Freigeist. Miß Sara Sampson. Minna von Barnhelm. Die Literaturbriefe. — Wieland. p. 21. — Don Silvio. — Hauptsächlichste Mitarbeiter dieser Periode. p. 23.

II. Periode. Heyne's Redaction von 1770—1813.

Charakteristik Heyne's; seine Verdienste um unseren Bildungsstand; p. 24. — sein Zweifeln an einem Fortschritte der Menschheit. p. 25. — Er fördert das Vorwalten der historisch-philologischen Disciplinen neben den

Naturwiſſenſchaften, und begünſtigt das Brauchbare und Nützliche im Gegenſatz zur Philoſophie. p. 27. — Eigene Äußerungen Heyne's über die G. A. — Heeren über Heyne's Thätigkeit für dieſelben. p. 29. — Heyne's Schwächen. — Stellung der G. A. zur Bibliothek. p. 30. — Allgemeine Charakteriſtik der G. A. unter Heyne's Redaction. p. 31.

1) Philoſophie.

Münchhauſen's Abſicht bei Gründung der Univerſität auf Brauchbarkeit für den Staat gerichtet. p. 32. — Abneigung Heyne's gegen die Philoſophie. — Die Göttinger Popular-Philoſophen. — Bewußte Feindſeligkeit gegen die Philoſophie erſt ſeit 1792 hauptſächlich durch Ernſt Brandes. p. 33. — Rehberg's Haß gegen die Speculation. — Feder. p. 35. — Sein Kampf gegen die ſonderbare Kant'ſche Philoſophie, »deren Erfolg nur Verwirrung der Begriffe und Sprache ſein könne«. — Die berüchtigte Recenſion der Kant'ſchen Kritik der reinen Vernunft. p. 36. — Feder über Kant's Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten. p. 38. — Briefe Jakobi's an Mendelsſohn. — Rec. über Reinhold's Buch von den Schickſalen der Kant'ſchen Philoſophie und ſeines Verſuchs einer Theorie des menſchlichen Vorſtellungsvermögens. p. 39. — Kant's Kritik der Urtheilskraft. — Reinhold's Briefe über die Kant'ſche Philoſophie. — Fichte's Kritik aller Offenbarungen. p. 40. — Briefe eines Engländers über den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Literatur, beſonders der Kant'ſchen Philoſophie. — Schulze's Äneſidemus. p. 41. — Die Popular-Philoſophen bieten dem Skeptiker die Hand zum gemeinſamen Bündniſſe gegen die Speculation. p. 46. — Meiner's und Buhle's Thätigkeit. p. 47. — Bouterweck. Seine Metamorphoſen als Philoſoph. — Fichte's Wiſſenſchaftslehre. p. 48. — Fichte's Beſtimmung des Menſchen. p. 49. — Bouterweck's Selbſtanzeige ſeiner philoſophiſchen Aphorismen. p. 52. — Die Theologen gegen Fichte. p. 53. — Schleiermacher's Reden über die Religion. p. 55. — Jakobi über das Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verſtande zu bringen. — Schulze's Kritik der theoretiſchen Philoſophie. p. 56. — Schelling's Syſtem des transſcendentalen Idealismus. p. 57. — Schelling's Bruno. Schelling der Compenetration aus Plato, den Eleaten, Jordanus Brunus, Leibnitzens Theorie und des Fichte'ſchen Idealismus beſchuldigt. p. 62. — Hegel's Differenz des Fichte'ſchen und Schelling'ſchen Syſtems. p. 67. — Friedrich Köppen: Schelling's Lehre oder das Ganze der Philoſophie des Nichts. p. 68. — Geiſt der allerneueſten Philoſophie der Herren Schelling, Hegel et Comp. von Caj. Weiller. p. 69. — Schelling's Rede über das Verhältniß der bildenden Künſte zur Literatur. — Schleiermacher's Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre. p. 70. — Jakobi's Buch von den göttlichen Dingen und Schelling's Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen.

2) Schöne Literatur.

Allgemeine Stellung der G. A. zu der deutschen Literatur. (Lessing's Briefe an Michaëlis.) — Die G. A. und der Göttinger Dichterbund. p. 76. — Bürger. p. 77. — Lessing zu Heyne und den Göttinger Theologen. p. 78. — Gesammte Beurtheilung Lessing's aus dem Jahre 1793. p. 81. — Friedrich der Große de la litterature Allemande. p. 82. — Wieland's Oberon. p. 83. — Klopstock's Ansehn in Göttingen. Eine umfassende Kritik seiner Leistungen aus dem J. 1807. p. 85. — Herder's Stellung zu Göttingen; die Unterhandlungen wegen dessen erster Berufung. p. 90. — Heyne zu Herder. p. 91. — Die Theologen gegen Herder. p. 92. — Zweite Berufung; die Theologen sehen in ihm den einzigen Retter. p. 94. — Die ersten Anzeigen seiner Werke. — Briefe zur Beförderung der Literatur. p. 95. — Zerstreute Blätter. p. 96. — Heyne über das Studium der Alten. p. 97. — Ein philosophisches Publicum ein Unding. p. 98. — Herder's christliche Schriften. p. 99. — Kalligone, vom Angenehmen und Schönen. p. 100. — Der Rec. analysirt die Verschiedenheit des Herderschen und Kant'schen Standpunktes. — Umfassende Würdigung Herder's nach seinem Tode. p. 106. — Allgemeine Gedanken Bouterweck's über Dramaturgie, die Tragödie der Griechen und das Verhältniß unseres heutigen Bildungsstandes dazu. p. 110. — Bouterweck bei Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit, über die Hypothese vom Fortschritte der Menschheit. p. 115. — Goethe und seine Stellung zu Göttingen. p. 117. — Anzeige des Götz von Berlichingen aus d. J. 1773. p. 118. — Clavigo. p. 119. — A. W. Schlegel über Goethes ges. Werke 1787. p. 120. — Torquato Tasso und Faust. p. 121. — Goethe's neue Schriften. Wilhelm Meister. Ausführliche Kritik. p. 124. — Schiller. Erste Erwähnung desselben in den G. A. p. 130. — Anzeige des Don Carlos aus d. J. 1788. p. 131. — Die Thalia. Der Musenalmanach und die Xenien. Wallenstein. p. 132. — Maria Stuart. p. 133. — Jungfrau von Orleans. p. 136. — Die Braut von Messina. p. 138. — Theater von Schiller. Geist der Schiller'schen Werke. p. 140. — Gang der Entwickelung Schiller's. p. 142. — Thalia, Band 4 und 5. p. 148. — Anzeige von Schauspielen Iffland's. p. 149. — Die G. A. und die Romanen-Literatur. — Sophiens Reisen; Begebenheiten der Jungfrau Meyerin; Sebaldus Nothanker. p. 152. — Heinse's Ardinghello. p. 152. — Bouterweck 1807 über Heinse. p. 153. — Vornehmheit gegen die Belletristik. p. 154. — Jakobi's Woldemar; Graf Donamar und Gustav und seine Brüder von Bouterweck. p. 155. — Thümmel's Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. p. 156. — Jean Paul. 157. — Levanna. p. 158. — Die G. A. gegen die romantische Schule, weil der poetische Mysticismus dem Geiste des Protestantismus zuwider sei. p. 159. — Franz Horn. — Adam Müller. — Schlegel's Vorlesungen über dramatische Kunst. p. 161.

3) Geschichte und Politik.

Göttingens Verdienste. Gatterer. Schlözer. Meiners. Spittler. p. 164. — Seine Ansicht über Philosophie der Geschichte, und die Stellung der Göttinger bei der Frage nach der Veredelungsfähigkeit der Menschheit. p. 166. — Spittler über Joh. v. Müller's Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaften, Schiller's Geschichte des Abfalls der Niederlande, Mirabeau de la Monarchie prussienne sous Fréderic le Grand. p. 169. — Schriften über die franz. Revolution. Des droits et des devoirs du Citoyen. p. 170. — Campe's Briefe aus Paris. Desmoulin's Journal Revolution de France et de Brabant. p. 173. — Schriften gegen die Nationalversammlung: Adresse aux Provinces. Ouvrez donc les yeux. Moins de paroles et plus d'effets. Brandes Betrachtungen über die französische Revolution. p. 173. — Georg Forster, seine Stellung zu Göttingen und zu Heyne, seine Thätigkeit für die G. g. A. und Endschaft derselben aus politischen Gründen. p. 175. — Krisis des Jahrs 1792. — Mainz und Göttingen. — Eine Erklärung Kästner's. p. 178. — Rückblick auf Hannover und hannoversche Staatsschriftsteller. Rehberg und Ernst Brandes. p. 181. — Die »gute Gesinnung«. — Ernst Brandes über einige bisherige Folgen der französischen Revolution und Spittler. p. 184. — Rehberg's Untersuchungen über die französische Revolution. p. 186. — Spittler's Charakteristik Robespierre's und einiger Girondisten. p. 189. — Dumouriez gegen die G. g. A. p. 191. — Hannover in französischem Kriegsbesitz. — Rehberg über den Adel und Sartorius Anzeige dieses Buches. p. 192. — Zustand Göttingens während der Occupation. — Preußens »Administration Hannovers bis zum allgemeinen Frieden«. p. 194. — Abtretung an Preußen. — Mortier ergreift wieder Namens Frankreichs Besitz. — Die G. A. gegen politische Rechnerei, Tabellen-Statistik und Vergrößerungssucht. — Materielle und geistige Kräfte des Staats. p. 195. — Über politische Schriftstellerei. — Pflicht der Parteinahme. p. 196. — Die G. A. fangen an Partei für das unterdrückte Deutschland zu nehmen. p. 197. — Winke an das Vaterland. p. 199. — Arndt's Geist der Zeit. p. 201. — Rehberg über die Staatsverwaltung deutscher Länder. p. 202. — Brandes Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland. p. 203. — Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II. p. 204. — Buchholz Untersuchungen über den Geburtsadel und die Möglichkeit seiner Fortdauer im 19ten Jahrhundert. p. 205. — Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreiche Preußen bis zum 14. Oct. 1806. — Materialien zu der Geschichte der Jahre 1805, 1806, 1807. p. 206. — Betrachtungen und Aufschlüsse über die Ereignisse der Jahre 1805 u. 1806 und des Obersten von Massenbach. — Einwirkungen des westphälischen Hofes auf die G. A. p. 208. — Rehberg über Ludwig von Haller's Handbuch der allgemeinen Staatenkunde und des darauf gegründeten allgemeinen

Staatsrechts und der allgemeinen Staatsklugheit nach den Geſetzen der Natur. p. 210. — Johannes von Müller's Tod und die G. A. p. 217. — Heyne ſtirbt. p. 218. — Streifzug in die Jurisprudenz. — Hugo und die hiſtoriſche Schule. p. 219.

III. Periode. Eichhorns Redaction von 1813—1827.

Zur Charakteriſtik Eichhorns. p. 224. — Mitarbeiter. p. 225. — Fiorillo. — Zweites Regiſter zu den G. A. von Hartmann und Heß in Marburg. — Bouterweck's Selbſtkritik bei Anzeige ſeines Lehrbuchs der philoſophiſchen Wiſſenſchaften. p. 226. — Gottlob Ernſt Schulze. p. 227. — Schöne Literatur. p. 228. — Hiſtorik und Politik. — Sartorius gegen die von Haller'ſchen Lehren. — Saalfeld. — Sur le système continental etc. — Nichtparteinahme iſt ein Unding. p. 230. — Deutſchland: Nemeſis. p. 232. — Ernſte Worte der Vaterlandsliebe an Alle, welche Deutſche ſind und bleiben wollen. p. 235. — Über die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europas von Anſelm v. Feuerbach. — Deutſchlands Gefahren und Hoffnungen. p. 236. — Die warme Sprache der G. A. verſtummt plötzlich. — Hugo gegen den Beruf unſerer Zeit zur Geſetzgebung.

IV. Periode. Heeren's und Beneke's Redaction von 1827—1842.

Allgemeines p. 238. — Philoſophie. Anzeige von Hegel's Encyclopädie; erſte und letzte Rec. über Hegel. p. 239. — Bouterweck's letzte Arbeit. p. 248. — Karl Chr. Fr. Krauſe's Stellung zu den Göttingern und den gel. A. — Amadeus Wendt. p. 249. — G. E. Schulze's Selbſtanzeige ſeines Buches über die menſchliche Erkenntniß. p. 250. — Herbart und Ritter. p. 252.

Deutſche Literatur und ſchöne Wiſſenſchaften. Jakob und Wilhelm Grimm. — Wendt bei Gelegenheit der Etudes sur Goethe par H. Marmier gegen Rehberg und das junge Deutſchland. p. 253. — Wilhelm Meyer als Beurtheiler Chamiſſo's u. ſ. w. p. 255. — Gervinus; Bohtz. — Nichterwähnte deutſche Literatoren. p. 256.

Geſchichte und Politik. p. 257. — Heeren und ſeine Weiſe zu recenſiren. Er ſpricht ein freies Wort für die Univerſitäten. p. 258. — Jakob Grimm über deutſche Univerſitäten, Lehr- und Lernfreiheit, gegen Maturitätsexamina. p. 262. — Dahlmann ſehr wenig thätig. — Preußen und Frankreich von einem Rheinpreußen. p. 266. — Feldzeugmeiſter von der Decken. p. 268. — V. A. Huber. Verwandtſchaftsverhältniſſe zu Heeren. Seine über den gewöhnlichen Liberalismus hinausgehende Richtung. — Über Canning; über Capefigue Geſchichte der Reſtauration; über die Memoiren Ludwigs XVIII. — Rehberg's letzte Rec. über Tocqueville's Buch de la Démocratie en Amérique. p. 271. — G. H. Bode. — Dr.

Karl Reck. — Theologiſche Richtungen. — Lücke. — Über Strauß. p. 279. F. W. Rettberg. — W. H. D. E. Köllner. — Mitarbeiter in der Medicin und Jurisprudenz. p. 281. — Hugo bei Gelegenheit der Philosophie du droit par Lerminier über Simonismus und Communismus. p. 282.

Schlußwort. p. 287.

Die Göttinger Gelehrten Anzeigen sind das älteste noch bestehende kritische Blatt in Deutschland, was sie nicht wenig stolz macht. Sie wurden nämlich schon zwei Jahre nach der Inauguration der Universität gegründet und umfassen gegenwärtig etwa 300 Bände.

Wolf Balthasar Adolph von Steinwehr aus der Neumark, welcher schon in Leipzig fleißig an den dasigen gelehrten Zeitungen gearbeitet hatte, war 1738 kaum als Professor der Philosophie nach Göttingen berufen, als er den Plan zu einem kritischen Blatte faßte und 1739 die »Göttingschen Zeitungen« gründete. Das Unternehmen war nicht leicht, da sich kaum Lettern zum Druck fanden und auch an neuen zu besprechenden Büchern großer Mangel war. Steinwehr, ein Mann von allgemeineren Kenntnissen, suchte durch sorgfältige Umsicht und den angestrengtesten Fleiß die Schwierigkeiten, die sich dem jungen Blatte entgegenstellten, zu überwinden. Der sich schnell verbreitende Ruf der neuen Universität kam ihm dabei sehr zu Statten. Er nahm sich die Tübinger Anzeigen zum Muster, lieferte mehr Relationen als Beurtheilungen, und besprach Werke aus allen Wissenschaften. Wer ihn von seinen Göttinger Collegen dabei unterstützte, vermögen wir nicht anzugeben. Nur das läßt sich sagen, daß die 1740 durch Gesner errichtete deutsche Gesellschaft in keinerlei Beziehung zu dem Blatte trat. Steinwehr wurde 1741 nach Frankfurt a. d. O. als Bibliothekarius berufen und jetzt übernahm der schon alte, aber durch seine Vorlesungen über Politik, Moral und öffentliches Recht sehr beliebte Professor Treuer die Redaction und führte sie bis zu seinem Tode im Februar d. J. 1743 fast ohne alle fremde Unterstützung

fort. Sein Tod setzte die Verlagshandlung in nicht geringe Verlegenheit, da sich keiner finden mochte, der so große Bücherkenntniß besaß und einen so reinen Stil schrieb als Treuer. Endlich versuchte sich der juristische Privatdocent Wilhelm Lorenz Willich, zweiter Bürgermeister der Stadt Göttingen, an der Redaction. Da er aber keine Unterstützung fand und sämmtliche »Stücke« allein abfassen mußte, so legte er die Redaction schon im September desselben Jahrs in die Hände des Prof. Oeder nieder. Seit 1745 wurde das wöchentlich zweimal erscheinende Blatt von einer Gesellschaft Göttinger Professoren nothdürftig fortgeführt, bis im April 1747 Albrecht von Haller die Redaction übernahm. Mit ihm kam ein neuer Geist über die bis dahin dürren und principienlosen Blätter, und seit jener Zeit fangen die G. g. A. erst an eine Geschichte zu haben, weil ein selbstständiges Leben.

Forscht man in diesem Leben nach Ruhepunkten, so bieten sich die verschiedenen Redactionswechsel von selbst als solche dar, obgleich es zu viel gesagt heißt, daß der Geist jener Redactoren, nicht der Zeitgeist, es gewesen sei, der die Tendenz der G. A. bestimmt habe. Ein Redacteur übt freilich schon dadurch den bedeutendsten Einfluß, daß er die Schriften, welche angezeigt werden sollen, in der Regel wählt, daß er unter den Mitarbeitern wählt, daß er die Pflicht hat Lücken auszufüllen, die Macht Aufsätze, die seiner Ansicht widerstreiten, zurückzuweisen. Allein trotz dem wird auch der energischste Charakter auf längere Dauer dem Zeitgeiste nicht widerstreben können, er drängt wie Gas durch die feinsten Öffnungen und hat unversehens den für verschlossen gehaltenen Raum erfüllt. Sperrt man sich aber hermetisch ab, oder versucht dieses nur, so ist Stillstand, oder da dieser unmöglich, Rückschritt unvermeidlich. Das zeigt auch die Geschichte der G. Anzeigen, und werden wir es im Einzelnen nachweisen können. Die Redactionswechsel scheinen uns aber schon deshalb die günstigsten Anhalts- und Rückblickspunkte, weil sie zufällig mit den bedeutendsten Weltbegebenheiten und neuen Richtungen im geistigen Leben Deutschlands zusammenfallen.

Die erste Redaction, die Haller-Michaëlissche von 1747 bis 1770 fällt mit der Regierungszeit Friedrich des Großen so ziemlich zusammen und mit jener Epoche des aufkeimenden gei-

ſtigen Bewußtſeins in Deutſchlands, die wir Aufklärungsperiode nennen möchten.

In die Heyne'ſche Redactionszeit von 1770 bis 1813 fallen die Sturm- und Drang-Periode unſerer Literatur, die Kantiſche Philoſophie und die Schulen aus derſelben, die vollendete Ausbildung des deutſchen Drama und Epos, die franzöſiſche Revolution und die Kaiſerzeit.

Die Eichhorn'ſche Redaction fängt mit den ſ. g. Freiheitskriegen an, dauert während der ganzen Reſtauration und endigt kurz vor der Julirevolution — 1813—1828.

Die Heeren-Benecke'ſche Redaction reicht von 1828 bis 1842 — wo Havemann die Redaction der ſchon in das zweite Jahrhundert übergetretenen Blätter übernimmt.

I. Periode.

Die Göttinger Anzeigen unter der Redaction Albrecht von Hallers und David Michaëlis von 1747—1770.

A. v. Haller zählte in der Vorrede zu dem Jahrgange 1747 die vornehmſten Eigenſchaften einer guten gelehrten Zeitung und ihres Redacteurs auf und verſpricht danach dieſe Zeitungen fortzuführen.

Zu jener Zeit wurde aber als die hauptſächlichſte Bedingung für eine gute Redaction die genugſame Zufuhr der nöthigen Bücher gehalten, ein Ding, weshalb wir heute eben nicht beſorgt zu ſein brauchen, welches aber den Göttingſchen Zeitungen allein durch die zahlreichen Anſchaffungen der Bibliothek, wie durch die Verbindung mit England gewährt wurde.

Der »Verfaſſer einer Zeitung«, meinte Haller, »müſſe Verſtand haben, viel fremde Sprachen verſtehen und einen tiefen wiſſenſchaftlichen Fond beſitzen; er müſſe wiſſen, was neu, was gemein, was wahrſcheinlich, was wahr und was unglaubwürdig ſei. Sodann müſſe ihn eine gewiſſe Billigkeit beſeelen und kein Eigennutz dürfe ſeine Feder beſchmutzen, ſelbſt der ſeine Ei-

gennutz nicht, der durch Gleichheit der Meinungen erzeugt werde, oder aus der Freundschaft für den Verfasser eines Buches entstehe. Nichts sei ja niederträchtiger und schändlicher, als die Aufführungen derjenigen Zeitungsschreiber, die Niemanden lobten, als wenn er sein Lob mit Geschenken, Unterwerfung oder Eintritt in ihre Secte bezahle, und die hingegen alles tadelten, was ihren Meinungen, Ansichten und Freunden zuwider sei.«

Und man muß es den Göttinger gelehrten Anzeigen lassen, daß sie während der ganzen Zeit ihres Bestehens dieses ehrenwerthe Princip befolgt haben, daß sie mit wenig Ausnahmen Sectirerei, Parteilichkeit und gehässiges Hineinziehen von Persönlichkeiten in die Kritik vermieden haben, und daß sie in dieser Hinsicht als ein Muster, namentlich für so viele neue Journale, wissenschaftliche wie belletristische, dastehen.

Mit dem 1sten Januar des Jahres 1753 fangen die Zeitungen an, den neuen Titel »Göttingsche Anzeigen von gelehrten Sachen« zu führen und zeigen an, daß sie mit diesem Stücke unter Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften herauszukommen beginnen. Es war diese Societät unter dem 23sten Febr. 1751 vom Könige Georg II. gestiftet, nach einem von Haller umgearbeiteten Plane des Grafen Bünau. Ihre Bestimmung war, für die Erweiterung der Wissenschaften thätig zu sein und alle Disciplinen, mit Ausschluß der Theologie und Jurisprudenz, zu umfassen. Die Mitglieder versammelten sich monatlich in drei Classen, der physikalischen, mathematischen und historisch-philosophischen, um Vorlesungen zu halten und von merkwürdigsten Vorfällen im Gebiete der Wissenschaft Kunde zu nehmen. *) Ihr erster Präsident war Albrecht von Haller und

*) Über Käſtners Stellung zur Universität hat Prutz in seinem Dichterbunde p. 189 offenbar das richtigste Urtheil gesprochen, was wir aus der Durchsicht von einigen hundert Privatbriefen (jetzt im Besitze des Hrn. Archiv-Rath Kestner zu Hannover) bestätigen können. Käſtner war zu sehr von Eigendünkel eingenommen, haftete an Kleinigkeiten und Persönlichkeiten und stand sein Lebelang isolirt in Göttingen. Er war nicht fähig sich zum Mittelpunkte eines Kreises zu machen, weil er allenthalben anstieß, Freundschaft eines Witzes wegen opferte. Seine Stellung zu der Societät der Wissenschaften kann man am besten aus folgendem Scriptum folgern, das wir aus seinem ungedruckten Nachlasse der Curiosität wegen hier mittheilen:

auf ſeine Veranlaſſung übernahm die Societät nicht nur die Aufſicht, ſondern auch den Verlag der gelehrten Anzeigen. Denn man führte ſchon damals vielfache Klage über die Willkührlichkeit der Buchhändler.

Die Societät hatte nach dem Berichte, den ihr Präſident den neubetitelten Anzeigen vorausſchickte, mit unparteiiſchen Augen die Fehler dieſes Wochenblatts angeſehen, und ſowohl dasjenige zum Augenmerke genommen, was die Vollkommenheit in einem ſolchen Werke ausmacht, als dasjenige insbeſondere, was hier möglich ſei.

Es wird von der Redaction anerkannt, daß bisher in Anſehung der Arzneikunſt und Geſchichte der Natur zu viel gegeben

---

Tafel der Kön. Geſ. der W. zu G. im Anfange des Jahres 1760:

א) Präſident: Hr. v. Haller.

ב) Mitglieder.

A. Ordentliche.

א. Directoribiles.

Hr. Prof. Gesner.
Hr. Prof. Hollmann.

ב. indirectoribiles.

a. Mit Penſion.

a. Mit Penſion als Mitglied und Secretair:
Hr. Prof. Michaelis.

b. Mit Penſion als Mitglied ſchlechtweg:
Hr. Prof. Mayer.

b. Ohne Penſion: Hr. Prof. Käſtner.

B. Außerordentliche.

a. Weder kommende noch arbeitende: Hr. Rath Franz.

b. Kommende und nicht arbeitende: Hr. Prof. Archenwall.

c. Kommende und arbeitende:

a. ſolche, die andere zu bereden wiſſen, ſie wollten heraustreten, damit dieſe andern heraustreten, uno verbo breitſchlagende, Hr. Prof. Röderer.

b. ſolche, die heraustreten, weil ſie ſich haben bereden laſſen, die andern wollten heraustreten, kurz breitgeſchlagene: Hr. Prof. Lowitz.

ג) Secretair.

α) Geweſener, mit Beibehaltung ſeiner Penſion ohne Verrichtung des Amtes: Hr. Prof. Michaelis.

β) Wirklicher, mit Verrichtung des Amtes und Penſion: Hr. Prof. Hamburger.

ד) Ordentliche Gäſte.

ב. Gegenwärtige proprie tales.

ב. Abweſende Correſpondenten.

Anm. Die Claſſen von ד und ihre Unterabtheilungen weit auseinander zu ſetzen, war der Abſicht des Verf. dieſer Tafel nicht gemäß.

ſei und eine gleichmäßigere Behandlung der übrigen Disciplinen verſprochen. Man verwahrt ſich dagegen, daß hauptſächlich engliſche Neuigkeiten angezeigt ſein, und beruft ſich auf die Anzeigen vieler ſchwediſcher, franzöſiſcher und italieniſcher Bücher. Bisher war jedes Stück der Zeitungen mit einem ſchlechten Holzſchnitt, das großbritanniſch-hannoverſche Wappen darſtellend, geziert. Ein ſolcher Holzſchnitt iſt bei Zeitungen dasjenige, was Ferien, Reſpekttage oder Schwänzelſtündchen in den Collegien ſind. Die Societät beſchließt nun: dieſer unnütze Holzſchnitt, welcher jährlich 78 Seiten wegnehme, ſolle wegfallen, um den Platz ganz nützlich zu machen. Statt zweier Stücke ſollen fortan drei erſcheinen und die möglichſte Geſchwindigkeit der Nachrichten erzielt werden. Die Redaction beruft ſich wegen der Hauptpflichten unparteiiſcher und zuverläſſiger Auszüge auf die in der Vorrede zum Jahre 1747 geäußerten oben angeführten Gedanken und fügt hinzu: »es wird unſere Beſtrebung, ihnen nachzukommen, um ein Großes vermehrt werden, da dieſes Wochenblatt nunmehr unter der Aufſicht einer Geſellſchaft ſteht, die den Ruhm ihres Stifters und die Ehre des ihr gnädigſt verliehenen Namens zu vertheidigen hat. Unſere Urtheile werden noch gemäßigter, unſer Fleiß noch ernſthafter werden als damals, da uns nichts als die Sorge für unſere eigene Achtung antrieb. Die Streitigkeiten werden uns noch verhaßter, und alſo noch ſeltener werden; wir haben uns ſchon erklärt, daß wir keine Waffen vorzüglicher zu gebrauchen denken, als die vergrößerte Sorgfalt Recht zu thun.«

Mögen ſolche Grundſätze in unſerm modernen Gefühlsſinn einen Pudergeruch zurücklaſſen, man muß ihnen eine gewiſſe Nobleſſe und Ehrenhaftigkeit zugeſtehen, die dem modernen egoiſtiſchen, wenn auch pikanten und geiſtreichen Weſen nur zu oft fehlt. Es kann dieſe Ruhe in Schwäche ausarten, und ſie iſt gerade bei den Göttinger gelehrten Anzeigen öfter darin ausgeartet, immer aber wird ſie achtungswerther ſein, als blinde Leidenſchaftlichkeit und rohe Ungebühr.

Die Redaction der Göttinger gelehrten Anzeigen blieb aber nur kurze Zeit in den Händen Albrecht von Hallers. Er kehrte von einer Reiſe in ſein Vaterland nicht wieder nach Göttingen zurück, ſondern nahm 1753 in Bern die ihm durchs Loos zuge-

fallene Ammanns-Stelle an. Die Redaction der gelehrten Anzeigen ging nun auf Michaëlis über. So groß dieser Verlust für Göttingen überhaupt war, so wenig berührte er im Ganzen die gelehrten Anzeigen. Haller blieb der thätigste Mitarbeiter derselben und Pütter versichert, daß dieselben ihm 11,000 Aufsätze und Anzeigen verdankten. Er recensirte bis zu seinem Tode (1777) nicht nur medicinische und naturhistorische Bücher, sondern Werke aus allen Fächern, und war eifersüchtig darauf, die Göttinger Anzeigen, die er als seine Streitrosse und Kampfwägen betrachtete um siegreich in die Massen seiner Gegner zu dringen, für sich zu behalten. So entstanden, als schon Heyne die Redaction übernommen hatte, für diesen ängstlichen Mann mancherlei Verlegenheiten. Er konnte in Vielem Hallers Ansichten nicht beistimmen, hielt seine Kritik für eine einseitige und parteiliche und wagte doch auch nicht dem fortwährenden Präsidenten der Societät seine Arbeiten zurückzuschicken. Der diplomatische Briefwechsel mit dem Referenten des Curatoriums zu Hannover, dem älteren Brandes, bei dem sich Heyne in diesen Collisionsfällen Raths erholte, würde mancherlei Interesse darbieten. Leider hat Heeren desselben in Heynes Biographie nur kurzer Erwähnung gethan. Die Persönlichkeiten Hallers und Michaëlis sind es aber, welche den Charakter der Göttinger Anzeigen in dieser Periode hauptsächlich bestimmen.

Albrecht von Hallers Name und Verdienste sind so bekannt, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, wollten wir hier eine ausführliche Charakteristik desselben geben. Was er als Naturforscher und Mediciner war, darüber hat sich einer unserer gelehrtesten medicinischen Literarhistoriker, Marx, in einer kurzen, aber präcisen und auf langjähriges Studium der Hallerschen Werke gestützten Charakteristik Hallers, in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1837 St. 1 ausgesprochen, aus der wir hier Folgendes mittheilen.

»Es ist schwer zu sagen, was man mehr an Haller bewundern soll, ob die Mannigfaltigkeit der von ihm behandelten Gegenstände, die Einfachheit und Gründlichkeit der Untersuchungen, die streng wissenschaftliche Haltung und die Unermüdlichkeit in Aufsuchung des Materials, oder die Kraft der Beurtheilung aus der fast unübersehbaren Masse der Thatsachen Übersichten und Gesetze abzuleiten.«

Was speciell seine Thätigkeit für die gelehrten Anzeigen betrifft, so sagt Marx: »Wer prüfend auch diese seine Leistungen durchgeht, dem ergiebt sich, daß er den Ärzten und Naturforschern die Aufgabe stellte, das Überlieferte zu achten, weiter auszubilden; das Wissen fremder Nationen zum eigenen umzugestalten; die Bestätigung einer gewonnenen Erfahrung einer neuen Entdeckung gleich zu achten, immer auf die Stimme der Natur zu hören, einfach zu bleiben im Ausdruck wie in der Handlungsweise, an den Versuch, an die Induction sich zu halten und vor unbegründeter Annahme sich zu bewahren.«

Haller war es, der den Göttinger Anzeigen jenen Charakter aufdrückte, wonach die Naturwissenschaften in ihnen unbedingt vor den Geisteswissenschaften prädominiren, einen Charakter, den sie bis auf die heutige Zeit beibehalten haben, was sich zum Theil auch aus der Einrichtung der Societät der Wissenschaften erklärt. Übrigens hatte Haller zu der deutschen Literatur eine so entschiedene Stellung, daß er diese gerade am wenigsten vernachlässigte, sondern, wie wir nachweisen werden, die Göttinger Anzeigen im Interesse theils der Schweizer, theils der Niedersachsen gegen Gottsched und seine Anhänger nutzte.

Ein Mann gänzlich verschiedener Bildung und verschiedenen Charakters war Johann David Michaëlis, der erste deutsche Orientalist, welcher einen weit über England, Frankreich und Schweden verbreiteten Namen hatte und dort gleichsam zu Hause war. Sein kernhaft gesunder Menschenverstand, seine reichen Sprach- und Geschichtskenntnisse, vor allem aber der Vorgang der Engländer, hatten ihn hoch über die abgestumpfte Dogmatik seiner Zeit erhoben. Allein Michaëlis war viel zu klug, um ganz ehrlich zu sein. Er wußte recht gut, wie er mit der Dogmatik daran war, aber er scheute sich mehr als die Vordersätze seiner Lehren auszusprechen, ja er verleugnete sogar die nothwendigen Consequenzen und verleugnete die des ehrlichen Semmler. So gern er »die dummen Orthodoxen« jener Zeit mit seinen derben Späßen im Colleg traf, so vorsichtig war er in seinen Schriften, namentlich in seinen Recensionen für die Göttinger gelehrten Anzeigen. Er fürchtete die Theologen, da er aus seiner eigenen Erfahrung und aus tausend Beispielen der Geschichte wußte, daß Niemand unermüdlicher und intriguanter in

Verfolgungen, hartmäuliger im Hasse und unversöhnlicher sei, als sie. Michaëlis war persönlich Egoist, der namentlich die Macht des Geldes sehr wohl schätzte, und dem neben seinem Rufe und seinem Einflusse nichts lieber war als das Geld. Das machte ihn denn auch zu einem ängstlichen Manne. Er mochte es mit Niemand gern verderben, weil man nicht wissen könne, wo der unbedeutendste Mensch einmal wieder schaden, sich rächen könne. —

Diese Ängstlichkeit charakterisirt auch das Programm, womit er die Redaction im Jahre 1753 übernahm. Er bittet, wegen eines widrigen Urtheils nicht ungehalten auf *ihn* zu sein, da er ja nicht *alle* Anzeigen schreibe, und erklärt, daß er es sich zum Gesetz gemacht habe, nicht leicht von einem Buche ein überhaupt *nachtheiliges* Urtheil zu fällen, vielmehr werde er die Bücher, von denen er nichts überwiegend Gutes sagen könne, lieber mit Stillschweigen übergehen; den Lesern sei doch an Nachricht von solchen Büchern am meisten gelegen, welche Lob verdienten. Wenn auch nicht mit Unrecht die Entdeckung schlechter Bücher von den Zeitungsschreibern verlangt werden könne, so glaube er doch nicht eben für seinen Theil verbunden zu sein, *sich durch Erwähnung solcher Bücher Haß zuzuziehen*. Wahrlich, ein sehr naives und offenherziges Geständniß! Und es charakterisirt nicht nur Michaëlis, sondern mit wenigen Ausnahmen die gesammten Göttinger g. A. Sie haben von Anfang bis auf die Jetztzeit herben Tadel vermieden, wo es nur möglich war, auch wenn er noth that. Unbedingt lobenswerth ist dagegen der ausgesprochene Grundsatz, daß von Fremden und Unbekannten nie über eine Schrift ein unglimpfliches Urtheil aufgenommen werden solle, sie möge es verdienen oder nicht. »Die Societät,« heißt es, »steht wenigstens in dem Gedanken, es hänge die Glaubwürdigkeit der Urtheile, die in ihren Anzeigen gefällt werden, schlechterdings davon ab, daß man keinem eingesandten Lobe seiner selbst, oder seiner Freunde, und keinem Tadel, der von einem Fremden und Unbekannten herrührt, einigen Platz verstatte.«

»Ich kann dabei nicht verhehlen,« fährt Michaëlis fort, »daß man sich beinah über die Unvorsichtigkeit einiger Gelehrten verwundert, die nach einer zu wiederholten Malen geschehenen

Verbittung ſolcher Aufſätze, noch ſtets fortfahren, Recenſionen von ihren eigenen Werken, die voll Lobeserhebungen ſind, an die Expedition einzuſenden. Sollte man durch den allzuöfteren Anlauf ſolcher Recenſionen gezwungen werden, ſo muß der Gebrauch darin beſtehen, daß man mit der Nennung des Verfaſſers die eigenen Lobeserhebungen abdrucken ließe und ihnen eine anderweitige unparteiiſche Recenſion hinzufügte. Die Geſellſchaft wird ſich nie dadurch verwerflich machen, daß ſie Dienerin einer fremden Unverſchämtheit wird.«

Es ſcheint, die Unverſchämtheit bleibt zu aller Zeit dieſelbe, nur daß man heut zu Tage nicht mehr ſo offenherzig hervortritt, ſondern ſich lieber durch Freunde lobpreiſen läßt. Die Göttinger gelehrten Anzeigen haben, ſo viel wir wiſſen, nur einmal, unter Heyne's Redaction, von dem Mittel Gebrauch gemacht, unter eine lobende Selbſtrecenſion den Namen des Verfaſſers zu ſetzen, und dies geſchah dazu noch bei einem Göttinger Gelehrten ſelbſt, Prof. Wild (?).

Welche ſehr bedeutende Stelle Michaëlis aber, trotz dieſer ſeiner Ängſtlichkeit, es nicht mit der Welt, namentlich nicht mit dem Curatorium in Hannover und mit den Theologen zu verderben, in der Geſchichte der Aufklärung einnimmt, hat zuerſt Schloſſer in ſeiner Geſchichte des 18ten Jahrhunderts gebührend anerkannt. Er war es, nach Schloſſer, welcher den erſten Lichtſtrahl in das Dunkel der jüdiſchen und chriſtlichen Exegeſe und Dogmatik warf, indem er den Orient aus dem Orient zu erklären ſuchte, um das alte Teſtament zu verſtehen Kritik des Textes, Erforſchung der genauen Bedeutung der Worte, Bekanntſchaft mit den arabiſchen Dialecten, den Gebräuchen und der Poeſie des Orients forderte. »Er redete von Wallerius und Linné, von Naturwiſſenſchaften und Politik, wandte Montesquieu auf die moſaiſche Geſetzgebung an, handelte vom Ackerbau und Pferdezucht und allen politiſchen und öconomiſchen Wiſſenſchaften.« Demnach ſollte man glauben, daß er gerade auch die Redaction der Göttinger Anzeigen benutzt habe, um in dieſem Sinne zu wirken. Allein wir haben davon weit weniger Spuren gefunden, als wir geſucht. Dies erklärt ſich aber einfach daraus, daß Michaëlis damals noch ziemlich iſolirt in Deutſchland ſtand und er daher nur bei Selbſtanzeige ſeiner

eigenen Schriften Gelegenheit finden konnte, in der angegebenen Weise für Aufklärung zu wirken. Dazu kam denn noch die ungemeine Beschränktheit der theologischen Wissenschaften und ihre strenge, zunftmäßige Abgeschlossenheit. Casuistik und Polemik waren die beiden einzig cultivirten Zweige der Theologie. Polemik wurde namentlich von Kathedern und in Schriften nicht nur nach allen einzelnen Glaubensartikeln, sondern auch besonders gegen alle einzelnen Religionsparteien vorgetragen. Hätte Michaëlis, der ja nur der philosophischen Facultät angehörte, gewagt, Bücher anzuzeigen und zu recensiren, welche in dies theologische Gebiet gehörten, die ganze theologische Facultät, alle die Feuerlein, Heumann, Ribow, Walch, Heilmann, Förtsch, Leß, so wenig sie unter einander Freunde waren, würden sich einstimmig erhoben und den Frevler bei Münchhausen verklagt haben. Ging doch selbst bei der größten Vorsicht, der Michaëlis sich befleißigte, kaum ein Semester hin, in welchem die theologischen Collegen ihn nicht in Hannover der Heterodoxie angeklagt. Ohne Münchhausens Schutz und die Beweise, welche er vorsichtig über seine eigene Orthodoxie beizubringen wußte, hätte ihn sicher das Schicksal Wolf's getroffen. Nichts möchte überhaupt einen tieferen Blick in die geheime Geschichte der Universität Göttingen eröffnen, als eine Publication der Acten des Universitäts-Curatoriums und hauptsächlich der an die Curatoren, Referenten, Freunde derselben u. s. w. geschriebenen Privatbriefe. Wie viel Verläumdungen, Insinuationen, Verfolgungen würde man da finden, die hauptsächlich von Theologen ausgingen? —

So erklärt sich, wie über Dinge, welche Michaëlis in seinem Collegium mit einem derben Witze todt schlug, in den G. g. A. ein Langes und Breites referirt und discussirt wurde. Man sieht dies z. B. bei dem nicht unberühmten Streit zwischen dem Pastor Elias Friedrich Schmehrsahl, der eine natürliche Erklärung der Geschichte Sauls mit der Betrügerin zu Endor schrieb, wogegen sich Benjamin Bieler, Pastor zu Schweidnitz, im Jahre 1752 erhob und in einer »richtigen Auslegung der Unterredung Sauls mit der Zauberin und dem Gespenste zu Endor« das Dasein von Gespenstern und die Zauberei vertheidigte, vor der »weltweisen Wahrscheinlichkeit der witzigen Ver-

nunft« warnte, über die neue Weltweisheit und den Satz des zureichenden Grundes ſich in bittere Klagen ergoß und Proben von Hererei erzählte, die er in Schweidnitz ſelbſt beobachtet habe. Hierauf ſchrieb denn Schmehrſahl ein zweites Stück von 288 Seiten, und der ganze Streit erregte großes Intereſſe, Parteiungen und Spannung in der theologiſchen Welt und wurde in den G. A. nach ſeiner ganzen Breite verhandelt.*) Oder wenn in den G. A. die vom Superintendenten Winkler geſchriebenen »Unterſuchungen des von Gott über die vom Satan beſeſſene Schlange gefällten Urtheils« rühmend erwähnt wurden, und der Recenſent das Reſultat dieſer Unterſuchungen dahin beiſtimmend hervorhob: daß eine wirkliche Schlange bei dem Geſchäft der Verführung Adams durch Eva vom Satan gebraucht ſei, und zwar daß dies eine Drachenſchlange geweſen, der Gattung nahe, von welcher Bochart in einem Briefe an Capellum Erwähnung gethan.

Auf der andern Seite finden wir aber auch wieder, daß ſich die G. g. A. den ſcholaſtiſchen Breiten und unnützen Erörterungen der damaligen Theologie, wie ſie z. B. der Salm-Salm-Kyrburgſche Oberpfarrer Nikolaus Pontizki, in ſeinen: »Abſichten Gottes und der Menſchen bei den Leiden Chriſti« vortrug, kräftig widerſetzten. —

Die Göttinger gelehrten Anzeigen ſollten nach dem Plane Hallers, den auch Michaëlis verfolgte, wenig mehr ſein als ein vollſtändiges Repertorium der geſammten inländiſchen wie ausländiſchen Literatur, mit Hinweiſungen auf den Fortſchritt in den einzelnen Disciplinen; und das ſind ſie denn in dieſer erſten Periode, wie auch in einem Theile der zweiten, in ſo ausgezeichneter Maaße geweſen, daß ſich keine Zeitſchrift, kein ſpäter gearbeitetes bloßes Repertorium, ihnen an die Seite ſtellen kann. Sie haben ſämmtliche Entdeckungen und Wahrnehmungen des Inlandes und des Auslandes in der Phyſik, Mathematik, der Naturgeſchichte immer ſehr frühzeitig mitgetheilt und verbreitet. Sie haben namentlich durch das Leſen der Ausländer auch in der Völkergeſchichte, Erdbeſchreibung, Statiſtik und Exegetik und dem Studium aller

*) G. g. A. 1753 St. 11 p. 93—96.

Sprachen viel zur Erweiterung der herrſchenden Begriffe beigetragen und endlich, wie ſchon Heyne bemerkte, iſt der Gebrauch von Reiſegeſchichten, welcher zur Aufklärung in Philoſophie, (wir verweiſen z. B. nur auf Hugos Naturrecht, das ſeine Beiſpiele aus allen Zonen herholt) Theologie und Politik ſo ſehr gewirkt und den Geſichtskreis der Denker, auf zwar langſamen und unſcheinbaren Wegen, um ſo Großes erweitert haben, faſt allein von Göttingen und den Gelehrten Anzeigen ausgegangen.

Ein vorzügliches Verdienſt erwarben ſich die Göttinger Anzeigen aber durch die Kunde, welche ſie von den Werken des Auslandes gaben und ſo häufig in Deutſchland allein geben konnten, welches wieder in dem engſten Verhältniß mit dem Wachsthum der Bibliothek ſtand. Mit Recht rühmt daher ſchon Michaëlis in ſeiner Vorrede von 1753 die »gnädige Fürſorge des Mäcenas Münchhauſen, durch welche wieder die Veranſtaltung getroffen ſei, daß man die auswärtigen neuen und wichtigen Werke noch in größerer Anzahl und früher als bisher in Göttingen haben könne.« Um nur ein Beiſpiel zu erwähnen, von Woods Verſuch über das Originalgenie Homers, welches Buch bekanntlich den erſten Anſtoß zu der homeriſchen Frage gab, war Jahrelang das einzige Exemplar in Deutſchland nur auf der Göttinger Bibliothek (G. A. 1770 St. 32), und man erhielt nur durch die Göttinger Anzeigen Kunde von ſeinem Inhalt, ſo daß man beinah über Verrath und Raub ſchrie, als nach etwa 6 Jahren eine Überſetzung erſchien.

Die Göttinger Anzeigen nahmen aber nicht nur von jedem neu erſcheinenden Buche, wenn auch noch ſo kurze Notiz, ſondern auch von allen in Deutſchland und dem Auslande erſcheinenden periodiſchen Schriften. Man kann ſchon daraus etwa ſehen, wie aufmerkſam man in Göttingen damals auf ſolche Erſcheinungen der periodiſchen Preſſe war, daß in dem vorzüglichen durch Eckhard angefertigten Regiſter über die Göttinger Anzeigen von 1752—1782, beinah 30 Seiten bloß mit den Namen der in den Göttinger Anzeigen erwähnten periodiſchen Blätter gefüllt ſind. Es mag gleich hier erwähnt werden, daß ſchon unter Heynes Redaction die Anzeige periodiſcher Zeitſchriften nachgelaſſen hat und daß ſie in den folgenden Perioden bis auf ein unbedeutendes zuſammengeſchrumpft iſt. Gegenwärtig muß es

ſchon ein ſehr gelehrtes Journal ſein, das ſich der Erwähnung erfreut, oder etwa ein engliſches, oſtindiſches oder indiſches. Da die Zeitſchrift-Literatur, in Deutſchland wenigſtens, gegen das vorige Jahrhundert nicht gewachſen iſt, wie man gewöhnlich glaubt, ſondern bedeutend gefallen, ſo kann »der gewaltige Strom der periodiſchen Literatur« kein Grund dieſer Vernachläſſigung ſein, wie man zur Entſchuldigung wohl angeführt hat. Daß derſelbe in der Verſchlechterung der periodiſchen Schriften liege, wird man vielleicht ſagen, allein prüft man gründlicher, ſo iſt auch eine ſolche Behauptung unerweislich. Jedenfalls ſteht dieſe Vernachläſſigung mit einer Vernachläſſigung des Ankaufs von periodiſchen Schriften für die Bibliothek im engſten Zuſammenhange, von wo aber das prius ausgehe, wagen wir nicht zu entſcheiden. *) —

Die Anzeigen in den G. g. A. füllen in jener Zeit höchſtens zwei bis drei Seiten, in der Regel nur eine oder eine halbe Seite. Dieſer repertoriengemäße und intelligenzblattartige Charakter der Göttinger Anzeigen überhebt uns der ausführlicheren Auszüge oder vollſtändiger Mittheilung der Anzeigen, weil dieſe in der Regel nur aus einer mehr oder minder kunſtgemäßen Relation beſtehen, und wie das in jener Zeit zu geſchehen pflegte, den Fortſchritt, der in einer wiſſenſchaftlichen Disciplin durch ein neues Werk etwa gethan war, nicht durch Raiſonement und Reflexionen, das Zeichen eines fortgeſchrittenen Bewußtſeins, begleitete, ſondern einfach durch eine Hervorhebung deſſen, was den Recenſenten neu oder mittheilungswerth ſchien. Etwaige Beurtheilungen ſind ſehr kurz, charakteriſiren höchſtens von der Seite des Nützlichen, des Guten, der Moralität und

*) Wir müſſen bei dieſer Gelegenheit offen eine Rüge ausſprechen, die, daß ſeit Heynes Tode auf periodiſche, namentlich politiſche Zeitſchriften beinah gar keine Aufmerkſamkeit von Seiten der Bibliothek verwendet iſt. So findet ſich von der Augsburger Allgemeinen Zeitung nur ein bis 1812 reichendes Exemplar, von dem Hamburger unpartheiiſchen Correſpondenten gleichfalls nur die Jahrgänge bis etwa 1814 — kurz keine einzige deutſche politiſche Zeitung vollſtändig. Erſt ſeit der neueſten Zeit fängt man wieder an die Verbindung mit dem liter. Muſeum zu benutzen, um auch einige Belletriſtiſche und kritiſche Journale, z. B. Blätter für liter. Unterhaltung, Zeitung für die elegante Welt, den Telegraphen u. ſ. w. zu ſammeln. Für neuere deutſche Geſchichtſchreibung iſt daher die Göttinger Bibliothek eine ſchlechte Quelle.

des Angenehmen, knüpfen überhaupt nur bei Einzelnheiten an. Selten daß man ein Gesammtbild erhält, seltener, daß ein Princip durchschlägt oder gar erleuchtet. Die Ausdrücke des Lobes oder Tadels sind allgemein, oft vag, kehren immer wieder. Es mögen übrigens eine Masse neuer einzelner Bemerkungen in solchen Anzeigen stecken, die für den, welcher den Standpunkt der Bildung jener Zeit nicht auf das allergenaueste kennt, gänzlich verloren gehen, weil sie heute etwas ganz Alltägliches, selbst der Masse Bekanntes sind. Aus Erdbeschreibungs-, Reisebeschreibungs- und statistischen Anzeigen könnten wir von solchen Beispielen mehrere anführen, wenn diese Dinge ein anderes Interesse als das des Komischen, augenblicklich Ergötzenden hätten. Heyne bemerkt schon in der Vorrede zu dem Eckhardschen Register, auf die wir später zurückkommen: daß die ersten Keime von hundert Bemerkungen und Verbesserungen des Lehrbegriffs und der Lehrsätze in verschiedenen Wissenschaften in den G. A. anzutreffen. »Ich selbst, fügt er hinzu, habe mit Vergnügen bemerkt, wie viel Sätze in dem Felde meiner Kenntnisse Anfangs nur schüchtern und sehr bedächtig in den G. g. A. beiläufig eingestreut worden, die jetzt allgemein bekannt, zum Theil trivial geworden.« Solche schüchtern und sehr bedächtig eingestreute Bemerkungen nun gleichsam herauszufischen, das war ein Unternehmen, worauf wir von vorne herein verzichtet haben, da dazu Kenntnisse und ein Studium gehören, wie sie, was deutsche Literatur betrifft, wohl höchstens bei Gervinus gefunden werden. Wäre Prutz mit seiner Geschichte des deutschen Journalismus vorangegangen, wir hätten gewiß vielen, uns so gänzlich unbedeutend scheinenden Dingen, mehr Aufmerksamkeit schenken können. So wollen wir zu dieser ersten Periode nur wenige Beispiele nachtragen, die uns vom heutigen Bildungsstande bemerkenswerth schienen, um die Art und Weise zu charakterisiren, wie die G. A. sich in dieser Periode gegen die allgemeine deutsche Literatur, Ästhetik und Kritik verhielten. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß zu der Zeit, wo unsere Periode anfängt 1747 (oder vielmehr erst 1753, wo die Societät der Wissenschaften die Oberaufsicht übernahm,) und Hallers Wirken für sie recht eigentlich begann, die Zeit schon längst vorüber war, wo sich Haller mit seinem Ernste, seiner descriptiv-philosophisch-dialectischen Poesie (um Kategorieen von

Gervinus zu gebrauchen) der ſocratiſch-anakreontiſch-epiſtolographiſchen (Hofmannswaldauiſchen) Dichtungsart Hagedorns, practiſch (in ſeinen Alpen 1729) entgegen geſtellt. Auch die Zeit, da Gottſched ſeinen Dictatorſtab ſchwang, die nordöſtlichen Provinzen Preußens und Sachſens nach ſeiner Pfeife tanzen ließ, ſämmtliche Schulmeiſter begeiſterte und die Peitſche der Kritik führte wie niemand in Deutſchland vor ihm, war vorüber. Die Niederſachſen hatten ſich ſchon um die »Bremer Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes« verſammelt, in den Schweizern war ſeit länger zum Bewußtſein gekommen, daß mehr als Verſtand und Regeln zur Dichtkunſt gehörten, Klopſtock hatte ſchon ſeinen Meſſias begonnen (1748), Leſſing, der vierundzwanzigjährige, und Ramler hatten Berlin von Leipzig emancipirt oder begannen dies vielmehr mit Muth, Kraft und ſchnellem Erfolge. Wieland hatte ſchon mit Haller im Lehrgedichte (von der Natur der Dinge), mit Hagedorn und den Sokratikern in den moraliſchen Briefen, als kaum 18jähriger Jüngling zu wetteifern begonnen, Gleim ſammelte ſeinen Halberſtädter Kreis um ſich, während Goethe, Herder, Bürger, Voß, die Stollberge, Heinſe erſt jüngſt, Schiller noch nicht geboren war. Kurz, es war die Zeit, wo die von Gottſched verworfene Einbildungskraft ihren Kampf mit den zuſammenleimenden oder zerſchneidenden Verſtande begann, bis am Ende der Periode Epos und Drama ſich neu geſtalteten.

Die G. A. charakteriſiren ſich in dieſer Periode in Hinſicht auf deutſche Literatur durch eine Hinneigung zu den Niederſachſen, Freundſchaft für die Schweizer, Anerkennung der Berliner und gemäßigten Kampf gegen Gottſched und ſeine Anhänger. Dieſe Stellung war ſchon dadurch erklärlich, daß die Gottſchedianer namentlich Haller anfeindeten, ſich über den ihm ertheilten Adel luſtig machten, ihn mit Schriftſtellern in eine Kategorie warfen, zu denen er nicht gerechnet ſein wollte und nicht gerechnet werden konnte, z. B. mit Gellert, Gleim, Nicolai, Zachariä, Oeſt. — Gottſcheds Zorn gegen die Göttinger Anzeigen, worin er auch die deutſche Geſellſchaft miſchte, iſt bekannt und geſchieht deſſelben noch 1760 St. 20 der G. A. Erwähnung. Dieſer Zorn war in ſo fern wenigſtens grundlos, als die Göttinger Anzeigen ihn immer ehrenhaft behandelt. Denn

als z. B. das zu jener Zeit großes Aufsehn erregende Werkchen: »die ganze Ästhetik in einer Nuß, oder neologisches Wörterbuch, als ein sicherer Kunstgriff in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen« erschienen war und 1754 im St. 135 angezeigt wurde, bemerkte der Referent zwar: »die ganze Schreibart, die in die Augen fallende muthwillige Begierde zu beleidigen, ohne das Vermögen eine gefallende und gemäßigte Satyre schreiben zu können, die Einmischung französischer Zeugnisse u. s. w. beweise, daß Gottsched der Verfasser sein müsse« — allein er erkannte auch an, was anzuerkennen, er stimmte dem Verfasser bei, wo er tadelte, daß französische Brocken, die man wohl in der gemeinen Rede oder im Briefstil gebrauchen dürfe, in die Gedichte gemischt würden, ja er würde ihm wegen dieses Tadels danken, wenn er denselben in andere Gränzen, als ihn Haß und Eifersucht vorschrieben, einschänken wollte. Referent verwahrt sich gegen die Vermischung der allerbesten Dichter mit schlechten und vertheidigt natürlich Haller.

Als nun aber Gottsched in der Leipziger gelehrten Zeitung erklärte: er sei nicht der Verfasser, ja er habe an dem Werke gar keinen Gefallen, da bat der Göttinger Rec. auf anständige Weise schon im Stücke 146 um Verzeihung. —

Was die Niedersachsen betrifft, so erklärten z. B. die G. A. 1754 St. 61, als Zacharias Rennomist und Schnupftuch aus den Bremer Beiträgen zuerst besonders abgedruckt waren, daß ihnen beide Dichtungen sehr wohl gefallen, daß sie dieselben mit Vergnügen gelesen, daß das Schnupftuch beinah noch von vorzüglicherer Schönheit sei, als der Rennomist. —

In dem Streite wegen der Messiade wollten die G. A. zwar, wie sie bei Anzeige der »Holsteinschen Streitschriften wegen der epischen Dichter, die von heiligen Dingen gesungen« ausdrücklich erklärten, keiner Partei beitreten, allein sie meinten doch, daß die Gefahr vor einer abergläubischen Mythologie nicht groß sei, daß christliche Epope nicht sündhaft und verwerflich sei und sagten mit Recht, daß durch die Streitschriften die Sache nicht klarer gestellt werde, man sähe nur Leute, die sich stritten und immer heftiger würden. Auch gegen

Leſſing verſuchten ſie den Meſſias zu vertheidigen (1758 St. 1069 und 1096), ohne ſelbſt über dieſes Epos ein eigenes Urtheil zu fällen. —

Der Standpunct der Unbefangenheit in der Kritik, welchen die G. A. damals einnahmen, offenbarte ſich aber am beſten bei Anzeige der Leſſingſchen Schriften. Sie nahmen zwar Partei für Leſſing, als dieſer den Paſtor Lange, wegen ſeiner Horaz-Überſetzung, »in Taſchenformat abfertigte,« konnten ſich aber in ſeine erſten dramatiſchen Verſuche durchaus nicht finden. Im Stück 35 d. J. 1754 war Henzi »aus den wahren hiſtoriſchen Umſtänden, die nicht jedem ſo bekannt ſind,« beurtheilt. Die Auftritte im erſten und zweiten Aufzuge erforderten Anerkennung, meint der Rec. Wenn man aber neuere Geſchichte ſchreibe, wovon die Hauptperſonen noch am Leben, ſo habe man viel größere Verpflichtung die Wahrheit zu ſagen; doch wird Leſſing durch falſche mündliche Nachricht entſchuldigt. Es ſei actenmäßig, daß Michali Dueret nicht der Urheber der Rathſchläge geweſen ſei. Er war und ſei noch »Enthuſiaſte« für die Demokratie und habe den Verſchworenen Rath gegeben, aber nicht ſo Grauſames angerathen. Dieſes ſei in Futters — Werniers und anderer Gehirn ausgeheckt. Werniers Charakter ſei unendlich entſtellt. Von Henzi ließen ſich ganz andere Gemüthseigenſchaften erweislich machen, als ihm Herr Leſſing zuſchreibe. Man forderte alſo eine hiſtoriſche Treue die ſich ſelbſt auf Gemüthsſtimmungen des Helden erſtrecken ſollte, ohne daran zu denken, wie weit ein Dichter mit ſolcher kommen würde.

Als Leſſing im 3ten Theile ſeiner Kleinen Schriften die Rettung verſchiedener Schriftſteller verſuchte, meinten die G. A. St. 69 v. J. 1754 höchſt naiv, bei Herrn Leſſing fände ſich doch mannichfachere Gelehrſamkeit, als ſonſt mit ſo vieler Lebhaftigkeit des Geiſtes verbunden zu ſein pflege.

Die Anzeige des 4ten Theils dieſer Schriften im St. 70 deſſelben Jahrganges führte bekanntlich zu einem Streite über die moraliſchen Eigenſchaften und den Charakter der Juden. Nachdem Michaëlis nämlich über den Inhalt des jungen Gelehrten und der Juden referirt, ſagte er: der un-

bekannte Reisende sei in allen Stücken so vollkommen gut, edelmüthig, gebildet u. s. w., daß es zwar nicht unmöglich, aber doch unwahrscheinlich sei, daß unter einem Volke von den Grundsätzen, der Lebensart und Erziehung der Juden — das wirklich die üble Begegnung der Christen auch zu sehr mit Feindschaft oder Kaltsinnigkeit gegen die Christen erfüllen müsse, ein solches edles Gemüth sich gleichsam selbst ausbilden könne. Diese Unwahrscheinlichkeit störe unser Vergnügen desto mehr, je mehr wir dem edlen und schönen Bilde Wahrheit und Dasein wünschen möchten. Schließlich machte dann der Rec. Lessing den Vorschlag zu einem andern Lustspiele, von dem er mehr Vortheil haben würde. Er sollte den Juden an einen Ort versetzen, wo ihn die Unterdrückung, die er mit den Protestanten gemein habe, uns beliebter und wahrscheinlicher mache. Oder er sollte einen unterdrückten Protestanten schildern, um zu zeigen, wie ein Christ sich in solcher Lage gerire.

Lessing hat diesen Vorschlag zwar nicht benutzt, allein er schrieb später seinen Nathan, der eine noch viel tiefere Frage erledigte.

Welches Gewicht jedoch Lessing auf dieses Urtheil der Göttinger legte, zeigt seine »bescheidene Antwort« die er im ersten Bande der theatralischen Bibliothek abdrucken ließ. Anders nahmen die Juden selbst die Sache, wie ein an Lessing geschriebener Brief Mendelsohns, den er hier abdrucken ließ, schon durch folgenden Passus bewies: »diese grausame Seelenverdammung möchte wohl nur aus der Hand eines Theologen geflossen sein, Beurtheiler, die ihr Urtheil mit Blut versiegelten.« — Der Göttinger Rec. antwortete im 146 St. d. J. Lessing noch bescheidener: er sei zwar nicht vollkommen überzeugt, allein die Leser möchten urtheilen; dem Briefschreiber warf er dagegen etwas von verstocktem Unglauben an Christum an den Kopf. Wir theilen unten die hierauf bezüglichen Privatbriefe zwischen Lessing und D. Michaëlis mit.

Im J. 1735 St. 65 wurde der 5te Theil der kleinen Schriften Lessings angezeigt; durch den Freigeist seien die Wünsche und Hoffnungen des Rec. übertroffen. Liebhaber der Religion möchten dieses Gedicht in eine wahre Geschichte verwandeln. Hier stoßen wir schon zum zweiten Male auf ein

bemerkenswerthes Dringen zur Verwirklichung der Ideale. Der Schatz ſei nach dem Geſchmack derer, die bloß Befriedigung der Neugierde erwarteten, noch vorzuziehen.

Im St. 66 deſſelben Jahrs iſt der 6. Theil, Miß Sara Sampſon enthaltend, angezeigt: »Wir haben, ſagt der Recenſent, nicht leicht etwas ſo rührendes geleſen, als dieſes Trauerſpiel, ſo uns mit Schauder und Vergnügen erfüllt hat,« und frägt nach kurzer Relation des Inhalts: »ſollte Hr. L. ſich nicht einen Hauptgedanken aus dem Buche geborgt und ihn umgekleidet haben, aus dem ſich die philoſophiſche Sittenlehre ſo ſehr bereichert!« — Welches Buch hatte er im Sinne? Im St. 64 wurden die philoſophiſchen Geſpräche angezeigt, und aus den angenehmen, ſcharfſinnigen und philoſophiſchen Wendungen auf Leſſing als Verfaſſer geſchloſſen; allein ſchon im Stück 118 berichtigte der Recenſent dieſe Vermuthung mit der Bemerkung, daß das Buch noch viel intereſſanter dadurch geworden, weil es von einer unvermutheten Feder herrühre und deutete ſchon ziemlich verſtändlich auf Mendelsſohn hin.

Bei Anzeige des 2. Theils der theatr. Bibliothek meinte der Recenſent, wenn Hr. Leſſing ſo fortfahre, ſo werde er nicht nur die Liebhaber der Schaubühne befriedigen, ſondern ſich auch Verdienſte um den guten Geſchmack erwerben.

Alle dieſe Beiſpiele beweiſen, daß die Göttinger Anzeigen den Durchbruch des Drama durch Aufklärung über die theoretiſchen Bedingungen deſſelben freilich nicht befördert haben, wohl aber durch ihr gefälliges Begleiten des doch ſo jungen Leſſing's auf die Entwicklung ſeines Geiſtes nicht ohne Einfluß geblieben ſind; denn nichts tödtet oder ſchmerzt mehr als Ignoriren, während auch die ohne tieferes Verſtändniß ausgeſprochene Anerkennung ermuntert und fördert.

Die Bedeutung, welche Minna von Barnhelm für das Nationaldrama hatte, ahneten die Göttinger dagegen nicht, und ſtatt das ächt Nationale dieſes Stückes anzuerkennen, wie ganz Deutſchland es gethan, ſpotteten ſie über daſſelbe (1767 S. 1808), meinten Leſſing hätte es »die Großmüthigen« nennen ſollen. Von der Hamburger Dramaturgie ſind die erſten 15 Nummern S. 67 und 637 d. J. 1767 referirend angezeigt.

Auch die Wirkungen, welche die Literaturbriefe für die Entwicklung der deutschen Literatur haben sollten, ward von den G. A. nicht geahnt; sie zeigen den 1—2. Theil 1759 S. 283 und 1043, den 3—5. Th. 1760 S. 161. 179. 1113; den 7—11 Th. 1762 S. 372; den 12—15. Th. 1763 S. 2 und 316; den 17—19. Th. 1764 S. 741 und 1153, den 20—23. Th. 1765 S. 518—613—727— an, indem sie lediglich in 10 bis 12 Zeilen den Inhalt angeben und beim ersten Theile die Bemerkung machen: der Name Literatur in dieser Wochenschrift scheine etwas zu allgemein. Diese Briefe seien bestimmt, einem bei Zorndorf verwundeten Pr. Officier die Zeit zu verkürzen, also würden sie vermuthlich nichts anderes, als die angenehmen Wissenschaften betreffen. Beim 3—5. Theile heißt es: »die schönen Wissenschaften nehmen noch viel Platz weg, man findet aber auch vieles, was zu den Tiefsinnigen und Ernsthaften gehört.«

Nicht minder intelligenzblattartig ist die Nicolaische und Mendelssohn'sche Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste v. J. 1757—1768 angezeigt, so von 59—63 die Sammlung vermischter Schriften der schönen Wissenschaften. —

Wieland's Name wird bei Anzeige der Briefe von Verstorbenen 1754, p. 112 und p. 160 daselbst bei Erwähnung des geprüften Abraham zuerst, und zwar flüchtig erwähnt. Man wußte damals noch nicht, ob Wieland Klopstock's Spuren folgen oder mit den Sokratikern schwärmen würde; seiner Polemik gegen Gleim und Uz (in den Sympathien) geschieht keine Erwähnung. Erst 1759 wird recht charakteristisch für dasjenige, was man damals als Haupterforderniß der Poesie hielt, »die schöne Malerei, das Feuer, die Gleichnisse, die Liebe zum Guten und der Tugend,« an Wieland's Cyropädie gelobt, freilich die »hexametrische Art der Verse« getadelt, denn diese sei an und für sich zu schwer, oder wenn schlecht, zu leicht, vgl. St. 144. — Auch bei der Clementia, 1760 St. 96 wird die Wahl der Hexameter getadelt.

Als Don Silvio erschienen war, äußerten die Göttinger Anzeigen 1764 St. 123: »wir zeigen dieses Buch mit demjenigen Vergnügen an, das man empfindet, wenn man von Etwas in seiner Art recht vorzüglich Gutem reden kann und halten uns

um ſo eher zur Anzeige verbunden, da nur noch wenig von dem Buche geredet iſt. Der Rec. bedauert nur, daß der Verfaſſer nicht lieber Original ſein, als Cervantes habe copiren wollen. Dieſes durchaus kennbare Gepräge der Nachahmung raube der ganzen Geſchichte die Anmuth der Neuigkeit. Bei Anzeige der folgenden Theile, 1765 St. 69, ſcheint jedoch die Bewunderung ſchon erkaltet zu ſein, der Rec. meint, Hr. Wieland habe viel Witz an dieſe abenteuerliche Geſchichte verſchwendet, oft jedoch auch das Zierliche und Reizende in dieſelbe gebracht, was man bei Cervantes vermiſſe.«

Sonſt fallen noch die Anzeigen des Agathon 1766 S. 575, und 1767 S. 1127, und des Muſarion, 1768 S. 1201, in dieſe Periode, die ſich aber auf den referirenden Ton beſchränken.

Dieſe Beiſpiele werden das Urtheil beſtätigen, was wir oben über den Charakter der Anzeigen im Allgemeinen gefällt haben. Die Lücken der Göttinger Anzeigen wurden durch die Anzeige ſ. g. gemeinnütziger Bücher ausgefüllt, z. B. »über die beſte Art Butter zu bereiten« oder »wahre Eigenſchaften des Rheinweins, oder Beweis, daß der Rheinwein bei jetziger im Schwunge gehender Weinſchmiererei auf keine Weiſe verfälſcht werden könne.« Die geiſtreiche Einleitung bildet gewöhnlich folgende Phraſe: »Greifswald und Leipzig, bei Johann Jakob Weilbrecht iſt im vorigen Jahre ans Licht getreten: Einl. in die Philoſophie durch P. Ahlward.« — Bietet ſich eine Gelegenheit dar, hohen fürſtlichen Perſonen ſeine Unterthänigkeit zu zeigen und einige Schmeicheleien zu ſagen, ſo wird dies in der Regel weder von der Univerſitätscorporation noch von den Anzeigen verſchmäht. Als z. B. am 2. Jan. 1755 zufällig drei Prinzen von Heſſen der Feierlichkeit des Protectoratswechſels beiwohnten, ſchrieb Gesner ſofort ein Programm: »Notitia principum S. R. J. Germanicorum, qui in academiis Germaniae literis operam dederunt,« welches dann im 9. Stück der Göttinger Anzeigen vom Jahre 1755 gebührend angezeigt wurde.

Die Chronik deſſen, was ſich im gelehrten Fach Göttingens ereignete, ſteht immer voran, keine Promotion, keine Diſſertation, kein Programm wird anzuzeigen verſäumt. Dies geſchieht oft auf eine ſo perückenhafte Weiſe, daß man ſich kaum des Lächelns enthalten kann, z. B. wenn es heißt: »die Muſe des

Herrn Professor Gesner, von der wir vor drei Jahren als etwas Merkwürdiges meldeten, daß sie ihn nach einer überstandenen schweren Krankheit auf einmal gänzlich verlassen, hat ihn wider sein eigenes Verhoffen auf eine merkwürdige Weise wieder besucht.« —

Als hauptsächlichste Mitarbeiter dieser Periode sind höchst wahrscheinlich zu nennen: Albrecht von Haller und durch ihn zweifellos mehrere Schweizer, von Bodmers und Breitingers Anhange. Michaëlis bis in die nächste Periode, Gesner bis 1761, Hollmann bis in die nächste Periode, Archerwall von 1748—1772, Büsching der Geograph von 1754—1761, Becmann von 1753—1770, Gatterer von 1759 bis in die nächste Periode. — Heyne von 1763, Klotz von 1762—1765 (?). — Murray, der in Göttingen selbst die erste Vorlesung über die Theorie des deutschen Stils und die Geschichte der schönen Wissenschaften und Künste vortrug seit 1755. In der Theologie waren hauptsächlich thätig: Superintendent Stromeyer, Dr. Walch bis 1770, der edle Mosheim bis 1755. — Heilmann bis 1764. — Leß seit 1763. Sehr thätig waren die Mediciner Röderer bis 1763, Büttner bis 1768, Zinn, der Schüler Hallers, und Matthäi der in einer Idea professorum diese schilderte, theils wie sie waren und wie sie hätten sein können. Für Naturwissenschaft Tobias Mayer bis 1762, für Mathematik Kästner. In der Jurisprudenz waren die Matadore ziemlich unthätig, da sie für das Spruchcollegium und sonst genug zu thun hatten, und sind wohl nur Willich, v. Selchow, die Gebrüder Becmann, die Streiter gegen Nettelblatt und die Wolfische Philosophie, und Gatzert hier zu nennen.

Die Aufsicht der Societät der Wissenschaften über die Göttinger Anzeigen bestand, wie D. Michaëlis selbst sagt: »mehr in der Wahl derer, welche die Arbeiten liefern sollten, als in irgend einer Beschränkung des Urtheils, welches sie den Mitarbeitern auferlegt hätte.« —

II. Periode.

Die Göttinger Anzeigen unter der Redaction Ch. G. Heyne 1770—1813.

Auch dieſe zweite Periode müſſen wir billig mit einer Charakteriſtik Heyne's beginnen, aber man wird uns Alles das erlaſſen, was eigentlich einer Lebensbeſchreibung angehört und ſchon ſeit langen Jahren von Heeren geleiſtet iſt. Heyne ſoll hier alſo nur in ſofern charakteriſirt werden, als dieſes zur Beurtheilung ſeiner Wirkſamkeit als Redacteurs der G. A. nothwendig erſcheint, und durch das Hervorheben ſeiner Schwächen ſoll ihm kein Haar von ſeinen übrigen Verdienſten entzogen werden, welche Heeren und Andere ja außerdem bereits vorgelegt haben. Eine ſolche Verwahrung ſcheint den Göttingern gegenüber gewiß nicht unvorſichtig, ſie möge daher verziehen werden.

Heyne hat viel mehr gethan, unſere Literatur zu der Bildungsſtufe, auf der wir ſtehen, zu erheben, als unſere Zeit anzuerkennen bereit ſein möchte. Wir halten zu leicht an einzelnen Erſcheinungen, als den Blüthen des vorigen Jahrhunderts feſt, um aus ihnen den Fruchtreichthum zu erklären, auf den wir ſo ſtolz ſein können, und werden dadurch ungerecht gegen andere. Nicht Leſſing und Goethe, oder Kant und Herder allein, ſondern ſie Alle, Wieland und Klopſtock, Mendelsſohn, Winkelmann, Baſedow, Schiller, Jean Paul, Bürger, Voß u. ſ. w. ſelbſt untergeordnetere Geiſter wie Klotz, Nicolai, Gleim, ranken als Blüthen an dem großen Weinſtocke deutſcher Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt, und der edle Saft, mit dem wir ſeit unſerer Jugend getränkt ſind, iſt nicht aus *einer* Traube gekeltert, ſondern aus *allen*, mag auch die Sonne nicht alle gleichvollkommen gereift haben. Jeder hat mit ſeinen Mitteln und Kräften das Seinige gethan, jeder hatte, wie wir Alle, aber auch ſeine ſchwachen Seiten. So hat Heyne für das höhere Verſtändniß des Alterthums, für Erhebung deſſelben aus dem Staube engherziger Schulgelehrſamkeit zu wahrhaft humaner Anwendung im Leben

unendlich viel gewirkt, viel mehr gewirkt als ſich je würde nachweiſen laſſen. Ein großer, vielleicht der wichtigſte, weil nachhaltendſte Theil, dieſer ſeiner Wirkſamkeit iſt in den Göttinger Anzeigen niedergelegt. Durch ſie behielt er 42 Jahre eine ſehr angeſehene und einflußreiche Stimme, die ſelbſt außerhalb Deutſchlands gehört wurde. Ein Unglück für Göttingen, aber kein Vorwurf für Heyne war es, daß ihm jede Neigung, ja beinah jedes Verſtändniß der Philoſophie fehlte, daß ſeine ganze Bildung eben nur in der damaligen Philologie wurzelte, daß er, ſo weit die damalige Bildungsſtufe der Chriſtlichkeit dies irgend zuließ, glaubte, das Wahre, das Gute, das Schöne, kurz die zu erſtrebende Humanität laſſe ſich nur im claſſiſchen Alterthum erkennen. Er ſah die Blüthen, welche der warme Sonnenſchein in Griechenland und Italien hervorgetrieben, beſſer als einer ſeiner Zeitgenoſſen, aber die Sonne ſelbſt ſah er nicht. Den Wurm, welcher von vorn herein an den üppigen Olivenwäldern dieſer Bildung nagte, der Mangel ganzer und wahrer Menſchlichkeit, blieb ihm verborgen. Er verſtand deshalb auch den nothwendigen Untergang dieſer Bildung nicht und war ein eben ſo ſchlechter Chriſt als Philoſoph, wenn er 1792 an ſeinen Schwiegerſohn G. Forſter ſchreibt: »im Grunde geht alles ſo, wie es unter Menſchen gehen kann, gegangen iſt und gehen wird, wenn noch einmal 6000 Jahre verfloſſen ſein werden. Das Leben des klügſten Menſchen beſteht aus einem Gewebe voll Unvollkommenheiten, Thorheiten, Übereilungen, Kurzſichtigkeiten und die ganze Geſellſchaft bleibt vielleicht in ewiger Minderjährigkeit.« — Rechnet man auch einen Theil dieſer Verzweiflung an der Menſchheit, welche Heyne ziemlich in eine Kategorie mit der ſchwärzeſten von Heinrich Heine u. A. beſungenen Zerriſſenheit ſetzt, auf die Mißſtimmungen, welche die damalige Lage der Weltbegebenheiten, die vielen geheimen auf die franzöſiſche Revolution gebauten, jetzt zerknickt erſcheinenden Hoffnungen, die retrograden Bewegungen der früheren deutſchen, wenigſten Göttinger Enthuſiaſten; die Anfeindungen G. Forſters durch ſeine früheren Freunde und Verwandte, und auf andere Dinge, die wir hier, und weiter unten, wo von den Angelegenheiten, die dieſe Äußerungen Heyne's

hervorriefen, nochmals die Rede ſein muß, nur andeuten können, *) ſo bleibt doch immer ein Mangel an dem Glauben des ewigen Fortſchritts der Menſchheit zurück. Ein Mangel an ſolchem Glauben aber macht nach unſerer Überzeugung Alles möglich, er muß conſequent zu den gröbſten Egoismus führen. Denn eine Begeiſterung für die Menſchheit im Allgemeinen, für Völkerglück, iſt damit nicht vereinbar, es fehlt nothwendig der freie Blick in die Zukunft, die Liebe zu ihr, die Hoffnung zu ihr, die ſchönſte, welche es geben kann. — Eine Zielloſigkeit in allem Thun, was nicht das eigene Wohl und das der nächſten Umgebung betrifft, folgt ganz natürlich. Konnte ſich Heyne bei ſeinem Glauben an die ewige Minderjährigkeit der Geſellſchaft z. B. nur die eine ſo unendlich wichtige Frage: wie weit Bildung, wenigſtens die Bildung, welche ihm als Ideal vorſchwebte, überhaupt verbreitet werden müſſe, klar beantworten? Hätte Heyne nicht ein ſo edles menſchenfreundliches Gemüth gehabt, er hätte in dieſem Zweifel zum Egoiſten ausarten müſſen. Aber alles was er that, war mehr Folge des Gemüths als Verſtandes, ſein Gemüth ließ es nie zu, daß er die Conſequenzen jener troſtloſen Weltanſicht in ſich ſelbſt eigentlich nur gewahr wurde. Aber ſeine Redlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, die Ausflüſſe ſeines Gemüths, konnten ihn nicht höher als in den Bereich des Nützlichen und Brauchbaren erheben. Dies war das Element ſeiner Thätigkeit, die immer nur das Nächſte und Nöthigſte im Auge hatte. —

Nicht ohne Einfluß auf Heynes Wirkſamkeit war auch der ſchon von Heeren hervorgehobene Umſtand, »daß er hatte lernen müſſen Menſchen zu ertragen und zu gewinnen.« Dies erzeugte in ihm eine bis zur penibelſten Ängſtlichkeit geſpannte Vor- und Umſicht wie Rückſichtsnahme, **) ein geſchmeidigeres Eingehen in die von oben her laut gewordenen oder angedeuteten Wünſche als nöthig geweſen, die auch auf die Redaction der G. A. nicht ohne Einfluß blieb, wie man an dem Rücktritt ſeines eignen Schwiegerſohns Forſters

*) Dieſe Dinge müſſen auch die verzwackte Conſtruction dieſes Satzes entſchuldigen. Anmerk. des Setzers.

**) Man vergl. einen Brief Nicolais an Leſſing d. d. 17. Jan. 1769 in Leſſings Werk. Th. 29 S. 222.

von der Thätigkeit für dieſelben ſieht, und wie dies in weſtphäliſchen Zeiten noch mehr hervortrat.

Während Haller den G. A. den Charakter des Prädominirens der Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinn aufgedrückt hatte, welchen ſie auch unter Michaëlis Redaction behielten, war es Heyne, der den hiſtoriſch-philologiſchen Disciplinen, auf denen ſeine eigene Bildung fußte, und dem brauchbar Nützlichen, im Gegenſatz der Philoſophie, daneben den möglichſt größten Platz anwies. Er hat nach dem Zeugniß Heeren's allein 7000 bis 8000 Anzeigen, circa 20 Bände der G. A. geſchrieben. Eine Art Programm zu den Göttinger Anzeigen, welches Heyne bei Gelegenheit des von Eckhardt in drei Bänden herausgegebenen Regiſters zu 71 Bänden derſelben im Jahre 1784 ſchrieb, beweiſ't, daß wir ihm hierin nicht Unrecht thun. Dieſes Regiſter iſt durchaus mit Fleiß und Sorgfalt gearbeitet, namentlich iſt die Anordnung des erſten Theils, welcher die namenlos vermiſchten und periodiſchen Schriften umfaßt, muſterhaft. Heyne berichtet von Eckhard, daß er die Arbeit mit Enthuſiasmus begonnen und vollendet habe. Freilich ein ſonderbarer Enthuſiasmus, aber deshalb nicht minder ehrenwerth und nützlich. Eckhard ſelbſt hat außerdem über ſeine Arbeit in Meuſels hiſtoriſcher Literatur für 1784 St. 104 einen ausführlichen Bericht erſtattet.

Heyne ſpricht ſich nun aber über die Beſtimmungen der G. A. auf eine ſehr würdige Weiſe aus: »Die Gelehrten Anzeigen, bloß als Recenſionen betrachtet, haben einen ſehr eingeſchränkten Geſichtskreis; nein, ſie müſſen mehr leiſten; man ſoll aus ihnen das Steigen und Fallen, die Fortſchritte, Kenntniſſe, Studien, Einſichten eines Landes und Volkes beurtheilen können. Man mag gegen Göttingen eingenommen ſein wie man will, ſo muß man doch eingeſtehen, daß es das Seinige beigetragen hat die Studien der Deutſchen mehr auf das Nützliche und Brauchbare in allen Wiſſenſchaften zu richten und die Erfahrungen, Entdeckungen und Bemerkungen des Auslandes zu nutzen.«

Nachdem Heyne dann die Verdienſte der G. A. um Verbreitung der Entdeckungen in der Phyſik, Mathematik,

Naturgeſchichte, Öconomie, Völkergeſchichte, Erdbeſchreibung, Statiſtik, Reiſebeſchreibungen u.ſ.w. hervorgehoben, fährt er fort: »Die Göttinger Anzeigen ſind alſo einigermaßen ein Tagebuch deſſen, was ein großer Theil der hieſigen Gelehrten, und zwar jeder in der Wiſſenſchaft, die ſeine Hauptbeſchäftigungen ausmachen, oder die er wenigſtens gründlich verſtand, an Schriften geleſen hat.«

»Sachkundige finden, wie das Publikum von Zeit zu Zeit hier geſtimmt war, was in jeder Zeitperiode die vorzüglichſten Gegenſtände von Forſchung, Bearbeitung, Beſtreitung hieſiger Gelehrten geweſen ſind — welche Fortſchritte ſich im Ganzen und Einzelnen bemerken laſſen. Ja man wird manchen Gelehrten in ſeiner ganzen Bildung hier verfolgen können. Namentlich iſt die Geſchichte von Hallers Studien in ihnen enthalten.«

»Die Göttinger Anzeigen haben ſich, ſehr wenige Ausnahmen abgerechnet, in einem geſetzten, ernſten, beſcheidenen Tone erhalten, mitten unter allen den Veränderungen unſerer Literatur, inſonderheit bei dem muthwilligen und ſcurriliſchen Weſen, nachher bei allen Überſpannungen, das ſicherſte Zeichen der Schwäche unſerer Köpfe, und endlich bei dem ſeltſamen Gebrauche mancher Gelehrten, die ſich das Briefporto erſparen, indem ſie einander in den Gelehrten Zeitungen unangenehme Dinge ſagen.« — Heyne meint ſchon damals, hier ſei ein Mangel an Polizei in der Gelehrten Republik, ein Normalgeſetz müſſe da helfen. Geſetz, wie Polizei möchten aber hier auch noch heut zu Tage wenig helfen, Sitte und Ehrenhaftigkeit allein ſind es, die helfen könnten.

Der Plan unſerer Göttinger Anzeigen, ſagt Heyne ſchließlich, iſt und bleibt, daß die Fortſchritte und Verbeſſerungen wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe darin verzeichnet werden. »Bloße Zeitſchriften, witzige Zeitproducte, Überſetzungen aller Arten von Schriften, welche die Sache auf dem Platze ſtehen laſſen wo ſie vorher ſtanden, haben einen ſehr entfernten Anſpruch auf unſere Göttinger Anzeigen. Es bedarf freilich auch der Artikel zum Ausfüllen. Doch würde, alle Colliſionen anzuführen, ermüden.« —

Daß das »Nützliche« und »Brauchbare« oben, und am Schluß das »Kenntniſſe,« aber der unnützen, unbrauchbaren Philoſophie entgegengeſetzt ſei, liegt klar auf der Hand.

Was die vielen tausenden von Anzeigen nun selbst betrifft, die Heyne während seiner Redaction schrieb, so gesteht auch Heeren zu, daß sie nicht von unbedingtem oder nur gleichem Werthe oder von gleich großem Einflusse auf die Wissenschaft sein konnten. Es versteht sich dies übrigens von selbst und erklärt sich theils aus seiner Überhäufung an Geschäften, theils aus der Pflicht eines Redacteurs oft schnell Lücken auszufüllen und Bücher anzuzeigen, zu denen sich sonst kein Recensent fand. »Aber, sagt Heeren, sobald ein Werk in sein Fach, in das der classischen Literatur und Kunst einschlug, war er bemüht den Geist des Werkes darzulegen, seine Brauchbarkeit und seinen Werth im Ganzen zu bestimmen und anzugeben, wie viel die Literatur dadurch gewonnen habe. Alle seine Anzeigen sind im Geiste jener kritischen Gerechtigkeit(?) und Mäßigkeit geschrieben, die weder in den Himmel hebt und das Lob mit vollen Händen ausstreut, noch mit Bitterkeit tadelt und schmähet. Eine gewisse Behutsamkeit und Ängstlichkeit lag in seinem Charakter.«

Wir dürfen jedoch nicht verhehlen, daß diese Ängstlichkeit oft in Schwäche ausartete, wenn auch Heeren, nicht frei von demselben Fehler, zu Heyne's Entschuldigung sagt: »so weit ging seine Behutsamkeit nicht, daß er bloß referirt, daß er nicht seine Meinung gesagt hätte; darin ließ er auch durch einen dictatorischen Ton sich nichts vorschreiben; denn Freiheit des Geistes war in seinen Augen das Erste und das Letzte. Wenn er gleich nicht gegen seine Überzeugung sprach, so blieben allerdings die äußern Verhältnisse des Schriftstellers bei ihm nicht ohne Einfluß. Den schon Niedergedrückten noch tiefer niederzudrücken, war gegen sein Gefühl. Vor allen bei Anfängern, wo er ein aufblühendes Talent erblickte: nie war sein Ton milder, schonender als hier.« Tadel, herber Tadel thut aber oft sehr noth, und ist er nur gerecht, so ist nichts heilsamer für den Schriftsteller und selbst für das Publicum, wie Tyrannei oft wahre Freiheit mehr befördert, als schwächlicher Constitutionalismus. Nichts protegirt die leidige Mittelmäßigkeit so sehr, als ein solches mildes Urtheil, das alle Mängel und Fehler mit dem Mantel christlicher Liebe deckt und das wenige Gute als Außerdentliches lobt.

Heyne war zu sehr ein Kind seiner Zeit, wie seine »devo-

teſte Dankbarkeit und Attachement« gegen Münchhauſen und höhere Perſonen, wie ſeine »unterthänigſte Devotion und Attachement an Göttingen,« die freilich damals als eine Haupttugend galt, beweiſet, als daß er immer kühn, auch in der Literatur, ſeine Meinung oder die beſſere Wahrheit geltend gemacht hätte. Seine Tugenden waren mehr negativer Art. Er ſuchte jede kritiſche Ungerechtigkeit, jede offenbare Parteilichkeit zu verhindern, der Sectirerei vorzubeugen, den Ton des Anſtandes und der Würde in ſeinen Blättern als den herrſchenden zu erhalten. Er gab nie zu, daß ein erklärter Gegner der Recenſent eines wiſſenſchaftlichen Werkes werde. Von kleinen Kunſtgriffen, eine gute oder ſchlechte Recenſion zu erhalten, iſt weder unter Heyne's Redaction noch ſpäter bei dieſen Blättern die Rede geweſen, nicht einmal der Verdacht bei Unzufriedenen. Der eigene Verlag der Societät der Wiſſenſchaften hat Buchhändlerintereſſen, die leider bei ſo manchem kritiſchen Blatte unſerer Zeit das entſcheidende ſind, von vorn herein fern gehalten.

Heyne, deſſen Verdienſte um die Göttinger Bibliothek vielleicht ſeine unſterblichſten ſind, konnte das Verhältniß der Bibliothek zu den Göttinger Anzeigen noch näher ausbilden, da er zugleich erſter Bibliotheksvorſtand und Redacteur der Anzeigen war. Er ordnete an, daß die neuen für die Bibliothek angeſchafften Bücher, nach ihrer Eintragung in die Kataloge, ſofort an die Redaction der Göttinger Anzeigen überliefert und von dieſer an die Recenſenten vertheilt würden. Da bei der Verbindung Hannovers mit England der Zufluß engliſcher Literatur namentlich immer reichlicher ward und die ſeltenſten und koſtbarſten Schätze derſelben als Geſchenke des Königs Georg III. und ſpäter des Prinz-Regenten an die Bibliothek kamen, außerdem aber mit einer Sorgfalt, wie ſie nirgends in der Welt ſtattgefunden, Alles geſammelt wurde, was zu der ſpaniſchen und portugieſiſchen, überhaupt zu der romaniſchen Literatur gehörte, ſo kann es kein Wunder nehmen, wenn auch unter der Heyne'ſchen Redaction die Hälfte der angezeigten Werke ausländiſche waren. In dieſem Umſtande haben die Göttinger Anzeigen unſtreitig einen Theil ihrer großen Verbreitung und ihres Anſehens zu danken, da kein Blatt in Deutſchland vorhanden war, das

die Kunde von der ausländiſchen Literatur auf dieſe Weiſe verbreitet hätte und verbreiten konnte.*)

Blieb ſich der äußere Charakter der G. g. A. während der 42jährigen Redaction Heyne's auch ziemlich gleich, d. h. prädominirten die Naturwiſſenſchaften vor den Geiſteswiſſenſchaften, und unter den letztern wieder Hiſtorie, Philologie und Mathematik, immer mit vorzüglicher Rückſichtnahme auf das Nützliche und Brauchbare, ſo änderte ſich doch der Geiſt, der in Beziehung auf die einzelnen Disciplinen in ihnen lebte, nicht nur durch vielfachen Wechſel der Mitarbeiter, ſondern durch die Zeiten ſelbſt. Denn wer hätte wohl im Jahre 1812 über Menſchheit und Völker betreffende Dinge noch eben ſo denken können als im Jahre 1770, auch wenn er während der ganzen Zeit ruhig und behäbig als Profeſſor in Göttingen geſeſſen? Oder wer konnte, nachdem durch Goethe und Schiller unſere Literatur ſich bis zu dem als unerreichbar aufgegebenen Drama und Epos aufgeſchwungen, noch eben ſo über deutſche Literatur urtheilen, als zu der Zeit, da Leſſing's dramatiſche Verſuche anfingen?

Während im Ganzen der referirende Ton (mit dem Zwecke, Kunde von dem Inhalte eines Werkes zu verbreiten) der vorherrſchende blieb, wurden die G. A. doch mehr und mehr aus der bloßen intelligenzblattartigen Stellung herausgedrängt. Die Anzeigen wurden nicht nur äußerlich umfaſſender, ſondern nahmen mehr den Charakter wahrer Recenſionen und Beurtheilungen an, erhoben ſich von dem Haften am Einzelnen immer mehr zur Auffaſſung des Ganzen, ließen nach und nach Prinzipien hervortreten und arbeiteten ſich mehr und mehr aus der Bewußtloſigkeit zum Selbſtbewußtſein hervor, was man am beſten ſieht, wenn man eine Anzeige, welche in die deutſche Literatur einſchlägt, aus den Jahren 1780 und 1806 vergleicht. So wünſchenswerth es vielleicht geweſen wäre, hätten wir dieſe nach und nach eintretenden Änderungen durch äußere Unterabtheilungen in dieſer Periode hervorgehoben, wobei ſich die großartigen Weltbegebenheiten und die Epochen der geſamm-

*) Wie ſehr klagt z. B. Karl G. Leſſing ſelbſt in Berlin gegen ſeinen Bruder, daß er engliſche Sachen ſo ungleich ſchwerer als franzöſiſche erhalten könne. Brief v. 14. Jan. 1768.

ten deutſchen Literaturentwickelung gleichſam von ſelbſt als Kategorieen darzubieten ſchienen, ſo war dies doch aus dem einfachen Grunde unmöglich, weil ſich die Entwickelung der Göttinger Anzeigen nicht überall gleichzeitig ſolchen Erſcheinungen angeſchloſſen haben. Während z. B. die Sturm- und Drangperiode in unſerer Literatur die Göttinger Anzeigen gar nicht aus ihrer ruhigen und ſoliden Stellung brachte, wirkte die franzöſiſche Revolution beinahe gleichzeitig und heftig; während mehrere Jahre vergingen, ehe es zu einer eigentlichen Bekämpfung der kritiſchen Philoſophie kam, wurden die Entwickelungen der Identitätslehre und der Naturphiloſophie gleichzeitig aufgefaßt und mit Bewußtſein bekämpft. Der Bardenenthuſiasmus des Göttinger Dichterbundes ging beinahe ſpurlos an den G. A. vorüber, Burke fand dagegen nirgends früher und eifrigere Vertheidiger, als dort. — Wir haben daher vorgezogen, bloß nach den verſchiedenen Disciplinen und in ihnen nach den Hauptträgern derſelben zu ſondern, daneben aber chronologiſche Folge vorwalten zu laſſen. Da es nicht in unſerm Plane lag, Recenſionen von Recenſionen zu ſchreiben, ſo muß die Auswahl und die Stellung der nach ihrer Wichtigkeit ganz oder im Auszuge mitgetheilten Recenſionen häufig die Stelle des Raiſonnements vertreten, allein das Bild, welches ſich dadurch bei den Leſern erzeugt, wird um ſo treuer und lebenvoller ſein. Wir haben immer mehr im Sinn gehabt, Materialien zur Zeit- und Literaturgeſchichte, als ein vollendetes Ganzes und Kunſtwerk zu liefern, und hoffen die Ausbeute von Andern.

1) Wir beginnen mit der Philoſophie.

Als Münchhauſen die Univerſität Göttingen gründete, dachte er vorzüglich an ein Inſtitut zur Bildung brauchbarer Staatsdiener. Die Brauchbarkeit, welche Münchhauſen im Sinne hatte, ſtand aber noch nicht im Gegenſatz zu der Philoſophie, ſondern lediglich im Gegenſatz gegen die unnütze, ſpielende Gelehrſamkeit, wie ſie z. B. das Steckenpferd der eleganten Juriſten geworden. Göttingen erhielt vielmehr in Hollmann gleich zu Anfang einen freidenkenden Philoſophen aus der Wolfſchen Schule, der oft genug Münchhauſen's Schutz gegen die theologiſche Facultät anſprechen mußte. Der Gegenſatz zwiſchen

dem Nützlichkeits- und Brauchbarkeits-Princip Göttingens und der Philosophie oder vielmehr Metaphysik trat erst zu Anfang der 90er Jahre entschiedener heraus. Heyne selbst war kein Feind der Philosophie, sondern in ihm lebte nur eine mehr oder weniger bewußte Abneigung gegen jede wahre Speculation; wenigstens fehlte ihm gänzlich das Vertrauen zu derselben. »Er wollte erst sehen, was auf dem Boden sitzen bleibe, wenn sich die erste Gährung gelegt habe,« ehe er, wie Lichtenberg und G. Forster es wünschten, Bürger oder einen Andern zu einer Professur der Kant'schen Philosophie in Vorschlag bringe. Er fürchtete eigentlich nur den Sectengeist, der im Gefolge der Kant'schen Philosophie ziemlich zeitig auftrat, und war deshalb gegen jeden Philosophen, der eine Schule, der Anhänger habe; eine Ängstlichkeit, die in Göttingen ins Extreme überschlug.

Neben Heyne standen die ihm persönlich befreundeten Popularphilosophen Göttingens, Feder, Meiners und ihr Freund Garve, welchen letztern, beiläufig gesagt, Georg Forster in den 80er Jahren noch für den größten Philosophen Deutschlands hielt. Auch von Seiten dieser war es mehr Unverständniß und Mißverständniß als bewußter Gegensatz und Feindschaft, was sie zur Opposition gegen Kant trieb; dabei war ihre Opposition durchaus bescheiden, anerkennend und gutmüthig. Sie tappten herum, wie Jemand, der plötzlich aus einem dunklen Zimmer, in welchem er seit Jahren gesessen, an das Sonnenlicht geführt wird, sie schlugen nach dem sie blendenden Phantom, ohne es zu treffen, und schwiegen nach einem Jahrzehnt gänzlich, oder lobten.

Eine bewußte feindselige Richtung ging etwa seit 1792 von ganz anderer Seite, von der politischen aus, von Ernst Brandes, und, was merkwürdiger ist, von Rehberg, der offenbar schon damals mit einem Fuße in der Kant'schen Philosophie selbst wurzelte. Der erstere war Referent bei dem Universitäts-Curatorium, Rehberg schrieb damals als Canzlei-Secretär im Interesse des Gouvernements gegen den Hofrichter von Berlepsch und seinen Anwalt Prof. Häberlein in Helmstedt. Es erklärt sich diese Feindseligkeit zum größten Theile daraus, daß Brandes den Theorien der französischen Philosophen die Hauptschuld

an der französischen Revolution beimaß; Rehberg seine Blicke beständig nach England gerichtet hatte, dessen Staats- und Volksleben sein Ideal war, und daß er hier keine Spur von Metaphysik fand. Obgleich man mir im zweiten Bande des Jahrbuchs für Universitäten schon vorgeworfen, daß ich Brandes Einfluß bei einer andern Gelegenheit nicht scharf genug charakterisirt, so kann ich auch hier nur andeuten. Ich verweise auf jenen Brief Forsters an Heyne, Brandes eigenen Schwager, d. d. Mainz den 21. Febr. 1792*), welcher die Angelegenheit mit einigen Schlagworten abthut, und auf Heyne's Antwort.

In seinen »Betrachtungen über den Zeitgeist«, stellt Brandes die Idee, oder vielmehr Hypothese, wie er sagt, von einem steten Fortschreiten der Menschheit, in ihren verderblichen Folgen unmittelbar neben die französische Revolution, und Rehberg ruft (G. g. A. v. J. 1808 S. 82): »wäre es der Speculation gelungen, sich ganz des Gebiets der Geschichte zu bemächtigen, was würde aus dieser, was aus unserer ganzen höhern Cultur geworden sein? Glücklicher Weise wurde dieser Angriff abgeschlagen.«

Kurz, in Hannover sah man, wie Rehberg dies in seiner Biographie von Brandes mit dürren Worten ausspricht, die Speculation an, »als eine Pest der Nation.« Rehberg vergleicht dort die Metaphysik mit einem erstickenden Winde, welcher alle wissenschaftliche Bildung verdorre.

Brandes war es, der jene berüchtigten Worte an Heyne schrieb: »Gott behüte uns, daß die Philosophie der Zeit Modestudium werde in Göttingen, aber es liegt sehr viel daran, daß wir einen denkenden Kopf haben.«

Bouterweck scheint zu der Zeit, als er Kantianer und Privatlehrer in Göttingen war, für die G. g. A. nicht thätig gewesen zu sein, so wenig als der Professor Bürger.

Später durchlief Bouterweck eine Reihe von Metamorphosen, vom Kantianismus, durch den Skepticismus zu seiner Idee einer Apodictik, bis er sich immer mehr der Jakobi'schen Gefühlslehre anschloß. Von seinen eigenen verschiedenen Standpunkten

*) In Forsters gesammelten Werken, wahrscheinlich Band 8.

beurtheilte er auch »die Philosophie der Zeit« sehr verschieden, natürlich mit Jakobi die Naturphilosophie bekämpfend, in welchem Kampfe die Göttinger Theologen ihm denn freundschaftlichst die Hand boten.

Das, was wir so in kurzen Grundzügen angedeutet, wollen wir jetzt belegen.

Bis 1797 war Feder der sehr denkende Kopf in Göttingen, ein überaus gutmüthiger, prächtiger Mensch, aber kein Philosoph. Er stand an der Spitze der Popular-Philosophen, Garve war sein Freund. Wir müssen Feder als Philosophen aber noch über Meiners stellen, der bloß Eclectiker, kaum die Spur seines Daseins als Philosoph zurückgelassen, obgleich er sehr viel, zur Zeit auch Gutes in der Art schrieb, wie es heute für Pfennigsmagazine, illustrirte Zeitungen und ähnliche Unternehmungen noch immer brauchbar wäre. Feder war eigentlich Anhänger der eudämonistischen Tendenz der Wolf'schen Sittenlehre, und hielt die Glückseligkeit für den Daseinszweck aller lebenden Wesen. Gut war ihm dasjenige, was mit der Glückseligkeit der einzelnen und aller lebenden Wesen übereinstimmte, Tugend, das wahrhaft Gute frei zu wollen. Zu Leibnitz'schen Ideen und rein metaphysischen Gedanken vermochte er, wie auch sein College Meiners, sich schwer zu erheben. Sie ergingen sich gern und gemüthlich in dem Praktisch-Nützlichen, das sich nur durch den kosmopolitischen Standpunkt zu etwas Höherem aufschwang und an höhere Beziehungen anknüpfte. Ernst Platner, Christoph Loffius, Nicolaus Tetens, Ulrichs und Gellert fanden an ihnen warme Vertheidiger und Lobredner.

Als 1781 Kant's Kritik der reinen Vernunft erschienen war, und im folgenden Jahre die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich lenkte, bekämpfte auch Feder diese »sonderbare Philosophie, deren Erfolg nur Verwirrung der Begriffe und der Sprache sein könnte.« Er behauptete gegen Kant, daß es schlechterdings keine andere Nothwendigkeit der menschlichen Erkenntniß und der Wahrheit gebe, als diejenige, die sich auf Gefühl und Wahrnehmung gründe, und daß die allgemeinen Urtheile, die über die wirklich gehabte Erfahrung und Wahrnehmung hinausgingen, auf nichts Anderem beruhten, als auf dem Gesetze unseres Verstandes, welches uns antreibe und

befehle, der Übereinſtimmung aller unſerer gewiſſen Erkenntniſſe, das heiße, innerer und äußerer Erfahrung, Empfindung, Wahrnehmung gemäß zu ſchließen, zu erwarten, zu vermuthen und ſo unſere Urtheile ins Allgemeine fortgehen zu laſſen.

Der Philoſoph, behauptete Feder, müſſe in gewiſſen Dingen ſchlechterdings nicht mehr wiſſen und beſtimmen wollen, als was einem Jeden der gemeine Menſchenverſtand zu erkennen gebe. Und trotz aller dieſer Grundwiderſprüche gegen Kant's Principien faßte Feder in der beſcheidenen und zahmen Weiſe der G. g. A. das Hauptreſultat ſeiner Entgegnung gegen Kant nur dahin ab: »daß Herr Kant ſich zu ſtark und zu hart ausgedrückt habe.«

Dieſe Feder'ſche Kritik findet ſich jedoch nicht in der damals in der literariſchen Welt Scandal erregenden Recenſion der Kritik der reinen Vernunft in den G. g. A., ſondern in der Anzeige ſeiner Gegenſchrift gegen Kant. Jene berüchtigte Recenſion in der Zugabe zu den G. g. A. vom Jahre 1782, Stück 3, S. 41 abgedruckt, iſt von Garve. Die Göttinger haben dieſe Anzeige, ſo weit ſie überhaupt entſchuldigt werden kann, durch eine Verſtümmelung, welche dieſelbe wegen des beſchränkten Raumes dieſer Blätter von der Redaktion erlitten habe, zu entſchuldigen geſucht. *)

Wir können hier leider dieſe Anzeige nicht ganz abdrucken laſſen, müſſen aber den Gang derſelben ſchon des Aufſehens willen verfolgen, den ſie zu ihrer Zeit erregte.

»Dieſes Werk,« heißt es zu Anfang, »das den Verſtand ſeiner Leſer immer übt, wenn auch nicht immer unterrichtet, oft die Aufmerkſamkeit zur Ermüdung aufregt, zuweilen ihr durch glückliche Bilder zur Hülfe kommt, oder ſie durch unerwartete gemeinnützige Folgerungeu belohnt, iſt ein Syſtem des höheren, oder wie es der Verfaſſer nennt, des transſcedentellen Idealismus, eines Idealismus, der Geiſt und Materie auf gleiche Weiſe umfaßt, die Welt und uns ſelbſt in Vorſtellungen verwandelt und alle Objecte aus Erſcheinungen dadurch entſtehen läßt, daß

*) G. Hugo Beiträge zur civiliſtiſchen Bücherkenntniß der letzten vierzig Jahre. Band I. Seite 39. — Hugo in den G. g. A. bei Anzeige der ſämmtl. Werke Spittler's. 1837. Stück 68. S. 676. Feder in ſeiner Selbſtbiographie; Roſenkranz Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie.

ſie der Verſtand zu einer Erfahrungsreihe verknüpft, und daß ſie die Vernunft in ein ganzes und vollſtändiges Weltſyſtem auszubreiten und zu vereinigen, nothwendig, obwohl vergeblich, verſucht.«

Es werden dann die Hauptſätze der Kritik der reinen Vernunft auf eine höchſt oberflächliche und ſchiefe Weiſe zuſammen gefaßt, zuweilen mit Gegenbemerkungen verflochten.

Wir theilen hier noch den Schluß der Anzeige mit.

»Der letzte Theil des Werkes, der die Methodenlehre enthält, zeigt zuerſt, wofür die reine Vernunft ſich hüten müſſe, das iſt die Disciplin, zweitens die Regeln, wornach ſie ſich richten müſſe, das iſt der Canon der reinen Vernunft. Den Inhalt davon können wir nicht genauer zergliedern; er läßt ſich aus dem Vorhergehenden ſchon gutentheils abnehmen. Das ganze Buch kann allerdings dazu dienen, mit den beträchtlichen Schwierigkeiten der ſpeculativen Philoſophie bekannt zu machen; und den auf ihre eingebildete reine Vernunft allzuſtolz und kühn ſich verlaſſenden Erbauern und Verfechtern metaphyſiſcher Syſteme manchen Stoff zu heilſamen Betrachtungen vorhalten. Aber die Mittelſtraße zwiſchen Skepticismus und Dogmatismus, den rechten Mittelweg, mit Beruhigung, wenn gleich nicht mit völliger Befriedigung zur natürlichen Denkart zurückzuführen, ſcheint uns der Verfaſſer nicht gewählt zu haben. Beide, dünkt uns doch, ſind durch ihre Merkmale bezeichnet. Zuvörderſt muß der rechte Gebrauch des Verſtandes dem allgemeinſten Begriffe von Rechtverhalten, dem Grundgeſetz unſerer moraliſchen Natur, alſo der Beförderung der Glückſeligkeit entſprechen. Wie daraus bald erhellt, daß er ſeinen eigenen Grundgeſetzen gemäß angewendet werden müſſe, welche den Widerſpruch unerträglich, und zum Beifall Gründe, bei Gegengründen überwiegend dauerhafte Gründe, nöthig machen: ſo folgt daraus auch eben, daß wir an die ſtärkſte und dauerhafteſte Empfindung, oder den ſtärkſten und dauerhafteſten Schein, als an unſere äußerſte Realität uns halten müſſen. Dies thut der gemeine Menſchenverſtand.«

Dieſes Raiſonniren des geſunden Menſchenverſtandes, dieſes Mittelweghalten, dieſes Kleben an dem gewöhnlichſten Senſualismus, galt in Göttingen für Philoſophie.

Als im Jahre 1785 Kant's Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten erſchienen war, ſtellte Feder derſelben ſeine Theorie von der Glückſeligkeit ihren Hauptſätzen nach entgegen, und obgleich er wiederum weder das Princip, noch die Hauptgrundſätze Kant's als richtig anerkannte, ſchloß er ſeine Anzeige damit: »Wir lernen ſonſt gern von dieſer meiſterhaften Dialektik, und ſind weit davon entfernt, der tiefſinnig und mühſam angelegten Philoſophie des Verfaſſers ihr Verdienſt auf allſeitige gründliche Erörterung, ſo wenig als ihre endliche Vereinbarkeit mit derjenigen Philoſophie, auf die wir uns bei unſern Vorträgen einſchränken, abzuſprechen. Aber geſtehen müſſen wir es, die rein philoſophiſche Kaltblütigkeit, Mäßigung, Unparteilichkeit haben wir hier und da mehr als uns lieb ſein konnte, vermißt« *) Was würde Feder erſt zu den Expectorationen ſpäterer Philoſophen geſagt haben?!

Um noch ein Beiſpiel aus dem Jahre 1785 anzuführen. Bei Gelegenheit der Briefe Jakobi's an Mendelsſohn über die Lehre des Spinoza äußert ſich der Recenſent bei dem bekannten Ausſpruche Jakobi's, daß die Vernunft die Dogmatiker zu Schanden mache, und die Natur die Skeptiker, ordentlich zornig folgendermaßen: »ja in ſofern nämlich, als jene Raiſonneurs nicht wiſſen, oder nicht wiſſen wollen, was einziger Grund und danach ſich beſtimmende Grenze aller echten gründlichen Erkenntniß iſt, demzufolge nicht bedenken, daß die menſchliche Weisheit dadurch allein beſteht, daß ſie zur rechten Zeit zu fragen und zu antworten aufhört, mit analogiſchen, dem gewiß Erkannten gemäßen Vermuthungen am Ende ſich begnügt, und ſich nicht einfallen läßt, auf deutliche beſtimmte, poſitive oder negative Begriffe zu bringen, oder kurz begreifen zu wollen, was nicht zu begreifen iſt. Aus Vernachläſſigung dieſer Grundregeln entſteht immer ſcholaſtiſche, barbariſche Wortphiloſophie, und am Ende wenn man fortfährt, wo man angefangen hat, iſt Atheismus oder abſoluter Skepticismus, oder eine andere Verkehrtheit unvermeidlich.«

Bis zum Jahre 1789 war ziemliche Pauſe. Deutſchland verdaute an der Kritik Kant's.

---

*) G. g. A. Jahrgang 1785. Stück 172. S. 1739.

Reinhold war es nun, welcher zunächst auftrat mit seinem Buche »über die Schicksale der Kantischen Philosophie, welches St. 84 angezeigt wurde. Recensent lobt die Nettigkeit und Präcision der Gedanken, die Correctheit und Anmuth der Diction, zweifelt aber, daß das Buch die gehoffte Wirkung haben werde, da Reinhold zwar zeige, daß die Kantische Philosophie habe mißverstanden werden können, nicht aber, daß sie mißverstanden sei. Im nächsten Jahre erschien nun aber von demselben: »Versuch einer Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens.« Diese Schrift wurde 1790 Stück angezeigt. Der Recensent äußert zunächst seine Unzufriedenheit mit der Schilderung des Zustandes der Philosophie auf deutschen Universitäten, die Manchen zum Lachen, Manchen zum Mitleiden bewegen werde, und fühlt sich getroffen durch den Ausfall gegen die Popularphilosophie. Er erklärt sich deshalb darüber, in welchem Sinne er immer bemüht gewesen sei, populär zu philosophiren. »In dem Sinne nämlich, daß er Nichts für Philosophie annehme und ausgebe, was sich nur im metaphysischen Cabinet nicht auch in andern Disciplinen und im gemeinen Leben gebrauchen lasse; daß er deshalb sich auch nicht von der gemeinverständlichen Sprache entferne, was selten vortheilhaft und nöthig sei.«

Dann auf den Hauptpunkt eingehend sagt er: »wenn wir auf das Subject, welches wir Gott nennen, keins von den Prädicaten unseres Verstandes anwenden, wenn wir also nicht Güte, Weisheit, Allmacht, Regierung und Vorsehung von Gott prädiciren, oder mit gutem Grunde uns denken können, was soll uns denn der Name? oder was soll uns der nach eben dieser Philosophie durch die practische Vernunft nothwendige Glaube an Gott, wenn wir nicht mit gutem Grunde und vernünftiger Weise Eigenschaften und Verhältnisse dabei annehmen und uns denken dürfen. Hier muß also noch ein Mißverständniß sein und es läßt sich weitere Aufklärung von den Freunden dieser Philosophie erwarten.« —

Im St. 114 desselben Jahrganges wird die Kritik der Urtheilskraft beurtheilt.

So aufrichtig als sein wärmster Freund und Verehrer, wünscht der Recensent Kant Leben und Gesundheit zur Vollen-

dung ſeines thetiſchen Syſtems. Dann geht er wieder zu ſeinem eigenen Glaubensbekenntniß über. »Er habe ſeit lange ſeine practiſche Logik mit der Erklärung angefangen: Recte agere, quandoquidem in genere, nihil aliud significat, quam ad leges naturae immutabiles ea, quae in nostra potestate sunt, componere; recte is intellectu ut dicendus est quibus legibus, quatenus natura ejus determinatur morem gerit, und ſo fand er den Weg eröffnet, der ihn zu dem Begriffe von Wahrheit, von höchſter und moraliſcher Gewißheit und zu einer vernünftigen Anwendung derſelben führte, die ihm bis jetzt noch immer das Genugthuendſte. Andere möchten urtheilen.« —

Wahrhaft rührend iſt es, wie er dann am Schluß, nachdem er pflichtmäßig referirt, Hrn. Kant bittet »er möchte bei Aufſtellung ſeines Syſtems, die Einſicht in den Zuſammenhang ſeiner Begriffe und Grundſätze noch ein wenig erleichtern.«

Die Reinhold'ſchen Briefe über Kant'ſche Philoſophie (aus dem deutſchen Merkur) findet der Recenſent »ſo originell und meiſterhaft, daß er ſie lieber ſelbſt geleſen wünſcht.« — Stück 130 v. J. 1790. — Über die »Actenmäßigen Nachrichten von der neueſten philoſophiſchen Synode und von der auf derſelben abgefaßten gültigen Concordienformel für die philoſophiſchen Gemeinden — herausgegeben von Iſonomiophilus, Bürger des philoſophiſchen Freiſtaats« wird im St. 185 nur referirt. —

Als des Herrn »Magiſter Fichte aus Weſtpreußen: Kritik aller Offenbarungen« erſchienen war, rühmte der Göttinger Recenſent im Stück 188 und 192 d. J. 1792 Bündigkeit, Deutlichkeit, Präciſion des Vortrages, Feinheit in einzelnen Bemerkungen, Ruhe und Vorſicht im Gange der Unterſuchung und das Talent eine Sache von allen Seiten zu zeigen. Das Neue, meinte er, liege aber nicht in den einzelnen Sätzen, ſondern in der Verbindung derſelben zu dem Ganzen. Recenſent macht, nachdem er das Buch mehr als einmal durchgeleſen, gewiſſe Zweifel gegen einzelne Behauptungen, die mitzutheilen hier zu weit führen würde.*)

*) Fichte waren dieſe Bemerkungen zu ſpät zu Geſicht gekommen, ſonſt würde er ſie, wie er in der Vorrede zur zweiten Aufl. ſagt, widerlegt haben. Vgl. G. A. 1794 St. 9.

Ein interessantes Glaubensbekenntniß enthält das St. 146 von 1792 bei Gelegenheit der »Briefe eines Engländers über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Literatur, besonders der Kant'schen Philosophie:«

»Recensent will nicht jedes Wort rechtfertigen, was im Streite gegen Kant und seine Vertheidiger ihm entwischt ist. Aber das darf er öffentlich sagen, daß er einen so harten Vorwurf (die Gegner Kant's sagten, was bei diesem wahr sei, hätten sie und ihre Meister schon weit deutlicher und viel besser gelehrt) nicht verdient. Er habe früher wiederholt zu erkennen gegeben, daß er sich nicht bewogen gefunden haben würde, gegen die Kant'sche Philosophie zu streiten, wenn — der tiefsinnige Denker sich gemäßigterer Ausdrücke bedient hätte.« — Bouterweck, der 1792 Vorlesungen über die Geschichte der Menschheit hielt, zeigte deren Inhalt im Stück 22 kurz an, mit dem Schlusse: »daß Völker auch ohne Freiheit (aber wie! fügte die Redaction der G. g. A. bei) leben können, lehrt die übersichtliche Zählung der Völker. —

Unter allen Gegnern, welche gegen Kant und Reinhold auftraten, machte keiner so großes Aufsehen als Schulze, der den Skepticismus gegen die Kant'sche Philosophie ins Feld führte. Schulze war wenige Jahre früher von den G. g. A. ziemlich wegwerfend behandelt, jetzt bot man ihm freudig die Hand, lud ihn zum gemeinsamen Kampfe gegen den Kriticismus ein. Die Popular-Philosophie glaubte hier den Mann gefunden zu haben, der mit den schärfsten Waffen sie gegen die Angriffe der Gegner vertheidigen werde. Das große Aufsehen, welches Aenesidemus in Deutschland machte, die Berühmtheit, welche ihm noch heute anklebt, verdankt er zum größten Theile den Göttingern. Schon deshalb ist eine ungekürzte Mittheilung der Anzeige dieses Werkes nöthig. Es findet sich aber dieselbe im St. 114 v. J. 1792 und lautet: »Aenesidemus, oder über die Fundamente der vom Hrn. Professor Reinhold in Jena gelieferten Elementar-Philosophie. Nebst einer Vertheidigung des Skepticismus gegen die Anmaßungen der Vernunftkritik.«

»Alle bisherigen Gegner der kritischen Philosophie, die Rec. kennt, haben bei der Bestreitung derselben zugleich die Absicht gehabt, mehr dogmatische Philosophie zu vertheidigen, als jene

für gegründet erkennen will. Zwar haben verſchiedene jener Gegner auch dies bemerklich zu machen geſucht, daß die Gründe der kritiſchen Philoſophie weiter in den Skepticismus hineinführen, als ihre Bekenner eingeſtehen, und zur Abſicht zu haben ſcheinen. Aber ſie wollten dabei doch nicht den Skepticismus geltend machen; ſondern vielmehr die gemeinnatürliche Vorſtellungsart gegen beide. Wenn es aber einmal richtig wäre, daß einige Hauptgrundſätze und Schlußarten der Kant'ſchen Philoſophie, womit ſie die gemeinere Philoſophie angreift, mit denen des Skepticismus völlig übereinſtimmten: ſo wäre freilich die Partei des Skepticismus — die allemal große Vortheile hat, wo die Abſicht iſt, dem Gegentheil zu ſchaffen zu machen — auch gegen dies neueſte dogmatiſche Syſtem die vortheilhafteſte. Und gewiß iſt es, daß der Verf. dem Namen des Aneſidemus, dieſes berühmten alten Skeptikers, keine Schande macht; daß er die Partei des Skepticismus gegen die Kant'ſch-Reinhold'ſchen Dogmen ſo zu nehmen verſteht, daß alle Gegner derſelben, ſofern ſie nur als Gegner ſich betrachten, Urſache haben, über dieſen Alliirten ſich zu freuen. Und es läßt ſich auch erwarten, daß die Vertheidiger jener Dogmen auf dieſen neuen Gegner künftig beſonders Rückſicht nehmen werden. Er verdient ſie auch wegen der Achtung, die er den beiden berühmten Männern, die er beſtreitet, und ihren Werken beweiſet. So wenig er auch ihre unterſcheidenden Behauptungen für hinreichend begründet gelten läßt, ſo bewundert er doch beſonders die Kritik der reinen Vernunft als Kunſtwerk des philoſophiſchen Geiſtes, hält ſie nicht nur für das Product eines noch nie übertroffenen Tiefſinns, ſondern iſt auch überzeugt, daß die Schriften des Königsberg'ſchen Philoſophen einen Schatz der feinſten und fruchtbarſten Bemerkungen enthalten. Eben ſo bewundert er nicht nur überhaupt den Reinhold'ſchen Scharfſinn, ſondern erkennt in der Theorie des Vorſtellungsvermögens den tief eindringendſten Verſuch einer Erörterung dieſes Gegenſtandes, der bis jetzt gemacht worden iſt. Seine Hauptabſicht, ſchreibt er zuletzt an ſeinen Freund Hermia's, bei dieſer Antikritik ſei nur geweſen, das überhand nehmende Vorurtheil zu entkräften, als ob bloß in Geiſtesſchwäche der Grund liegen müſſe, warum nicht alle Philoſophen Deutſchlands

zur kritiſchen Philoſophie ſich bekennten. — Das Hauptfundament des Skepticismus nun, welches unſer Verf. den neueſten Syſtemen entgegenſetzt, beſteht darin, daß ſich von unſerm Denken- und Nichtdenkenkönnen, oder allein nur denken können und denken müſſen, auf das Seyn von Etwas außer der Vorſtellung, alſo auf Realwahrheit nicht ſicher ſchließen laſſe; weil noch kein Princip angegeben worden iſt, welches dieſen Schluß außer allem Zweifel ſetze. Und dabei beruft ſich denn der Verf. nicht nur auf die einander widerſprechenden Syſteme der dogmatiſchen Philoſophen, die alle auf dieſer Schlußart beruhten; ſondern er ſucht beſonders dies einleuchtend zu machen, wie wenig es mit den Gründen und Vorſchriften der kritiſchen Philoſophie beſtehe, irgendwo mehr als bloß ſubjective Gründe unſerer Vorſtellungen und Denkarten, und ſomit Realwahrheit in unſerer Erkenntniß behaupten zu wollen. Aber obgleich dies das allgemeinſte und letzte Fundament ſeines Skepticismus iſt, und er oft darauf zurückkömmt: ſo ſchränkt ſich doch ſeine Cenſur der Kant'ſchen, beſonders aber der Reinhold'ſchen Sätze nicht darauf ein, oder hängt bloß davon ab. Wir würden aber viel zu weitläufig werden, wenn wir alle Einwendungen mit ihren Gründen, die der Verf. ſeinen berühmten Gegnern zu überlegen giebt, anzeigen wollten; geſchweige, daß wir unſere eigenen einſtimmigen oder abweichenden Gedanken beibringen dürften. Denjenigen Leſern, welche mit der neueſten philoſophiſchen Literatur bekannt genug ſind, um für dies Buch, ſo wie es verdient, ſich überall intereſſiren zu können, wird es ſchon charakteriſirt genug ſein, wenn wir nur noch einige der antikritiſchen Bemerkungen ausheben. — Allernächſt alſo aus dem angezeigten Fundament ſeines Skepticismus folgert der Verf., daß die Kant'ſche Philoſophie inconſequent, ihren Hauptgründen ungetreu werde, wenn ſie, gegen den Idealismus, bei unſern Vorſtellungen einen durch Afficirungen von außen her gegebenen Stoff, und mittelſt deſſen Gewißheit des Daſeins von der Vorſtellung ſelbſt verſchiedener Objecte behaupten will; und wenn ſie in dieſem Sinne die Objecte Erſcheinungen nennt. Denn, wie ſehr ſie auch dieſen, früher gegen ſie vorgebrachten, Einwurf abzulehnen ſich bemüht hat, ſo ſei es doch unläugbar, daß ſie

bei dieſer Behauptung Begriffe auf eine, ihren Grundlehren völlig widerſprechende Weiſe anwende; nämlich die Begriffe vom Wirklichen, vom Ding an ſich, und von Urſache. Überhaupt aber ſage dieſe Philoſophie, indem ſie auf der einen Seite die ſtärkſten Gründe für den Idealismus ſelbſt anerkennt, und auf der andern Seite ihn doch beſtreiten will, nichts was gegen einen ſcharfſinnigen Idealiſten, wie z. B. Berkeley, das mindeſte Gewicht habe. Ausführlich ſucht auch der Verf. zu beweiſen, daß die Kant'ſche Philoſophie ſich keines Sieges über den Hum'ſchen Skepticismus zu rühmen habe. Auf ihre dogmatiſchen Behauptungen gegen Hume laſſe ſich gerade ſo antworten, wie ſie auf die Beweiſe der rationalen Pſychologie, Kosmologie und Theologie antwortet. S. 169. 338 f. — Gegen Reinhold beweiſet der Verf., daß deſſen Fundamentalſatz vom Bewußtſein, daß darinne die bloße Vorſtellung vom Objecte und Subjecte unterſchieden und auf beide bezogen werde, ein willkührlich allgemein gemachter und falſcher Satz ſei; indem was hier allgemein von jeder Vorſtellung geſagt und als ein durch das Bewußtſein verbürgtes Factum angegeben wird, nur von einigen Arten der Vorſtellung gelte, nicht von allen; indem z. B. bei den bloßen Anſchauungen die Vorſtellung vom Objecte im Bewußtſein nicht unterſchieden werde. Eben ſo willkührlich und irrig ſei der zweite Hauptſatz der Reinhold'ſchen Elementarphiloſophie; daß dasjenige, was ſich in der Vorſtellung auf das Object beziehe, der Stoff, und dasjenige, wodurch ſie auf das Subject ſich beziehe, die Form ſei. Denn die Wahrheit, oder das richtig angegebene Factum des Bewußtſeins ſei, daß die Vorſtellung, ſowohl dem Stoffe als der Form nach, auf Object und Subject ſich beziehe; aber nach einer andern Art der Beziehung auf jenes und auf dieſes. Auf das Object nämlich beziehe ſich die Vorſtellung, mit Stoff und Form, wie das Zeichen auf das Bezeichnete, ein Repräſentant auf den, der durch ihn vorgeſtellt wird. Auf das Subject aber wie eine Eigenſchaft oder Modification auf dasjenige, dem die Eigenſchaft zukömmt. Auf die Weiſe wie Reinhold bewieſen zu haben glaubt, daß die Form der Vorſtellungen vom Subjecte und der Stoff vom Objecte herrühre, laſſe ſich auch das Gegentheil beweiſen; nämlich daß der Stoff vom Subjecte und die Form vom Objecte herkomme.

Überhaupt würde es leicht ſein, mittelſt ſolcher Beweisgründe, wie Reinhold gebraucht hat, noch manche andere Elementar- und Fundamentalphiloſophie zu errichten; der Verf. macht ſich anheiſchig dazu und giebt gleich eine Probe. — Gegen die Kant'ſche Moraltheologie trägt der Verf., dem Weſentlichen nach, dieſelben Einwürfe vor, die Rec. in einer eigenen Abhandlung und bei mehreren Gelegenheiten vorgelegt hat. Daß die genievollen und geübten Denker, die hier aufs neue beſtritten werden, vieles, was Aufmerkſamkeit verdient und manchen befriedigen kann, zu antworten wiſſen werden, iſt außer Zweifel. Aber daß ſie den Verf. werden völlig widerlegen können, ohne ihren andern, mehr dogmatiſchen Gegnern einiges einzuräumen, was ſie ihnen bisher nicht haben zugeſtehen wollen, daran zweifelt Rec. noch ſehr. Mancher Einrede iſt der Verf. ſchon zuvorgekommen, und hat ſie auch in einer ſolchen kräftigen Sprache vorgetragen, daß der Eindruck, den ſie außerdem auf einige hätten machen können, nun wohl ſchon ſehr geſchwächt ſein möchte. Am leichteſten möchte wohl die Vereinigung mit dieſem Skeptiker denjenigen Dogmatikern werden, die ihre practiſche Logik und Theorie vom Wahren mit dem Grundſatze vom Rechten, der Natur und ihren Geſetzen, und überhaupt allen Grundbegriffen von dem, was recht iſt, gemäßen Gebrauche des Verſtandes anfangen. Denn ſo ſehr auch der Verf. gegen den Schluß vom Denken aufs Seyn, und von der ſubjectiven Wahrheit auf objective und reelle Wahrheit proteſtirt, ſo kömmt es doch nur auf eine richtige Erklärung, und dabei nicht ſchwer zu erhaltendes Einverſtändniß über den eigentlichen Sinn und Zweck dieſer Unterſcheidungen an, um von dem äußerſten Skepticismus und jenem Fundamente deſſelben wiederum überzugehen in die dogmatiſche Philoſophie, die dem Menſchen möglich und nöthig iſt; die den gemeinen Verſtand nicht beleidigt, und in ſo fern populär iſt; und keine Unterſuchung ſcheut, und in ſo fern den Grundſätzen der Wiſſenſchaft und Weisheit ſich unterwirft. Wenigſtens giebt es Berkeley deutlich genug zu erkennen, daß einer ſolchen dogmatiſchen Philoſophie er gern die Hand zur Vereinigung reiche. Und Rec. müßte ſich ſehr irren, oder dieſer Arneſidem wird von

keinem andern Geiſt und Zweck zur Vertheidigung des Skepticismus angetrieben. Ein philoſophiſches Syſtem aber, dem alle beipflichten müßten, die nicht mit Recht für ſchwache oder durch leidenſchaftliches Intereſſe verſtimmte Köpfe erklärt werden dürften, kennet und erwartet Rec. in dieſem Leben eben ſo wenig als der Verf., wenigſtens ſieht er in den Kräften und Bedürfniſſen der menſchlichen Natur, ſo weit ſie bis jetzt bekannt ſind, noch keinen Grund einer ſochen Erwartung. Dabei aber, und eben deswegen, glaubt er auch mit dem Verf., daß ſich die Grenzen des möglichen Wachsthums des menſchlichen Verſtandes und ſeiner Einſichten nicht zum Voraus beſtimmen laſſen.«

Die Hand, welche hier die Popular-Philoſophie dem Skepticismus bot, wurde von dieſem eifrig ergriffen, ſogar verwandſchaftlich feſter geknüpft und ſpäter auch Veranlaſſung zu Schulzes Berufung nach Göttingen. Allein die Wirkung dieſes Bündniſſes war in der nächſten Zeit von keiner großen Bedeutung, da bald ein neues Phänomen am philoſophiſchen Horizonte auftauchte, das den Kampf gegen den Kriticismus in den Hintergrund treten ließ. Wenn man ſogar in den 90er Jahren in Göttingen immer mehr »Bewunderung und Verehrung« für Kant faßte, ſo kam das eines Theils daher, weil die Kant'ſche Philoſophie damals ſchon nicht mehr Zeitphiloſophie war, und man ſich ihrer ſogar als Waffe gegen die Philoſophie Fichte's bediente, andern Theils hatte aber Kant ſich auch die »aufrichtige Hochachtung« der Göttinger durch die Art und Weiſe gewonnen, wie er ſich in der »Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft« an das Chriſtenthum angeſchloſſen. Wie hoch man das ſchätzte, beweiſet nicht nur die Anzeige dieſer Schrift im St. 153 und 161 d. J. 1793, welche mit den Worten beginnt: »der erhabene Königsberger Weiſe erwirbt ſich nun in einer neuen Rückſicht einen Platz neben den Locken und Leibnitzen, nur daß er hier ganz ſeine eigene Bahn geht« — ſondern auch, daß Feder im folgenden Jahre, in ſeinen Grundſätzen der Logik und Metaphyſik, »die Beſorgniſſe wegen der Gefahren, welche die kritiſche Philoſophie der Religion zuziehe,« zu vermindern und zu entkräften ſuchte. Vergl. G. g. A. 1794 St. 37. — So wird denn auch 1768

St. 8 die Schrift zum ewigen Frieden mit der Bemerkung angezeigt, daß ſie dem Rec. zu viel Vergnügen gemacht habe, als daß er daſſelbe nicht auch gern bezeuge. Denjenigen, welche ſich die Methaphyſik des Eigenthums zum Vorwurf genommen, empfehlen wir Hugo's Rec. der methaphyſiſchen Anfangsgründe der Rechtslehre Kant's im St. 28 d. J. 1797. — Die kleinen Schriften Kant's ſind in demſelben J. St. 149 nur intelligenzblattartig angezeigt.

Im Jahre 1797 wurde Feder nach Hannover berufen, wodurch die Göttinger Popular-Philoſophen ihre Hauptſtütze verloren, Meiners wurde mehr und mehr von dem rein Practiſchen und Nützlichen angezogen, Buhle, der eifrig Geſchichte der Philoſophie bearbeitete, ſcheint für die Journaliſtik nicht ſehr thätig geweſen zu ſein. Wir finden wenigſtens keine Anzeige, die wir ihm mit Beſtimmtheit zuſchreiben möchten, ja ſchon, daß er unter die Anzeige eines Werkes von Bouterweck (G. g. A. 1800. Stück 103.) ſeinen vollen Namen ſetzte, ſcheint anzudeuten, daß er ſich andere Anzeigen nicht angerechnet haben wollte. — Von 1797 iſt es hauptſächlich Bouterweck, der, wie in Göttingen ſelbſt, ſo in den G. A. die Philoſophie vertritt, die Zeitphiloſophie bekämpft. Er war zum Profeſſor ernannt, als Feder Göttingen verließ. In ſeiner Selbſtbiographie bekennt Bouterweck von ſich: »daß er Kantianer wurde, weil er dem gewaltigen Scharfſinne des kühnen Reformators der Philoſophie zu wenig aus eigenen Mitteln entgegenzuſetzen hatte.« Das war etwa 1790, wo B. in G. eine Vorleſung unter dem Titel: »eine möglichſt populäre Darlegung des echten Kant'ſchen Syſtems der Kritik der reinen und practiſchen Vernunft« hielt, denn populär mußte in Göttingen einmal jede Philoſophie auftreten, die Anklang finden wollte.

Als Bouterweck Profeſſor wurde, hatte das »Kant'ſche Fieber« bei ihm ſchon ausgetobt. Jedoch ſchämte er ſich nie zu bekennen, »daß er durch die Kant'ſche Vernunftkritik einmal eben ſo befriedigt, als der eifrigſte Kantianer geweſen ſei, bis ihn eine fortgeſetzte Prüfung auf andere Gedanken gebracht,« (G. g. A. 1808. p. 302) und ſprach aus: »daß er in der Kant'ſchen Philoſophie den bedeutendſten Beitrag zur menſchlichen Selbſt-

verſtändigung ſehe, den die Geſchichte der Philoſophie aller Zeitalter kenne.« Dies that er, als Herder, der ſich in die kühnen Vorausſetzungen des Kant'ſchen Syſtems nicht finden konnte, und jede neue Definition in demſelben für eine ſcholaſtiſche Grille, das ganze Syſtem für eine ſpeculative Hägſa anſah, die nur den Verſtand verwirre, im J. 1798 ſeine Bücher: »Verſtand und Erfahrung, eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft« und »Vernunft und Sprache« ſchrieb, wogegen denn von Kieſewetter noch in demſelben Jahre eine Prüfung dieſer Metakritik erſchien. G. g. A. 1800. St. 31. —

Den Stein des Anſtoßes, den Bouterweck in dem Kant'ſchen Syſteme gefunden, waren die Kant'ſchen Behauptungen von den Dingen an ſich, da ja ſelbſt die Kant'ſche Analytik verbiete, aus dem denken müſſen auf metaphyſiſche Realität zu ſchließen. Die Kant'ſche Vernunftkritik gehe von der Vorausſetzung aus, daß das erkennende Subject als abſolut verſchieden von allen Objecten, eine beſondere Natur habe, nach der ſich die Dinge an ſich fügen und bequemen müßten, wenn das Subject von ihnen afficirt werden und dadurch Vorſtellungen gewinnen ſolle. Dieſe beſondere Natur ſei das Kant'ſche Prius oder die Form des Erkennens. Um dieſes Kant'ſche a priori zu retten, habe man in der Schule der neueſten Idealiſten die Erfahrung ſelbſt zu einem Producte des ſich ſelbſt ſetzenden Prius gemacht.« —

Dies war denn der Standpunkt Bouterweck's, ein Schwanken zwiſchen Skepticismus und Kriticismus und ein ihm ſelbſt noch unbewußtes Hinneigen zu Jakobi, mit welchem er an die Beurtheilung der Fichte'ſchen Wiſſenſchaftslehre ging, und eine ausführliche Darſtellung der Einſeitigkeiten der Wiſſenſchaftslehre verſuchte.

Es findet ſich dieſe beachtungswertheſte und umfangreichſte aller philoſophiſchen Recenſionen, welche die G. A. je geliefert haben, in den Stücken 76, 84, 96 und 120 der G. A. von 1798. Sie folgt der Fichte'ſchen Lehre von Satz zu Satz in die feinſten logiſchen und metaphyſiſchen Subtilitäten, wirft Zweifel auf, ſucht Widerſprüche nachzuweiſen und kommt zu dem Reſultate, »daß das Kunſtſtück der Wiſſenſchaftslehre darin liege, daß aus logiſchen Grund-

sätzen materielle Sätze deducirt und diese wiederum aus jenen erwiesen würden.«

»Diesem Kunststücke komme die scholastische Sprache sehr zu statten, um es zu verstecken, und sei dies mit einer Geschicklichkeit ausgeführt, hinter der alle Sophisten alter und neuer Zeit als Stümper zurückblieben, das aber, sobald es aufgedeckt sei, als das πρῶτον ψεῦδος der Wissenschaftslehre erscheine, und eine sehr ungünstige Erwartung für das ganze System errege, das auf so schlechtem Grunde ruhe. Was Fichte bis jetzt mit allem Scharfsinne erwiesen habe, laufe darauf hinaus: Wenn das Ich Etwas denkt, so denkt es Etwas. Denkt es das Gegentheil von Etwas, so denkt es Nichts. Damit fange bisher alle Logik an.«

Die Anzeige schließt: »Was außer dem sich selbst widersprechenden und ganz verfehlenden Zweck, der Wissenschaftslehre noch zum besondern Vorwurfe gereicht, ist die Manier der Entwickelung und der scholastischen Terminologie. Welchen verderblichen Einfluß müßte eine solche Manier zu philosophiren, in einer so abenteuerlichen, einförmigen und für jeden unverstimmten Geschmack lächerlichen Sprache, sofern sie herrschend werden sollte, auf Geistesbildung und Geschmack der Nation äußern. Ein Gericht Knochen auf einer sonst schon gut besetzten Tafel macht bei den Gästen kein Glück, gesetzt auch, daß in den Knochen Mark steckte.«

In demselben Geiste wird 1800 im Stück 92 Fichte's Bestimmung des Menschen angezeigt.

Wir theilen diese kürzere Anzeige ganz mit: »Die meisten unter den unparteiischen Lesern dieser Schrift des Hrn. Fichte möchten wohl, mit dem Rec., ein verschiedenes Urtheil darüber fällen; je nachdem sie die Schrift, entweder aus dem Gesichtspuncte der practischen Betrachtung oder aus dem der wissenschaftlichen Belehrung ansehen. Nach dem ersten Gesichtspuncte beurtheilt, enthält dieses Buch eine Menge trefflicher und herzerhebender Gedanken, mit Begeisterung gedacht und mit Beredtsamkeit vorgetragen. Mag man auch noch so viel gegen das System einzuwenden haben, das aus dem Ganzen hervorblickt; mag man selbst manchen Sätzen, auf die der Verf. ein besonderes Gewicht legt, entschieden

widerſprechen; man wird dem Verf. das Verdienſt zugeſtehen müſſen, nach dem er, laut der Vorrede geſtrebt hat, »anzuziehen und zu erwärmen, und den Leſer kräftig an der Sinnlichkeit zum Überſinnlichen fortzureißen.« Aber der Verf. wollte durch eben dieſes Buch auch für das Intereſſe der Wiſſenſchaft, wenn gleich nicht der Schule, ſorgen. Er wollte dem größeren Publikum mittheilen, »was außer der Schule brauchbar iſt von der neueren Philoſophie.« Von der neueren Philoſophie? fragt man nun. Sind denn die Sätze, für die uns der Verf. mit ſich zu begeiſtern weiß, neu? Und ſind Sätze, durch die ſich dieſe Schrift von andern philoſophiſchen Andachtsbüchern dieſer Art unterſcheidet, wahr? Und die unparteiiſche Beantwortung dieſer Fragen fällt, nach der Überzeugung des Rec., ganz gegen das Syſtem und gegen den Zweck des Verf. aus. Das Buch zerfällt in drei Theile. Der erſte hat den Titel: Zweifel; der Zweite: Wiſſen; der Dritte: Glauben. Unter dieſe drei Rubriken läßt ſich ohne Zweifel der Inhalt der ganzen Philoſophie bringen. Aber ſind das Zweifel, die der Verf. unter dieſem Titel vorträgt? Er theilt in einer ſehr überredenden Darſtellung die bedeutendſten Lehren des Materialismus mit, ungefähr ſo, wie man ſie ſo im Syſteme de la nature findet. Warum denn aber nur dieſe Lehren? Warum nicht auch die Einwendungen, die der allgemeine ſowohl, wie der philoſophirende Verſtand dagegen machen kann, ohne ſich an den transſcendentalen Idealismus des Verf. zu ſchließen. Oder ſoll damit geſagt ſein, daß es gar kein Mittel zur Rettung vor dem Materialismus giebt, als die Zuflucht zum transſcendentalen Idealismus der Wiſſenſchaftslehre. Das wäre dann viel geſagt. Dann müßte das zweite Buch, das zum Wiſſen führen ſoll, dem allgemeinen Menſchenverſtande, für den es geſchrieben iſt, doch wenigſtens die Nothwendigkeit dieſer einzig möglichen Rettung begreiflich machen. Was lehrt aber der Verf. in dieſem zweiten Buche? Nichts weiter, als daß Alles, was wir als Object zu ergreifen uns einbilden, beim Lichte beſehen, nichts anders als die Vorſtellung iſt, mit der unſer Geiſt ſich beſchäftigt. Dieſe Wahrheit läßt der Verf. dialogiſch einen wirklich perſonificirten Geiſt vortrefflich erläutern. Aber was folgt daraus? Doch wahrlich nichts, den Grund der Vorſtellungen betreffend. Wenn

der Geiſt, den der Verf. redend einführt, den alten Ariſtoteliſchen Realismus lächerlich macht, um ſeinen dogmatiſchen Idealismus geltend zu machen, ſo mag er ſich in Acht nehmen, daß nicht ein anderer Geiſt ihm dieſelben Pfeile zurückſchickt. Denn der Sprung von der Vorſtellung zu einem vorgeſtellten Dinge an ſich iſt gerade ſo weit, wie der entgegengeſetzte Sprung von der Vorſtellung zu dem Ich als dem einzigen Grunde aller Vorſtellung. Beides iſt ein Salto mortale für die Vernunft. Wer, wie der Geiſt des Verf., nichts weiter beweiſet, als daß der Menſch ſich mit einem Schatten ſchlägt, wenn er ſich vor ſeinen Vorſtellungen fürchtet, als ob die gewaltigen Dinge an ſich ihn überwältigen wollten, der hat im Mindeſten noch nicht bewieſen, daß die Abhängigkeit des Ich von dem objectiven Gehalte der Vorſtellungen nur eine Folge der Selbſtbeſchränkung iſt, durch die der endliche Geiſt nur in dem Maße ſich der materiellen Natur, ſeinem eigenen Geſchöpfe, unterwirft, als er nicht guten Willen genug hat, nach dem Unendlichen zu ſtreben, und ſich eine reine Idealwelt, ſtatt der craſſen Naturwelt zu ſchaffen. Das iſt es aber, was bewieſen werden muß, wenn der Idealismus der ſogenannten Wiſſenſchaftslehre zum Vorſchein kommen ſoll. Mit dem ſkeptiſchen Idealismus, der aus der Argumentation des Verf. folgt, iſt für den Zweck des Verf. gar nichts gewonnen. — Das meiſte Neue bliebe alſo für die Glaubenslehre des Verf. übrig, die er im dritten Buche vorträgt. Wir laſſen die idealiſtiſche Religionslehre, ſo weit ſie Aufſehn erregt hat, einmal ganz dahingeſtellt ſein. Wir fragen nur: Gründet der Verfaſſer ſeinen Glauben auf ſein Wiſſen, oder ſein Wiſſen auf ſeinen Glauben? Das iſt es gerade, was wir ſo beſtimmt, als möglich verſtehen möchten. Und gerade in der Art, wie der Verf. ſich hier hilft, ſcheint ſein Idealismus ſich ſelbſt ſonderbar mitzutheilen. Man ſieht hier nichts, als ein abwechſelndes ὕστερον πρότερον, wo der Anfang nach Belieben als das Ende, und das Ende nach Belieben als der Anfang geſetzt wird. Daß es hier Etwas zu bedenken giebt, das die dogmatiſchen Idealiſten nicht gern bedenken mögen, beweiſet unter anderm auch die dreifache

Geſtalt, in der die Wiſſenſchaftslehre ſeit ihrer Erfindung vom Verf. ſelbſt aufgeſtellt iſt. Zuerſt trat ſie ganz demonſtrativ mit allem Anſehn einer neuen Metaphyſik auf. Von der Formel, A. iſt A. wollte ſie zu der Überzeugung führen, daß das Ich der einzige Grund der Gründe, oder die abſolute Realität iſt. In der zweiten Expoſition der Wiſſenſchaftslehre wurde eine intellectuelle Anſchauung poſtulirt, um das kühne Syſtem zu faſſen. Und jetzt erſcheint die neue Philoſophie gar nur als Reſultat eines Glaubens, nach deſſen philoſophiſcher Bedeutung wir eben fragen.« —

Obgleich ſich der Standpunkt des Recenſenten ziemlich klar ausſpricht, ſo wird es uns doch erlaubt ſein, aus einer ſpäteren Selbſtanzeige (Bouterweck's practiſche Aphorismen 1808 S. 106) hier ein Urtheil Bouterweck's über ſeinen damaligen Standpunkt mitzutheilen.

Bei dem Verſuche, die Kant'ſche Philoſophie zu populariſiren, habe er ſich an den kategoriſchen Imperativ geſtoßen, und ſich immer weiter von Kant entfernend, 1799 die Idee einer Apodiktik gefaßt: »die man im Gedränge der Syſteme, im Conflicte mit dem neuen Ichheits-Idealismus, der bald wiederum dem abſoluten Idealismus Platz machen mußte, für ganz etwas anderes nahm, als ſie ſein ſollte; denn man nahm ſie nicht für eine Idee, deren Ausführung lehren ſollte, daß auf dem Wege der reinen Demonſtration überhaupt kein Reſultat zu gewinnen ſei, bei dem ſich die Vernunft beruhigen könne (was ſie doch ſein ſoll), ſondern für ein apodiktiſches Syſtem, das wie die ſ. g. Wiſſenſchaftslehre, der Träger aller Wiſſenſchaft ſein, eine Begründung der Philoſophie enthalten und der Wiſſenſchaftslehre den Rang ablaufen ſolle!« —

Die practiſche Philoſophie anlangend, ſo habe ihn fortgeſetztes Nachdenken darauf geführt, daß dieſelbe einer totalen Reform bedürfe, und daß der Faden wieder aufgenommen werden müſſe von Ariſtoteles und Platon, nicht wo die Kritiker ihn fallen ließen. »Nicht mehr auf einem kategoriſchen Imperativ, noch weniger auf den vieldeutigen Gegenſatz von Pflichten und Rechten und überhaupt nicht auf Verhaltungsmaßregeln oder Maximen, eben ſo wenig auf pſychologiſche Betrachtungen über die Glückſeligkeit, Triebe und Affecte müſſe man bauen — ſondern unmittelbar von der Idee des

Guten und zugleich Wahren und Schönen ausgehen. Die alte Weisheitslehre — von theologischen Vorstellungen verdrängt — müsse wieder zu Ehren gebracht werden, nur müsse man gegen die Alten den Werth des Individuellen hervorheben. —

Während Bouterweck also doch von einem wissenschaftlich errungenen Standpunkte und mit den Waffen der Wissenschaft Fichte bekämpfte, ignorirten die übrigen Göttinger die Wissenschaftslehre, warnten vor ihr, ja man hörte wie Lücke (in Planks Biographie sagt) Worte »zorniger Abwehr,« wie gegen jede neue philosophische Schule, so auch gegen »die rechthaberische Metaphysik des Herrn Fichte,« wie die Göttinger sie nannten.

Man jubelte bei jedem neuen gegen die Wissenschaftslehre erstehenden Gegner, beeilte sich mit der Anzeige der Gegenschrift, mit mehr oder minder ausführlichen Excerpten, häufig ohne selbst ein Urtheil abzugeben, sondern wie bei des Adjunct Krugs Briefen über die Wissenschaftslehre, 1800 St. 34 am Schluß zu sagen: »Recensent kann hier weder mit dem Erfinder der Wissenschaftslehre, noch mit seinem Gegner disputiren.«

Eine solche Berufung auf den intelligenzblattartigen Charakter der G. g. A. war freilich das kürzeste Mittel abzukommen und die Göttinger haben es nicht nur hier, sondern unzählige Male in Anwendung gebracht. Es ist so leicht keine eigene Meinung zu haben. Als Fichtes Lehre nun aber mit der Theologie in jenen berüchtigten Streit gerieth, als Fichte im Niethammer'schen Journal den Satz ausgesprochen: »daß sich eine verirrte Philosophie, aber niemals der ursprüngliche, unter der Vormundschaft der Vernunft stehende Verstand, den absurden Schluß von der Existenz und Beschaffenheit der Sinnenwelt auf einen vernünftigen Urheber erlauben könne,« als Fichte seine Appellation an das Publicum schreiben mußte, da waren es die Göttinger Theologen, die kämpfend gegen ihn auftraten, wenn nicht in den ersten Gliedern, doch den eigentlichen Kämpfern von der Reserve her Beifall zurufend, sie anfeuernd. Das interessanteste Beispiel dieser Art findet sich bei Anzeige des Magazins für christliche Dogmatik von J. F. Flatt, Professor in Tübingen, G. g. A.

1800 St. 43. Der Recenſent meint: Stärker, als hier, und wahrer, als hier, ſei noch nie und noch nirgends mit Herrn Fichte geſprochen und doch ſei er dabei ſchwerlich von einem Gegner ſo gerecht wie von dieſem behandelt.«

Er theilt darauf längere Excerpte mit, den Streit, daß die Sinnenwelt, aus transſcendentalem Geſichtspunkte betrachtet, bloß Widerſchein der inneren Thätigkeit ſei, betreffend, und ſagt dann: »Jetzt geht der Verfaſſer S. 28 zu der Prüfung der Fichteſchen Behauptung über, daß der Glaube an eine moraliſche Weltordnung nur durch den Begriff einer überſinnlichen Welt begründet werden könne, und unterſucht hernach S. 45, was Herr Fichte für einen Sinn in die ſinnlos ſcheinende Äußerung hineinlegen konnte, daß dieſe moraliſche Ordnung das einzig Göttliche ſei, das ſich annehmen laſſe, daß ſie Gott ſelbſt ſei, und daß wir außer ihr keines andern Gottes bedürften, und keinen andern faſſen könnten. Dies wird ſo ins Klare geſetzt, aber die Blößen, welche Herr Fichte dabei gab, die Verhöhnung des geſunden Menſchenverſtandes und der Logik, deren er ſich dabei ſchuldig machte und beſonders die unausſprechlich unwürdige Entſtellung des Syſtems und der Meinung ſeiner Gegner, welche er ſich dabei erlaubte; dieſe werden S. 51, 54, 58, 66 und 78 in ein ſo auffallendes Licht geſetzt, daß er ſich gewiß, wenn ihm dieſer Aufſatz zu Geſicht käme, einer Alteration nicht erwehren könnte, an welcher zuverläſſig Ärger und Unwille nicht allein Antheil haben würden!« — Das Reſultat iſt natürlich, daß Fichte Atheiſt ſei und der Recenſent ruft mit den Theologen: »Dies (Atheismus) iſt durch und durch der herrſchende Geiſt dieſer kühnen Appellation — und man wollte ſich wundern, wenn ein ſolcher Mann zuletzt alle Menſchen von ſich ſtößt und einen allgemeinen Widerwillen gegen ſich erregt.« — Alles wie heute! —

Doch nicht ſämmtliche Göttinger Theologen riefen das »Kreuzige ihn!« — Stäudlin war enthuſiaſtiſcher Kantianer, wenn auch nur geweſen, doch hinreichend genug ihn vor Anfeindungen niedrer Art zu ſchützen.

Wenn wir nicht irren, ſo finden wir ein theologiſches, wenigſtens religiöſes Glaubensbekenntniß von Stäudlin im Stück

69 d. J. 1801 bei der Anzeige des damals noch anonymen Buches: *Über die Religion. — Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern.*

Rec. sagt: unstreitig ist diese Schrift mit viel Geist, Originalität und Beredtsamkeit geschrieben, und wenn auch das nicht Religion ist, was der Verf. dafür ausgiebt, so wird man doch vieles antreffen, was auch auf Religion im gewöhnlichen Sinne des Worts anwendbar und hier treffend und wahr gesagt ist.

Nachdem nun das Wesentliche des Inhalts referirt, sagt Rec. er wolle das Bekenntniß seines Glaubens vorlegen: »Er kenne keine andere Religion, als die Religion des *Geistes und des Herzens* und was der Verf. für Religion ausgebe, dünke ihm bloß *poetische* und *mystische* Religion zu sein. Seine Religion bestehe nicht aus sinnlichen Anschauungen und daraus hervorgehenden Gefühlen, sie beziehe sich auf das Übersinnliche und Geistige und gehe aus demselben hervor. Sie sei nicht bloß Metaphysik — aber sie enthalte metaphysische Ideen, sie sei nicht bloß Moral, aber sie könne die Moral nicht entbehren, um ihren Begriff rein aufzustellen und ihre Sache zu begründen, sie sei ihm übrigens nicht bloß Moral, sondern ein Resultat aller menschlichen Gefühlsvermögen. Sie habe eine Wissenschaft, ein System, um fest und sicher zu sein, um sich vor Unglauben, Aberglauben, Schwärmerei, Mysticismus und Fantasterei zu bewahren und das Leben desto dauerhafter beherrschen zu können, aber sie schränke dadurch die unendliche Wirksamkeit der religiösen Ideen und die Innigkeit der religiösen Gefühle nicht ein.« —

Ehe wir indessen zu der neuen Gestaltung übergehen, die Schelling der Philosophie gab, müssen wir noch einmal zu dem von Jakobi gegen den Kantianismus geführten letzten Streich, und zu den Versuchen des Skepticismus, sich Geltung zu verschaffen, zurückkehren.

Jakobi schrieb 1801 sein Buch: *Über das Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verstande zu bringen, und der Philosophie überhaupt eine neue Absicht zu geben.*

Jakobi behauptete dort, der Kantianismus habe, wenn er consequent sein wolle, mit seiner Glaubenslehre die Vernunft nur auf das seltsamste zum Besten — suche sie durch das Blend-

werk der Kant'ſchen Objectivität zu bethören. Auf den Werth des Grundſatzes: »daß ſich nicht unſere Erkenntniß nach den Gegenſtänden richte, ſondern die Gegenſtände nach unſerer Erkenntniß,« beruhe der ganze Werth des ſpeculativen Kantianismus. Durch dieſen Unſinn gewinne der Verſtand das a priori, das Reine. So werde das leere Titular-Erkennen ſchlechthin als das wahre Erkennen geſetzt. Das troſtloſe Otium cum dignitati, bei dem die Vernunft ſich beruhigen ſolle, wenn ſie zu Verſtande gekommen, erſcheine in ſeiner ganzen Schwäche, wenn man die Syntheſis näher prüfe. Dieſe beruhe auf Mannichfaltigkeit, die Mannichfaltigkeit ſei aber nichts mehr als empiriſche Vorausſetzung.

»Ihr ſagt laut, rief Jakobi aus, lehret ausdrücklich — Alles, womit die Philoſophie ſich ſonſt beſchäftige, diene bloß als Mittel nur zu den Ideen: Gott, Freiheit, Unſterblichkeit zu gelangen, und ihnen Realität zu gewähren. Ich frage jeden Redlichen auf ſein Gewiſſen, ob er wohl, nachdem er einmal eingeſehen hat, daß ſich die Vernunft jene Ideen, dem Verſtande zu gefallen, nur weiß mache, zu jenen ausgemacht objectiv grundloſen Ideen werde zurückkehren und ein herzliches Vertraun werde in ſie ſetzen können? —

Der Göttinger Rec. referirt dies und Anderes und ſagt dann bloß, ich weiß nicht, ob im Ernſt oder ironiſch: »die Anhänger einer moraliſchen Glaubenslehre nach Kant'ſchen Grundſätzen, werden ſich von dem kleinen Schrecken, den ihnen die Schrift des Herrn Jakobi machen kann, hoffentlich auf irgend eine Art bald erholen. Der Rec. enthält ſich um ſo lieber aller Anmerkungen.«

Wie ganz anders waren die Göttinger bei der Hand, als Ernſt Schulz ſeine »Kritik der theoretiſchen Philoſophie 1801 edirte.« Hier iſt der Rec. offenbar wieder Bouterweck. »Wäre das Buch (ſagt er im Stück 159. 1801) vor 10 Jahren erſchienen, wie würde es ganz anderes gewirkt haben. Damals trug der Verf. durch ſeinen Aneſidemus vorzüglich zur Wiederherſtellung der Freiheit des Geiſtes in den Köpfen mehrerer damaligen Kantianer bei. Hier ſtellt er die Fragmente einer Philoſophie auf, die ſich abgerundet als vollendeter Skepticis-

mus allem Dogmatismus, mag er Realismus oder Idealismus sein, entgegenstellt.«

Nach der üblichen Relation schließt die Anzeige: »Rec. hat bei Mittheilung der Ideen des Verf. größten Theils nur nöthig gehabt, *seine eigenen Grundsätze in anderer Form vorzutragen* — der Punct aber, wo er nicht mit Herrn Schulze übereinstimmt, ist die Hauptsache in der speculativen Philosophie, — denn wo Hrn. Schulzes Skepticismus abbricht, fängt die speculative Philosophie im Grunde erst an. Wer den letzten Grund des Erkennens *außerhalb* des Bewußtseins setzt, ist Metaphysiker. Wer aber die Entstehung der Begriffe der Realität und des Absoluten im *Bewußtsein* selbst nicht nachweisen kann, der hat auch als Skeptiker die Vernunft nicht zum Ziele begleitet.« —

Man sieht, Bouterweck hatte so viel richtigen Tact, daß er über die Skepsis à la Schulze hinausstrebte, aber ihm fehlte die Schwungkraft der Flügel; nach dem ersten verunglückten Icarus-Fluge in der neuen Apodictik, den er, wie wir vorhin sahen, später selbst gern nur als reine Skepsis gelten lassen wollte, fiel er in den Sumpf der Jakobischen Gefühlsphilosophie.

Die Anzeige des zweiten Bandes (St. 173) ist nur durch den an Talleyrands berühmtes Wort erinnernden Ausspruch bemerkenswerth: »Rec. sieht die Erscheinung dieses Werkes als den Anfang des letzten Acts in dem merkwürdigen Vernunftdrama an, das die deutschen Philosophen seit dem Erscheinen der Kant'schen Vernunftkritik vor einem erstaunten Publicum aufführten.« —

In den G. g. A. war es wenigstens der letzte Act, der hier gespielt wurde. *Schelling* war schon 1800 aufgetreten mit seinem Systeme des transscendentalen Idealismus. Wir theilen die im Stück 74 des Jahrgangs 1801 befindliche Anzeige hier ihrem wichtigsten Theile nach mit.

»Noch keinem philosophirenden Kopfe aus der Schule des transscendentalen Idealismus ist, nach der Einsicht des Rec., die überredende Darstellung und syllogistische Verbindung aller wesentlichen Theile dieses Systems so gut gelungen, wie Hrn. S. in diesem Buche. Wen es auch nur als eine metaphysische Dich-

tung intereſſirt, den wird doch keine Dichtung älterer Metaphyſiker durch kühnere Gedanken, ſinnreichere Verwickelung und Auflöſung, und einen ſo wirklich epiſchen Schwung befriedigen. Das Ich, das in dieſem Syſtem Alles thut, wäre dann Held der Epopöe im höchſten Sinne des Worts, da ſeine wunderbar verwickelte Thätigkeit zugleich eine ewige Selbſtzeugung und Selbſtgeburt iſt. Aber ſo kann, nach der Überzeugung Anderer, nur derjenige von dieſem Syſtem reden, wer es »nicht verſtanden hat;« denn nach der Überzeugung dieſer Andern giebt es nur einen einzigen Beweis der hiſtoriſchen Wahrheit, daß man den transſcendentalen Idealismus verſtanden habe, nämlich das ſimple Factum, daß man erſtens nichts dagegen zu erinnern hat, und zweitens nie anders, als mit enthuſiaſtiſcher Ehrfurcht davon ſpricht. Für den nächſten Zweck dieſer Blätter iſt es genug, hiſtoriſch das Daſein ſolcher Syſteme anzuzeigen, und philoſophiſch auf das Fundament aufmerkſam zu machen, das den ganzen kühnen Bau trägt. Durch die Art der Begründung des Idealismus unterſcheidet ſich auch das Syſtem des Hrn. Schelling ſchon beim erſten Anblick von dem Syſtem der Wiſſenſchaftslehre des Hrn. Fichte. Statt mit einem höchſten Satze anzufangen, ſucht er zuerſt zu zeigen, daß ſich alle Philoſophie urſprünglich in zwei einander entgegengeſetzte Wiſſenſchaften auflöſet; in Naturphiloſophie und Transſcendentalphiloſophie. Dieſer Entgegenſetzung liegt zum Grunde die Unterſcheidung des Objectiven von dem Subjectiven. Damit fängt der Verf. ohne Bedenken dogmatiſch an. Sein erſtes Dogma, das die Stelle eines Axioms vertritt, und ſogleich beim erſten Auslaufe über jeden möglichen Zweifel weit hinausſieht, iſt die Wiederholung der alten, ſchon ſo oft, und doch, wie es ſcheint, noch lange nicht oft genug vom Skepticismus angefochtenen Definition der Wahrheit. Man weiß, ſagt der Verf., nur das Wahre; und »die Wahrheit wird allgemein in die Übereinſtimmung der Vorſtellung mit ihren Gegenſtänden geſetzt.« Allgemein? So viel Rec. weiß, iſt dieſe Definition der Wahrheit nur in der empiriſchen Pſychologie allgemein zugeſtanden, und auch da nur, wenn man, wie im gemeinen Leben, unter Vorſtellungen entweder Begriffe oder Einbildungen verſteht, und das Daſein in ſich wirkli-

cher Dinge, denen Anſchauungen correſpondiren ſollen, von der unmittelbaren Anſchauung ſelbſt gar nicht unterſcheidet. Vielleicht will aber auch der Verf. mit den erſten Worten ſeiner Einleitung nur pſychologiſch verſtanden ſein. Er nennt nun weiter den Inbegriff alles Objectiven in unſerm Wiſſen Natur, den Inbegriff alles Subjectiven Ich oder Intelligenz; und beide Begriffe behandelt er ſogleich als ſchlechthin einander entgegengeſetzt. Aber wo ſind denn die Gründe zu einer ſolchen Entgegenſetzung des Subjectiven und Objectiven? Woher weiß denn der Verf., daß das Subject überhaupt und das intelligente Subject oder Ich abſolut eins und daſſelbe ſind? Woher weiß er, daß zur Möglichkeit des Empfindens die Möglichkeit des Denkens ſo unerläßlich gehört, daß keins von beiden gedacht und geſetzt werden darf ohne das Andere, ſo daß es nur darauf ankommt, welches zuerſt geſetzt werden ſoll? Warum nimmt er gar keine Notiz von dem Doppelſinn des Begriffs der Subjectivität, mit dem wir das Subjective ſowohl der Empfindung als des Gedankens denken, indem wir doch beides, die Empfindung und den Gedanken, auch ſubjectiv einander entgegenſetzen? Wo bleibt denn, da doch von der Natur die Rede iſt, die beim ſkeptiſchen Denken ſo reichhaltige Entgegenſetzung einer objectiv vorhandenen Natur oder Welt mit der ſubjectiven Natur eines erkennenden Weſens? Wer ſeine Philoſophie nicht ſkeptiſch, ſondern herzhaft dogmatiſch mit einigen aus den ältern Syſtemen aufgenommenen Erklärungen und Entgegenſetzungen anfängt, und andere eben ſo gangbare Erklärungen und Entgegenſetzungen nicht einmal ſeiner Aufmerkſamkeit würdigt, empfiehlt ſich doch eben nicht als einen unbefangenen Denker. — Der Verf. argumentirt nun weiter nach dem willkürlichen Dogma, kraft deſſen er die Begriffe objectives Daſein und Natur als identiſch, desgleichen ſubjectives Daſein und Intelligenz als identiſch behandelt. Er geſteht ſelbſt, daß im Wiſſen Subjectives und Objectives ſo vereinigt iſt, daß man nicht ſagen kann, welchem von beiden die Priorität zukommt. Da iſt, ſagt er, kein Erſtes und Zweites; beide ſind gleichzeitig und Eins. Aber eben darin ſetzt er das Weſen der Philoſophie, daß ſie das Wiſſen erklären ſoll. Indem ich aber, ſetzt er hinzu, dieſe Identität erklären will, muß ich ſie

ſchon aufgehoben haben. Es ſind alſo, fährt er fort, nur zwei Fälle möglich; entweder wird das Objective zum erſten gemacht, und gefragt, wie ein Subjectives zu ihm hinzukomme, das mit ihm übereinſtimme; oder es wird, umgekehrt, das Subjective zum erſten gemacht, und gefragt, wie ein Objectives hinzukomme, das mit ihm übereinſtimme. Die erſte Aufgabe führt zur Naturphiloſophie, die zweite zur Transſcendentalphiloſophie des Verf. — Wie? darf man hier wohl mit ſkeptiſcher Verwunderung fragen. Eine ſo willkürliche Behandlung der erſten Begriffe wäre hinreichend zur Begründung eines philoſophiſchen Syſtems? Oder iſt es mehr als willkürliche Satzung, wenn man dogmatiſch ſpricht, daß man, um das Wiſſen zu erklären, das wirkliche Zuſammenſein (Identität iſt hier ein unſchickliches Wort) des Subjects und Objects aufheben, und einem von beiden eine abſolute Priorität einräumen müſſe? Wollen wir nicht ein unphiloſophiſches Spiel mit dem Begriffe einer Erklärung treiben, ſo fällt ſogleich die erſte Hälfte jenes Dogmas weg. Zur logiſchen Erklärung gehört ein allgemeiner Satz, aus dem ich durch einen Schluß einen minder allgemeinen oder particulären ableiten kann. Soll aber die logiſche Erklärung zugleich eine genetiſche (nach dem Begriffe einer ſubjectiven oder objectiven Cauſalität fortſchreitende) Erklärung ſein, ſo muß ich ſchon nicht mehr bezweifeln dürfen, daß der allgemeine Satz, aus dem ich ſchließe, mehr als ein logiſcher Einfall iſt, mit andern Worten, daß ich ſchon mit dieſem Satze die Realität als das, was ſie wirklich iſt, erkannt habe. So erklären wir Naturbegebenheiten aus Naturgeſetzen, indem wir die Realität der Natur und unſere Erkenntniß dieſer Realität phyſiſch vorausſetzen. Alle Vorausſetzungen dieſer Art werden aber verbeten, wo man das Wiſſen ſelbſt metaphyſiſch erklären will; und ob eine ſolche Erklärung nicht dem einzig haltbaren Begriff des Wiſſens ſelbſt widerſpricht, das iſt die Frage. Im Bewußtſein ſelbſt (dem wirklichen Wiſſen) kommen wir über das Zuſammenſein des Subjects und Objects in Einem Daſein nicht hinaus. Das iſt gewiß genug. Soll alſo das Bewußtſein genetiſch erklärt (nicht bloß logiſch aufgeklärt) werden, ſo kann man allerdings zur logiſchen Gemüthsergötzung, um zu ſehen, was dabei herauskommt,

einmal den Verſuch machen, entweder die Exiſtenz des Ich aus Naturgeſetzen, oder die Exiſtenz der Natur aus Geſetzen des Ich zu demonſtriren, ſo gut Beides gehen will. Daß zu beiden Demonſtrationen, wenn ſie conſequent durchgeführt werden ſollen, kein gemeines Talent zureicht, liegt ſchon in der Natur der Subtilitäten, die es hier zu verarbeiten giebt. Aber wenn nun Beides gelungen, die Natur, bis auf einen gewiſſen Punct, aus Geſetzen des Ich, und das Ich, bis auf einen gewiſſen Punct, aus Naturgeſetzen demonſtrirt iſt, hat man denn an dieſen Kunſtſtücken eine Transſcendentalphiloſophie und eine Naturphiloſophie? Ehe wir ſo weit ſind, müßte vorläufig bewieſen werden, erſtens, daß nicht nach den Geſetzen der geſunden Logik jede Philoſophie, die das Bewußtſein genetiſch erklären will, demonſtrativ ſich ſelbſt aufhebt; und zweitens, daß die Intelligenz (das reine Ich oder Denkprinzip) in der menſchlichen Natur mit der Subjectivität dieſer Natur abſolut Eins und daſſelbe iſt. Weder das Erſte, noch das Zweite hat Hr. S. zu beweiſen der Mühe werth gefunden. Ohne auf die Ideen anderer denkenden Köpfe, die die Unmöglichkeit aller und jeder Philoſophie, die vor dem Räthſel des Bewußtſeins nicht verſtummen will, ausführlich gezeigt haben, auch nur im Vorbeigehen zu achten, gehet er ſeinen Weg. Die Aufgabe der Transſcendentalphiloſophie iſt nun für ihn »das beſtändige ſich ſelbſt Object werden des Subjectiven« durch alle Stufen der Objectivität aus der reinen Thätigkeit des ſich ſelbſt ſetzenden Ich zu erklären, wie denn das Object der Philoſophie überhaupt für ihn (S. 96) das urſprüngliche Entſtehen des Bewußtſeins iſt. Die Stufen der Thätigkeit des Ich bezeichnet er durch Epochen. Er fängt an von der productiven Anſchauung, gehet von da zur Reflexion über, und ſchließt mit der Theorie des abſoluten Willensacts. Auf ſeinen Begriff vom abſoluten Willensact bauet er (von S. 322 an) ſein Syſtem der practiſchen Philoſophie. In der letzten Anmerkung zu dem ganzen Syſtem des transſcendentalen Idealismus erläutert er noch die Idee des Genies als »der höchſten Potenz der Selbſtanſchauung, die, weil ſie ſchon über die Bedingungen des Bewußtſeins hinaus liegt, und das von vorn

ſich ſchaffende Bewußtſein ſelbſt iſt, wo ſie iſt, ſchlechterdings als zufällig erſcheinen muß.«

Kurz der Rec. hält das Ganze doch nur für einen Verſuch, die Exiſtenz der Natur aus Geſetzen des Ich zu erklären, den man zur »logiſchen Gemüthsergötzung« allerdings einmal anſtellen könne.

»Und eine ſolche Philoſophie, ruft er aus, die weiter nichts kann, als nach allen willkürlichen Vorausſetzungen ſich ſelbſt doch nur bis zu dem Punkte durchſetzen, wo die vernünftige Wißbegierde von neuem anfängt; dieſe Philoſophie, die durch metaphyſiſche Demonſtrationen das Objective aus dem Subjectiven erklären, oder wie ſie es nennt, deduciren will, und die Beſtimmtheit keines einzigen Objectes erklären kann, da ſie das einzig und allein beſtimmende (das Ich) immer zur freien Dispoſition behält; eine ſolche Philoſophie will die Vernunft befriedigen und jedes andere transſcendentale Syſtem ſtürzen?«

Man findet hier noch keine Spur der ſpäteren Feindſchaft Bouterweck's gegen Schelling, welche ſich in der That auch erſt offenbarte, als die Naturphiloſophie auch in die Äſthetik überzugreifen begann, und als die Romantik und ihr Gefolge die ganze Welt, und namentlich die Poeſie in jene myſtiſche Nebel zu hüllen ſtrebte, mit denen wir noch immer kämpfen müſſen. Schelling's Bruno begeiſterte Bouterweck vielmehr zu folgender wahrhaft ſchönen Recenſion, im Stück 130 d. J. 1802.

»Die Prophezeiung, daß der neue Idealismus ſich mit dem alten Materialismus compenetriren werde, iſt alſo eingetroffen. Daß das Medium dieſer Compenetration die Erneuerung einer uralten Poeſie werde, ließ ſich vorausſehen. Hier haben wir alſo nun das von einem Hrn. Hegel in Proſa angekündigte Gedicht des Hrn. Schelling, des Erfinders der neuen Compenetrationslehre, in dramatiſcher Form. In dieſem dramatiſchen Gedichte compenetriren ſich zugleich wunderſam der Platonismus, die Eleatiſche Philoſophie, das Syſtem des Jordanus Brunus, die Leibnitz'ſche Theorie der präſtabilirten Harmonie und der Idealismus der Fichte'ſchen Wiſſenſchaftslehre. Alle dieſe Philoſophie, und noch andere dazu, hat Hr. Schelling in eine Philoſophie verflochten,

deren Weſen ſeiner eigenen Erklärung nach mit dem Weſen der Poeſie eins und daſſelbe iſt. *)

Wer zu dieſer Philoſophie ſich zu bekennen nicht Luſt hat, mag nun, wenn er das Gedicht Bruno lieſt, ſich im Reflex ſeiner eigenen Armſeligkeit ſpiegeln; denn er gehört, laut dieſes Gedichts, zum Pöbel der Philoſophen. Die Fichtianer werden indeſſen, in der Erwartung, daß ſie Schellingianer zu werden ſchon auf dem Wege ſind, als ein Tiers-état zwiſchen dem Adel aus Hrn. Schellings Canzlei und dem Pöbel anzuſehen ſein. Das abſolute Ich der Fichte'ſchen Wiſſenſchaftslehre iſt, nach S. 220 des Gedichts Bruno, (sit venia verbis!) »der eingeborne Sohn des Abſoluten nach der neuen Theorie: und wer dieſen beſitzt, beſitzt auch den Vater; nur durch dieſen gelangt man zu jenem.« So fern nun beide durch Speculation hervorgebracht ſind, hätte dieſes Mal der Sohn den Vater gezeugt. Wer ſich aber zu der neuen Lehre des Hrn. Schelling bekennt, der feiert (noch einmal sit venia verbis!) die Menſchwerdung Gottes von Ewigkeit, und mit dieſer die nothwendige Gottwerdung des Menſchen.« Daſſelbe ſollen denn auch die Alten im Grunde mit den Fabeln von den Leiden des Oſiris und dem Tode des Adonis (S. 223) gemeint haben. —

Verunglückt iſt die dramatiſche Form dieſes Gedichts, obgleich kein einziges Wort darin unterſtrichen iſt, und die Interlocutoren ſich gegenſeitig O Beßter! und O Vortrefflicher! anreden. Die Zartheit des Platoniſchen Dialogs, nach welchem Hr. Schelling den ſeinigen mit ſichtbarem Nachahmungseifer gebildet hat, iſt hier zugleich mit der dramatiſchen Kraft verſchwunden. Man ſtreiche die Namen der Interlocutoren und ihre überflüſſigen Worte: »So iſt es; allerdings« u. ſ. w. weg, und das dramatiſche Gedicht gehört zu der lyriſch-didaktiſchen Gattung. Aber die lyriſch-didaktiſche Compoſition iſt wirklich ſchön. Das Abſolute oder Ewige, wie es hier auch genannt wird, giebt dem Ganzen die nöthige Einheit. Die Mannichfaltigkeit, die als der Reflex dieſer Einheit dargeſtellt wird, iſt durch die feinſten Nüancen, z. B. die Idee einer Seele der Seele,

*) Was Hr. Hofrath Kapp in Heidelberg alſo jetzt behauptet, war ſchon vor 40 Jahren kein Geheimniß mehr.

auf das geiſtreichſte ſchattirt, und das ganze Gemälde des Abſoluten hat eine vortreffliche Haltung. Man muß es entheiligen, wenn man es in ſeine Elemente auflöſen will. Um aber doch den Leſern unſerer Blätter einen proſaiſchen Begriff davon zu geben, mag eine Anzeige der Elementar-Ideen des neuen Syſtems genug ſein. Wie viel Neues darunter iſt, mögen die Kenner nach ihrer Einſicht entſcheiden. —

Wer nach Wahrheit ſtrebt, verlangt eine ewige und unvergängliche Gewißheit. Das Ewige und Unvergängliche, alſo das Princip aller Wahrheit, iſt das Abſolute. Jede Erkenntniß, die ſich überhaupt auf die Zeit und auf das zeitliche Daſein der Dinge bezieht, iſt alſo nicht die wahre. Um zur wahren Erkenntniß zu gelangen, müſſen wir das Zeitliche von dem Ewigen ſcheiden. Dieſe Scheidung lehrt uns zuerſt die wahre, d. i. ewige Schönheit entdecken. Ein Urbild der Schönheit, das mit dem lebendigen Univerſum eins und ewig iſt, muß als der Architype aller Typen gedacht werden, nach denen die Natur die Formen ſchöner Dinge erzeugt. Schön iſt alſo der ewige Begriff eines Dinges; und jedes Ding iſt nur ſchön durch ſeinen ewigen Begriff. Eben dieſe ewigen Begriffe der Dinge ſind auch allein die wahren Begriffe. Daraus folgt die höchſte Einheit der Wahrheit und Schönheit, und daraus wieder die Einheit der Philoſophie und Poeſie. Begreiflich iſt, warum Mehrere, die geſchickt ſind, ſchöne Werke hervorzubringen, die Idee der Schönheit und Wahrheit an ſich ſelbſt oft am wenigſten beſitzen, denn ſie werden von ihr beſeſſen. Die Kunſt iſt nothwendig exoteriſch. Nur die Philoſophie iſt eſoteriſch. Sie braucht nicht geheim gehalten zu werden; denn ſie iſt es ihrer Natur nach durch ſich ſelbſt. Deßwegen konnte auch jeder Grieche in die Myſterien, wo man ungefähr daſſelbe lehrte, eingeweiht werden; und der Sinn der Myſterien, d. i. die Philoſophie, blieb doch dem Volke ein Geheimniß. Alle Philoſophie fängt damit an, entweder eine Einheit als das Höchſte zu ſetzen, oder von Gegenſätzen auszugehen. In Gegenſätzen erkennen wir aber nur die getrübte Einheit; denn alle Entgegenſetzung iſt relativ, und ſetzt das Unwandelbare oder Abſolute voraus, in Beziehung auf welches ſie möglich wird. Indem wir alſo dieſe Beziehung richtig erkennen, erkennen wir das Abſolute als das Princip aller Be-

ziehung; an ſich aber als Etwas ohne alle Beziehung, als ein ewiges Eins und Daſſelbe. Sobald wir ein Verhältniß der Urſache und Wirkung ſetzen, iſt die Idee der ewigen Einheit ſchon getrübt. Nun iſt es unmöglich, die Gegenſätze durch einander aufzuheben; unmöglich, die Einheit durch die Gegenſätze zu ſetzen. Die Einheit alſo, die ſich ſelbſt ſetzt, iſt die Indifferenz der Einheit und der Gegenſätze. Dahin zielt alle Philoſophie. Die erſte Entgegenſetzung iſt die des Realen und Idealen oder des Anſchauens und Denkens. Die abſolute Einheit des Realen und Idealen, oder des Anſchauens und Denkens zu finden, iſt alſo die Aufgabe der Philoſophie. Mit der Löſung dieſer Aufgabe müſſen denn auch alle Gegenſätze des Unendlichen und Endlichen, und ſelbſt die des Möglichen und Wirklichen verſchwinden. Es muß gelehrt werden, wie das Unendliche mit dem Endlichen ſich in einem Ewigen vereinigt, und wie die Natur dieſer ewigen Einheit die Natur der Wahrheit und Schönheit ſelbſt iſt. Wir ſetzen alſo das Abſolute als dasjenige, was weder real an ſich, noch ideal an ſich, ſondern beides ohne Unterſchied iſt; eine ewige Natur und eine ewige Vernunft als eines und daſſelbe. Dieſes ewige Eins iſt ideal in Beziehung auf die Begriffe; real in Beziehung auf die Anſchauung. In der ewigen Vernunft ruhen die Ideen oder Begriffe aller Begriffe. Daher auch die Unendlichkeit jedes Begriffs, ſofern er Begriff iſt. Durch ſeine Idee iſt jedes Ding ewig, indem der Begriff des Dinges unendlich iſt. Die Fülle des Univerſums dehnt ſich aber in dem Abbilde der Vorſtellung in eine grenzenloſe Zeit aus. In der Zeit werden die Dinge, indem das Endliche aus dem Ewigen hervortritt. Die Exiſtenz nach Urſache und Wirkung in der Zeit iſt die Schein-Exiſtenz.

So weit die Anfangsgründe des Syſtems. Bemerkt wird dabei noch beſonders, daß die Philoſophie allerdings das Bewußtſein überſteigt, aber auch hinzugeſetzt, daß die wahre Philoſophie das Bewußtſein überſteigen muß, weil ein Bewußtſein als etwas Endliches überhaupt aufhört, denkbar zu ſein, wenn es nicht mit den Naturdingen auf das Eine zurückgeführt wird, in welchem mit allen übrigen Unterſchieden auch die des Ich und Nicht-Ich verſchwindet. Da nun das Wiſſen nur durch das Bewußtſein, das Bewußtſein aber nur unter Vorausſetzung jenes

Einen denkbar iſt, ſo iſt eben jenes Eine auch das wahrhafte Wiſſensprincip und nicht etwa das Princip eines von dem Wiſſen verſchiedenen Glaubens. So lehrt Hr. Schelling. Nach dieſen Vorderſätzen fängt nun das eigentliche Gedicht in der ſchönſten Verflechtung poetiſcher Syllogismen erſt an. Nachdem noch ein Mal die Idee des Ewigen maleriſch als der heilige Abgrund fixirt worden iſt, aus welchem das Bewußtſein heraustritt, indem es entſteht, werden die Gegenſätze des Endlichen, der Anſchauung und des Verſtandes, aus dem Ewigen deducirt, da wird dann gelehrt, erſtens, was die Anſchauung betrifft, wie die Weltkörper entſtehen, und wie ſie das Univerſum in ſich darſtellen, dieſe ſeligen Thiere, die mit ſterblichen Menſchen verglichen, unſterbliche Götter ſind. Dann wird aus dem unendlichen Raum das Quadrat als ein nothwendiges Verhältniß der Bewegung der himmliſchen Körper, und aus dieſem Verhältniß das Kepler'ſche Geſetz der Planetenbahnen deducirt. Dies iſt einer von den Theilen des Gedichts, die den Rec. am lebhafteſten vergnügt haben. Auch wird aus der ewigen Einheit des Unendlichen erklärt, warum die Planetenbahnen elliptiſche Kreiſe ſind. Die ewige Idee aller körperlichen Dinge aber iſt, nach dieſer Theorie, das Licht, das deshalb auch durch das ganze Univerſum leuchtet. Das Licht bahnt, als Princip des organiſchen Lebens, den Übergang von der Körperwelt in die Geiſterwelt. Nun folgt die Erklärung der Individualität durch den Gegenſatz von Leib und Seele. Die transſcendentale Pſychologie, die hier demonſtrirt wird, leidet keinen Auszug; von dem Seelenbegriffe wird der Weg zum reinen Ich gefunden. Viel Mühe hat ſich der Dichter gegeben, dieſes reine Ich, das von ſeiner vormaligen Philoſophie poſtulirt wurde, durch neue Syllogismen aus dem Ewigen ſo zu deduciren, daß das Ich nun freilich ſeiner bisherigen Souverainetät entſetzt iſt, aber doch ſo, daß der bis dahin von ſeinen Bekennern ſo genannte Transſcendental-Idealismus als die heilige Pforte erſcheint, durch die man den Eingang in die hier offenbarten Myſterien findet. Zum Beſchluſſe wird die Verwandtſchaft erläutert, in welcher das neue Syſtem mit älteren ſteht. Man darf ſich wundern, daß der Verfaſſer bei dieſer Gelegenheit die Eleatiſche Kosmologie nicht näher berührt hat, aus der doch ein guter Theil der Ideen des Jordanus Brunus ge-

floſſen iſt, mit denen dann wieder die Ideen des Hrn. Schelling am meiſten übereinſtimmen. Vor dem Schickſal des Jord. Brunus braucht dem Verf. hoffentlich nicht bange zu ſein. Die theologiſchen Ausdrücke, in denen er hier und da von der ewigen Materie ſpricht, klingen an andere Stellen ſo rein theologiſch, und ſelbſt ſo chriſtlich, daß ſogar die ſpaniſche Inquiſition nichts dagegen erinnern kann; und in den Nimbus, der das ganze Syſtem umgiebt, werden ſich die meiſten Inquiſitoren überdieß ſo wenig finden können, daß ſie dieſen Nimbus nur immerhin als einen Heiligenſchein ſo weit mögen leuchten laſſen, als ſeine Strahlen ohne kritiſche Brechung fallen. Wem ein Gedicht, wie dieſes, den Kopf verwirrt, der iſt zu beklagen. Aber in die Klagen, die gewiß mehrere Philoſophen von der alten Obſervanz gegen dieſe Philoſophie erheben werden, braucht man nicht einzuſtimmen. Wo der menſchliche Geiſt mit voller Kraft und Freiheit wirkt, da müſſen unter andern auch ſolche Gedichte zum Vorſchein kommen, und ihre Erſcheinung kann ſehr nützlich werden. Sie ſtören den phlegmatiſchen Denker aus ſeiner lethargiſchen Genügſamkeit auf, erhalten den choleriſchen im Amtseifer, geben dem melancholiſchen eine fröhliche Tendenz, und ziehen wohl gar einen ſanguiniſchen Spötter in den Kreis der ernſthaften Betrachtung. Zu wünſchen iſt deswegen, daß die Leiden des Oſiris nicht ein Schickſal bedeuten mögen, das ſich Hr. Sch. untern den Anhängern ſeiner vormaligen Philoſophie zugezogen haben könnte, oder daß der Tod des Adonis ein Vorbild des Untergangs des geſammten Transſcendental-Idealismus in der Endlichkeit ſei. Doch zum Glück ſind ja in der Ewigkeit auch alle Syſteme ewig.«

Die Anzeige von Hegel's Differenz des Fichte'ſchen und Schelling'ſchen Syſtems bietet Stoff zu einer beſondern Mittheilung nicht dar, es genüge, den Platz anzuzeigen, wo ſie zu finden, nämlich G. g. A. 1802 St. 49. — Daſſelbe möchte von der Anzeige des erſten Entwurfs eines Syſtems der Naturphiloſophie von Schelling gelten, welcher ſich im Stück 198 findet.

Das nächste Jahr, beiläufig das erste der französischen Occupation Hannovers, bringt nur die Anzeige zweier Gegenschriften. Die erste von Friedrich Köppen, unter dem Titel: »Schelling's Lehre oder das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts.«

Recensent glaubt, das Verdienst Köppen's werde bleiben, auch wenn die Bücher, gegen welche er streite, noch als verunglückte Versuche, alte längst bekannte, längst geprüfte Meinungen in Umlauf zu bringen, in dem Andenken der Dilettanten erhalten werde. Wir wollen Köppen's Werke sein Verdienst nicht absprechen, allein sein Name ist vergessen, denn der Fr. Köppen, welcher heute als Mitarbeiter der verpönten deutschen Jahrbücher, der Anecdoten u. s. w. ein eben so entschiedener Gegner Schelling's ist, als sein Namens (oder Verwandtschafts) Verwandter, ist Lehrer an einer Mädchenschule in Berlin (wenn wir richtig berichtet sind), während Schelling preußischer Hofphilosoph ist u. s. w. —

Der Recens. stimmt in der Hauptsache mit Köppen überein: »die Speculation Schelling's steigre sich so, daß für das Concrete nichts bleibe, als das reine Wort. Der Speculant wollte aber von seiner Ohnmacht nichts wissen. Er schafft und schafft so lange herbei, bis er das Herbeischaffen des Vorhandenen als ein Erschaffenes darlege.«

Schelling hatte damals Jakobi ein Pereat gebracht — und seine Anhänger Fledermäuse genannt, die weder dem Himmel noch der Erde angehörten. Dies erfährt man hier aus einem Briefe Jacobi's, ferner wurde der Philosophie in Berlin ein Pereat gebracht. Recens. sagt, wir freuen uns, daß die Sache so zur Sprache gebracht ist, denn wo der einen Partei dasjenige, was die andere göttlich nennt, anekelt, die andere Partei den Glauben an etwas Heiliges eine gemeine, platte, verächtliche Denkart nennt, muß sich Licht von Finsterniß scheiden.« —

Die zweite dieser Gegenschriften ist noch mehr vergessen, obgleich sie schon wegen des Schelling'schen Schimpflexikon, das angehängt ist, für die Gegenwart nicht unwichtig sein möchte; denn Ausdrücke »eingefleischter Barbar mit einer viehischen Erkenntnißweise, Dummkopf von exemplarischer, exorbitanter Art, todter Hund, Bestie« u. s. w., mit denen Schelling seine Gegner

begrüßte, ſind doch wahrlich kräftiger, als die heute gegen Schelling geſchleuderten. Der Titel dieſer Schrift iſt aber: »Geiſt der allerneueſten Philoſopie der HH (Herren oder Heiligen? fragt Rec.) Schelling, Hegel et Comp. von Caj. Weiller.« —

Rec. hält Witz gegen den Ton, den dieſe Philoſ. angeſchlagen, für berechtigt, und Witz und Verſtand kämen hier zuſammen mit einer Kraftſprache. Die neue Secte, wogegen der Verfaſſer ſtreite, die Kraftphiloſophie, erinnere an die Periode des Sturmdranges in der ſchönen Literatur. — Nach der Relation, welche dann der Rec. macht, behauptet der Verfaſſer, dieſe neue Philoſophie ſei Nichts als ſpeculative Phyſik.

Von 1803 an wird dann aber ſowohl die Schelling'ſche als Fichte'ſche Lehre nur ganz beiläufig erwähnt, um einen Hieb auf »dieſe allerneueſte Modephiloſophie und ihr jüngſtes Kind der allerneueſten Modeäſthetik« zu führen; z. B. G. g. A. 1807 St. 20 bei Anzeige des l'esprit d'Histoire par Antoine Ferrand, wo es heißt: »wir wollen dankbar das Gute erkennen, was wir beſitzen, aber uns nicht überheben, damit nicht die Nachbaren uns den Unſinn, den die Verbreitung einer gewiſſen Gattung von Philoſophie in manchen Wiſſenſchaften erzeugte, verrücken möge« — daſelbſt St. 27 und 32, und pag. 1484, wo von Fichte's verrufener Lebensbeſchreibung Nicolai's geſprochen wird.

Zwar wird 1807 St. 198 Schelling's Rede über das Verhältniß der bildenden Künſte zur Natur, »als eine geiſt- und ſinnvolle Rede, mit der Achtung angezeigt, auf welche die Arbeit jedes vorzüglichen Kopfes Anſpruch machen könne,« allein nachdem der Recenſent dieſe Rede gleichſam überſetzt und analiſirt, ſpricht er ſich pag. 1974 auf das entſchiedenſte gegen die Hoffnungen der neuen Schule aus. — Dieſes Schweigen iſt weniger Ignoriren, als durch den Umſtand begründet, daß Bouterweck ſich in dieſen Jahren beinah ausſchließlich mit Äſthetik beſchäftigte und auf dies Gebiet auch den Kampf gegen die Modephiloſophie übertrug; Profeſſor Wild war aber zu ſehr mit ſich und ſeinen Kategorientafeln (G. g. A. 1806 St. 31) beſchäftigt, als daß er ſich mit andern Philoſophen hätte beſchäftigen können. Da Schulze erſt 1810 von Helmſtädt nach Göttingen berufen ward, ſo würde man gewiß ſchon deshalb

nachſehen, wenn wir erſt im nächſten Abſchnitte auf ihn zurückkämen, außerdem haben wir aber auch von 1810 bis 1813 keine Spur ſeiner Thätigkeit in den G. A. bemerkt.

So bleiben uns nur noch drei Recenſionen zum Hervorheben aus der Redactionszeit Heyne's übrig. Erſtens: Schleiermacher's Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre, im St. 175 v. J. 1807 angezeigt. Rec. ſagt: »einer ſchärferen Kritik ſeien die bekannt und beliebt gewordenen Syſteme der politiſchen Sittenlehre noch nie unterworfen. Nur eine unbefangene, von keinem Syſteme abhängige Kritik meint er ſodann, ſei Bedürfniß der Wiſſenſchaft, nun aber wiſſe das Publikum längſt, zu welcher Partei ſich Schleiermacher hinneige, wenn er auch nicht ganz dazu gehöre. Dieſe Schule zeige ſich auch hier erklärt, denn Platon und Spinoza blieben als die Einzigen ſtehen, die das Ziel am wenigſten verfehlt. Schon eine künſtlich gebildete Sprache verrathe die Schule, in welcher man der Natur, folglich auch dem Natürlichen aus einem untergeordneten Werth neben der Kunſt und dem Künſtlichen zuerkenne. Man glaube eine wörtliche, allväteriſche Überſetzung aus dem Lateiniſchen oder Griechiſchen zu leſen. —

Nachdem Bouterweck, denn er iſt zweifellos der Rec., ſich mit dem Verf. darin übereinſtimmend erklärt, daß jedes Syſtem der Sittenlehre unvollkommen ausfallen müſſe, weil das Reale für das Geſchäft der Abſonderung immer ein Unendliches darbiete, oder mit andern Worten, weil nie ein Fall dem andern gleiche, und wenn auch gezeigt werden könne, was gethan werden ſolle, doch faſt immer das wie unbeſtimmt bleibe, faßt er Schleiermacher an der ſchwachen Seite.

»Unerwartet rückt der Verf. bei dieſer Gelegenheit (S. 381) mit ſeinem eigenen, ſo künſtlich von ihm verſteckten Glaubensbekenntniſſe hervor, der wahre Grund des Übels bei den Moralſyſtemen ſcheine zu ſein, daß faſt Alle zu ſehr das geiſtige (ſoll wohl heißen ſittliche) Vermögen des Menſchen nur anſahen als Vernunft, während doch das eigentlich Individuelle und Beſondere eines Jeden die Phantaſie ſei. Wie die Phantaſie? Aber man erinnere ſich an die Rolle, welche der Phantaſie in der bekannten Schule zuertheilt iſt, zu der ſich der Verfaſſer neigt.« —

Zweitens: Jakobi's Buch: Von den göttlichen Dingen (1812 St. 63), und drittens: Schelling's Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen, daſelbſt St. 67. Bouterweck ſagt von der erſten Schrift, »ſie ſei keine von den Vielen, die der Strudel der Zeit der Modephiloſophie wie Schaumblaſen emportreibe und wieder verſchlinge,« während doch von Jakobi's Buche jetzt Niemand mehr ſpricht, die Blaſen der damaligen Modephiloſophie aber das Leben durchdrungen haben und noch fortwirken.

»Die hohe und reine Religion des Verfaſſers ſteht unerſchütterlich, daß dieſe Religion im ſubjectiven Sinne philoſophiſch iſt, wird Niemand bezweifeln; denn nie iſt wohl ein denkender Kopf tiefer in die letzten Gründe des menſchlichen Wiſſens eingedrungen, (?!) nie hat einer die radicale Schwäche der metaphyſiſchen Syſteme kühner und ſelbſtſtändiger aufgedeckt.«

Nachdem der Rec. Auszüge mitgetheilt, wirft er ſelbſt die Frage auf, ob bei dieſer Lehre nicht zuletzt ein Gefühl, das mit dem Denken ſelbſt entſpringe, Träger aller Überzeugung ſei? und ſagt: wenn die philoſophiſche Lehre Jakobi's als Wiſſenſchaft beſtehen ſolle, ſo müſſe noch ein doctrinärer Theil hinzukommen, über den ſie ſelbſt ſich bisher nur in Winken und fragmentariſchen Äußerungen erklärt. Auch dieſes Werk gebe nicht mehr, ergreife aber das Gemüth mit unwiderſtehlicher Kraft und ſtelle es auf den philoſophiſchen Standpunkt des Verfaſſers, den reinſten Theismus im Sinne des Platon und des Chriſtenthums.«

Während ſo Bouterweck, ſuchte Schelling durch das Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen dem Präſidenten der königlich-bairiſchen Academie, deſſen Nachfolger er wurde, nach dem Urtheile der Göttinger eine Schandſäule zu errichten.

Er ſtellte nämlich eine Reihe Sätze auf, die Jakobi der Schelling'ſchen Philoſophie angelogen haben ſollte. Jakobi ſei ein Lügner, ſagte Schelling, der zu ſeiner Brandmarkung weiter nichts brauche, als die eigene Handlung. Fände er Mittel, dem Ausſpruche der ihm gebührenden Schande im Leben ſich zu entziehen, ſo werde das doch die Nachwelt anerkennen. Er nannte Jakobi einen ſchlüpfrigen Mann, einen Verfälſcher. So gut wie Jakobi, ſagte er, könne jeder Haarkräusler und Schneider den Philoſophen von Profeſſion machen; er ahme die Denkart der

Phariſäer nach, die den Schlüſſel der Erkenntniß, den ſie ſich ſelbſt weggewendet, auch andern nicht gönnten, — ſein kranker Geiſt leide an einer fixen Idee, ſein Gehör träume von Nichts als Gottesläugnern, — in einem heiligen Wahnſinn verdamme er alles Wiſſen.

Ja, Schelling ging noch weiter, er erzählte einen Traum, worin ihn Hr. Jakobi perſönlich erſchienen, und perſönlich als ein Dummkopf und Heuchler von allen Verſtändigen und Vernünftigen, denen er ſeine Lehre vorgetragen, ad absurdum geführt und verſpottet ſei. Seit 25 Jahren ertrage man Jakobi's Genörgel von Religion und Glauben, mit dem er der Welt in den Ohren liege. Er, Jakobi, müſſe Stifter eines neuen Ordens werden, deſſen Gelübde das der freiwilligen Dummheit wäre. Sein Verſtand ſei zum Krüppel geworden und hinke der Vernunft nach, wie der Affe den Menſchen. Er ſei ein Sykophant, der zwei Larven trage.

Bouterweck vertheidigt Jakobi nur gegen die Beſchuldigung des Anlügens, indem er einfach fragt, ob die deutſch redende Welt ihr Wörterbuch nach dem Privatlexikon des Hrn. Schelling und ſeiner Schule umändern ſolle, und ſchließt dann würdig ſo: »die Bekenner der neuen Natur- und Identitätsphiloſophie, haben nun ein Muſter, nach welchen ſie als wiſſenſchaftliche Männer ſich richten können, um die Würde der Wiſſenſchaft vor der geſitteten Welt zu behaupten.«

---

2) Wir betreten ein anderes Gebiet, auf dem die Meiſten unſerer Leſer wahrſcheinlich mehr zu Hauſe ſein werden, als in dem, was wir verlaſſen, das Gebiet der allgemeinen Literatur und Äſthetik.

Wenn man von der Haller-Michaëliſchen Redaction auch nicht gerade ſagen kann, daß ſie der Entwickelung der deutſchen Literatur mit Anerkennung *entgegen* gekommen, ſo haben wir doch geſehen, daß ſie dieſelbe keineswegs ignorirte, und wenn die G. A. bis 1770 durch ihre Kritik auch die Entpuppung nicht direct fördern halfen, ſo ermunterte doch ſchon ihre nachfolgende und begleitende Anerkennung.*)

---

*) In welchem Grade ſich Leſſing durch dieſe Anerkennung geſchmeichelt

Unter Heyne's Redaction nahmen die G. A. eine vornehmere Stellung zu der deutschen Literatur an, es war eine Her-

---

und gehoben fühlte, geht aus den zwei Briefen an Michaëlis hervor, leider die einzigen, die aufbewahrt sind. Da sie den besten Blick auf die Art und Weise gewähren, wie sich Michaëlis zu dem jungen Lessing stellte, so tragen wir kein Bedenken, sie hier ganz mitzutheilen:

An Joh. David Michaëlis!

1.

Berlin, den 10. Febr. 1754.

Ich habe nicht ohne angenehme Verwunderung vor einiger Zeit meine Schriften in den Göttingischen Anzeigen auf eine Art bekannt gemacht gefunden, die viel zu vortheilhaft war, als daß ich mir jemals hätte Hoffnung darauf machen können. Nichts glich damals meiner Begierde, dem Urheber dieses verbindlichen Urtheils meine Ergebenheit zu bezeigen, und nur aus Ungewißheit, an wen ich mich deswegen wenden müsse, ist sie bis jetzt unwirksam geblieben. Endlich kommt ein Freund meiner Muthmaßung zu Hülfe und versichert mich, daß ich mich nicht irren würde, wenn ich Ihnen meinen Dank dafür abstatten wollte. Wenn es also wahr ist, daß ich in Ihnen einen Gelehrten, den ich längst hochgeschätzt habe, nunmehr auch lieben muß, so empfangen Sie hiermit von mir die aufrichtigste Betheuerung, daß ich künftig nichts eifriger suchen werde, als mich Dero fernern Beifalls würdig zu machen. Ich bin dabei kühn genug, mit Dero Beifall allein nicht zufrieden zu sein, sondern mir noch über dieses einen Theil Ihrer Freundschaft zu erbitten, die ich mich mit der größten Sorgfalt zu erwiedern bestreben werde.

Wenn mir in gedachter Recension irgend etwas Vergnügen gemacht hat, so ist es vorzüglich Dero Beistimmung zu meinem Urtheile über die elende Langesche Übersetzung der Oden des Horaz. Sie richtete mich gleich zu der Zeit wieder auf, da mich die pöbelhafte Antwort meines Gegners beinahe zu empfindlich gekränkt hatte, als daß ich eines öffentlichen Trostes nicht benöthigt gewesen wäre. Vielleicht, daß Sie sein Schreiben an den Hamburgischen Correspondenten schon gesehen haben, meine Antwort aber wird Ihnen schwerlich zu Gesichte gekommen sein. Ich nehme mir also die Freiheit sie beizulegen, in Hoffnung, daß Sie derselben einige Augenblicke gönnen werden, um meine Vertheidigung wegen einer niederträchtigen Verschwärzung meines moralischen Characters darin zu lesen. Ich weiß nicht, wie sich der Herr Pastor gegen mein Vade mecum bezeigen wird; so viel aber habe ich vor einigen Tagen gesehen, daß sich die Jenaer Gelehrten Zeitungen seiner angenommen haben, und ohne zu thun, als ob sie meine Vertheidigung kannten, die doch schon mehr als eine Woche vorher in ihrem Buchladen gewesen ist, sich wundern, daß man andern Orts (worunter sie offenbar Göttingen verstehen) meinen Tadel für gegründet habe halten können. Es ist mir sehr gleichgültig gewesen, daß sich der Jenenser der Schulschnitzer des Herrn Lange theilhaftig gemacht hat; nur das hat mich empfindlich verdrossen, daß er unverschämt genug gewesen ist, eine nichtswürdige Verläumdung nachzuplaudern. Ich hoffe, daß billige Richter mich nicht unverhörter Sache verdammen werden.

Mein Brief ist für den ersten, den ich an Ew. Hochedelgeb. zu schreiben die Ehre habe, schon viel zu lang. Ich habe übrigens das

ablaſſung, wenn ſie ſich damit befaßten; der »academiſche Gelehrte« ſtand unendlich höher, als die ungründliche Belletriſtik.

Vergnügen, einen Beiſchluß an Dieſelben von dem Herrn von Premontval zu beſorgen. Dieſer liebenswürdige Philoſoph würdigt mich hier ſeiner Freundſchaft, und es muß Ihnen nothwendig angenehm ſein, auch ihn unter diejenigen zählen zu können, die ſich Dieſelben durch die freundſchaftlichſten Beurtheilungen unendlich verbunden gemacht haben.

M. G. E. Leſſing.

2.

Berlin, den 16. Octob. 1754.

Sie haben fortgefahren, mich Ihnen unendlich zu verbinden. — Wenn ich Ihnen aber nicht bei jeder Gelegenheit meine Ergebenheit dafür bezeigt habe, ſo iſt es mehr aus Hochachtung für Ihre Beſchäftigungen, als aus Nachläſſigkeit geſchehen. Es iſt zwar nicht fein, wenn man die Fortſetzungen zuſammenkommen läßt, allein es iſt doch beſſer, als daß man durch die allzuſorgfältige Abſtattung derſelben läſtig wird.

Wenn ich von der uneingeſchränkten Billigkeit Ew. nicht vollkommen überzeugt wäre, ſo würde ich mich ſcheuen, Ihnen das erſte Stück meiner theatraliſchen Bibliothek zu überſenden. Ich bin darin ſo frei geweſen, etwas auf diejenigen Erinnerungen zu erwiedern, die Sie über meinen Juden zu machen die Gütigkeit gehabt haben. Ich hoffe, daß die Art, mit welcher ich es gethan, Ihnen nicht zuwider ſein wird. Nur des eingerückten Briefes wegen, bin ich einigermaßen in Sorgen. Wenn einige anſtößige Ausdrücke darin vorkommen ſollten, die ich nicht billige, die ich aber kein Recht gehabt habe zu ändern, ſo bitte ich Ew. beſtändig auf den Verfaſſer zurückzuſehen. Er iſt wirklich ein Jude, ein Menſch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher ohne alle Anweiſung, in Sprachen, in der Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poeſie, eine große Stärke erlangt hat. Ich ſehe ihn im Voraus als eine Ehre ſeiner Nation an, wenn ihn anders ſeine eigenen Glaubensgenoſſen zur Reife kommen laſſen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeiſt wider Leute ſeines Gleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und ſein philoſophiſcher Geiſt laſſen mich ihn im Voraus als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem erſtern nichts als ſeine Irrthümer fehlen werden.

Ew. bezeigten in Dero Briefe eine für mich ſehr ſchmeichelhafte Begierde, nähere Umſtände von mir zu wiſſen, und mich genauer zu kennen. Allein kann man von einem Menſchen ohne Bedienung, ohne Freunde, ohne Glück viel Wichtigeres ſagen als ſeinen Namen? Noch kann ich mich durch wenig anders, als durch dieſen unterſcheiden. Ich bin ein Oberlauſitzer von Geburt; mein Vater iſt oberſter Prediger in Camenz. Welche Lobſprüche würde ich ihm nicht beilegen, wenn er nicht mein Vater wäre? — Er iſt einer von den erſten Überſetzern des Tillotſon. Ich habe in der Fürſtenſchule zu Meißen und hernach zu Leipzig und Wittenberg ſtudirt. Man ſetzt mich aber in eine große Verlegenheit, wenn man mich fragt, was? An dem letzten Orte bin ich Magiſter geworden. Ich bin alſo etwas mehr, als ein bloßer Student, wie mich der Herr Paſtor Lange nennt, und etwas weniger als ein Prediger, für welchen mich der Herr Profeſſor Walch gehalten hat. Ich befinde mich ſeit 1748 in Berlin, und habe mich während dieſer

Ging Heyne auch nicht so weit als Böhmer, der nicht begreifen konnte, wie der Herr Magiſter Bürger wegen derlei »Tractaten«, ſo ihm ſein Töchterlein vorgeleſen, zum Profeſſor gemacht ſein wolle, ſo tritt doch dieſe Vornehmthuerei der nützlichen Gelehrſamkeit an hundert Stellen heraus. Z. B. bei der Anzeige, daß Klopſtock's Meſſias vollendet, heißt es: Zergliederungen und Auszüge gehören nicht für die G. g. A. Wieland's deutſcher Merkur wird 1773 St. 64 nur wegen der Achtung, die man Wieland's Namen ſchuldig zu ſein glaubt, angezeigt, auf den Werth der einzelnen Stücke geht man nicht ein, »weil ein Theil dieſer Stücke von academiſchen Gelehrten ſchlecht würde beurtheilt werden«. Auch bei Anzeige des Oberons heißt es, er liege nicht innerhalb des Kreiſes der G. g. A. (1780 S. 424.) Selbſt noch im Jahre 1800 St. 128 fängt eine Anzeige von Schiller's Wallenſtein mit der Bemerkung an: »ſo wenig auch Anzeigen von gewöhnlichen Theaterſtücken für dieſe Blätter gehören, ſo können wir doch u. ſ. w.« Die G. A. ſchämen ſich einer ſolchen bannalen, mit dem Kainszeichen des gelehrten Buchgottesdienſtes gebrandmarkten Äußerung nicht, während ſie kurz vorher ein Buch über Zuckerfälſchung, ein Haushaltungsjournal, gleich nachher ein Werk des Kaspar Monge über Zubereitung des Parmeſan-Käſes und eine Anweiſung zum Brauen des Weißbieres beſprechen und mit hunderten von ſ. g. gemeinnützigen und moraliſchen Büchern, die faſt ſämmtlich in das Gebiet der Bewäſſerungswirthſchaft gehören, liebäugeln.

Zeit nur ein halbes Jahr an einem andern Orte aufgehalten. Ich ſuche hier keine Beförderung; und lebe bloß hier, weil ich an keinem andern großen Orte leben kann. — — Wenn ich noch mein Alter hinzuſetze, welches ſich auf 25 Jahre beläuft — ſo iſt mein Lebenslauf fertig. Was noch kommen ſoll, habe ich der Vorſehung überlaſſen. Ich glaube ſchwerlich, daß ein Menſch gegen das Zukünftige gleichgültiger ſein kann, als ich.

Ich habe des Hrn. Walch's gedacht; und darf ich Ew. wohl erſuchen, ihm meinen Empfehl zu machen? Nur meine Furchtſamkeit iſt Urſache, daß ich ihm ſelbſt nicht ſchreibe, und ihn verſichere, wie ſehr die Art, mit welcher er einen nichtigen Zweifel an mir aufgenommen hat, alle meine Hoffnung von ſeiner Leutſeligkeit und edeln Denkungsart übertroffen habe. Seine Antwort thut mir völlig Genüge, und das, was Sie bey der Anführung derſelben hinzugethan haben, iſt ein Superpondium, das ſchon an ſich den Ausſchlag geben könnte. Ich bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Leſſing.

Erſt ſeit 1803, als Schiller ſchon ſeine letzten Flügelſchläge gethan, und als die übrigen »nicht academiſchen Gelehrten« ſchon todt waren, oder Hofräthe und Geheime Räthe oder gar Miniſter geworden, vindicirte Bouterweck der Beſprechung der ſchönen deutſchen Literatur den ihr gebührenden Platz in den G. A., freilich nur etwa auf ein Jahrzehnt. —

Um dieſe Zeit hebt ſich die Kritik ſelbſt auch erſt auf äſthetiſchen Standpunkt, während bis dahin mehr oder weniger Maßſtäbe, wie hiſtoriſche Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit, Erweckung ſchöner und moraliſcher Empfindungen, Liebe zur Tugend und Religiöſität an die Erzeugniſſe deutſcher Dichtkunſt gelegt wurden. So viel zeigen die 70er und 80er Jahre wenigſtens deutlich, daß die Göttinger von Leſſing und Rammler, Mendelsſohn und von Nicolai weniger gelernt hatten, als ſie ſollten. Wie ſich die Kritik nach und nach auf mehr wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Standpunkt hebt, werden wir am beſten an der Beurtheilung der Heroen unſerer Literatur verfolgen, allein wir ſenden billig Einiges über die Stellung des Göttinger Dichterbundes und ſeines Muſenalmanachs voraus. Im Ganzen dürfen wir hier auf Prutz' Buch verweiſen. Die G. A. meinten nun zwar im Juli 1842, Prutz habe aus einer Mücke einen Elephanten gemacht. Allein das heißt die Wirkungen des Göttinger Bundes auf die Entwickelung der deutſchen Literatur zu Gunſten der damaligen Göttinger Hofräthe, welche ihn ignorirten und nur deshalb zum Theeklatſch machten, weil — zwei Grafen*) daran Theil nahmen, in Abrede ſtellen. Gervinus iſt anderer Meinung als der witzige Recenſent, den man übrigens an ſeinen aus der Naturhiſtorie und Mathematik herbeigeholten Vergleichen, trotz ſeiner Identification mit den G. g. A. ſelbſt, leicht erkennt. — Der Göttinger Muſenalmanach wurde zwar regelmäßig in den G. A. erwähnt, aber nicht anders, als daß man die Namen oder Anfangsbuchſtaben ſeiner Mitarbeiter nannte. Es geſchah dies, wie man eine in Göttingen erſchienene Diſſertation anzeigte, man

*) Man vergleiche die in der Kölniſchen Zeitung 1843 Aug. mitgetheilten Briefe Lichtenbergs, um zu ermeſſen, welche enorme Wichtigkeit man zu jener Zeit in Göttingen auf den Titel Graf legte. Selbſt Lichtenberg! Man hat in Gött. bekanntlich noch heute beſondere Grafentiſche und Bänke in den Auditorien, beſondere Immatriculationsgebühren u. ſ. w.

betrachtete ihn halb und halb zur Universität gehörig, da Käſtner und einige andere Profeſſoren Beiträge dazu ſteuerten, und nachdem derſelbe in Deutſchland Anerkennung und Theilnahme fand, nahm man auch keinen Anſtand, einen Theil der zurückfallenden Ruhmesſtrahlen auf die Univerſität ſelbſt zu lenken, als dem Brennpunkte, von dem doch das Alles ausgegangen. Am ausführlichſten iſt noch die Anzeige des erſten Jahrganges im St. 29 d. J. 1770. Die Einleitung bildet eine geiſtreiche Unterſcheidung dieſes Almanachs von Kalendern. Die Herausgeber werden gelobt, daß ſie ſich nicht die Gewalt angemaßt haben, Heilige zu machen, wie dies in andern Kalendern geſchehen. Dieſes Lob wird deducirt. Dann heißt es, die Herausgeber (bekanntlich Boje und Gotter) hätten ſich aus Beſcheidenheit nicht genannt, ſonſt würden ſie als Sammler und Mitarbeiter Beifall verdient und erhalten haben. Ein ſolcher Anfang ſei beſſer, als wenn man in die Autorwelt als ein furchtbar werden wollender Kriticus hinein trete, ſicher, ſelbſt nicht kritiſirt zu werden, weil man ſelbſt nichts ſchreibe — ein Ausfall, den ſich, wenn wir nicht irren, Gottſched anzog. —

Man bediente ſich in ſpäteren Zeiten wohl des Wortes »unſer Muſenalmanach«, die größte Schmeichelei, die ihm werden konnte, einer Anerkennung, die ſich Bürger erſt dann zu erfreuen hatte, als er nach langem Jammer 1789 extraordinairer Profeſſor geworden war. Bürger's Leonore wird zwar auch in den G. A. 1773 S. 106 und 887, 1774 S. 4 beiläufig erwähnt, ſo wie ſein Name bei den Anzeigen der verſchiedenen Jahrgänge des Muſenalmanachs genannt; das iſt aber auch alles, bis auf eine Anzeige ſeiner Gedichte 1789 S. 1089. Übrigens erhielt Bürger, der die funfzigjährige Stiftungsfeier durch ſeinen Geſang verherrlicht, neben Dorothea Schlözer u. A., ein Doctordiplom der philoſophiſchen Facultät. — Bürger, der an der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, am deutſchen Merkur, deutſchen Muſeum, Journal von und für Deutſchland, den politiſchen Annalen, der allgemeinen deutſchen Bibliothek und der allgemeinen Literaturzeitung Mitarbeiter war, wurde von den G. A. zur Mitarbeit nie aufgefordert. Ob Heyne oder die Societät die Schuld davon tragen, wiſſen wir nicht.

Ganz eigenthümlich war das Verhalten der G. A. zu Leſſing. Wir haben geſehen, daß dem Jüngling Leſſing alle Anerkennung gezollt, daß er auf allen ſeinen Wegen mit Lobe begleitet wurde. Man ſollte glauben, dieſes Lob hätte ſich gegen den Mann Leſſing, gegen den Dichter der Emilia Galotti, und der Minna von Barnhelm, gegen den erſten Aufſteller eines einfachen und wahren Kunſtprincips (im Laokoon) bis zum Enthuſiasmus ſteigern müſſen. Dies war jedoch keineswegs der Fall, ſondern der Mann Leſſing wurde auffallend kalt behandelt; bis zum Enthuſiasmus konnte man ſich in Göttingen höchſtens bei einer Regiſterarbeit (Eckhard) erheben.

Heyne ſelbſt war daran ohne Schuld, er hatte die höchſte Verehrung für Leſſing, äußerte dieſelbe in allen ſeinen Briefen an denſelben, namentlich ſchrieb er am 28. Jun. 1773 an Leſſing: »Als eine Sünde, die Sie an Ihrem Genie begehen, ſehe ich es freilich an, wenn Sie ſich zur Claſſe von uns armen Gelehrten herunterſetzen, die im Bücherſtaube herumwühlen. Allein ein Mann von Geiſt drückt Allem, womit er ſich beſchäftigt, ſein eigenes Gepräge auf.« — Aber es lag dies einmal an dem Göttinger Ton. Wie Leſſing ſelbſt die Sache nahm, ſieht man aus einem Briefe an Heyne vom 5. Jan. 1769. Heyne hatte nämlich, noch ehe er die Red. übernahm, bei der Anzeige der Monumenti ined. Winkelmann's über Leſſing's Anſicht vom Borgheſiſchen Fechter nicht ohne Heftigkeit abgeſprochen. Leſſing antwortete darauf in den antiquariſchen Briefen. Dies veranlaßte Heyne am 17. Oct. 1768 zu ſchreiben, daß er jener Recenſ. geweſen ſei, daß er jetzt unzufrieden mit der Stelle ſei, daß es ihm leid thue, die Sache nicht anders ausgedrückt zu haben, und daß er ſeinen Irrthum eheſtens in den Anzeigen widerrufen werde. Leſſing antwortete unter dem 5. Jan. 1769: »daß Niemand als Hr. Prof. Heyne die Recenſ. von Winkelmann's Monumenti könne gemacht haben, ſagte ich mir gleich ſelbſt. Aber was mich darin anging, hielt ich für die Interpolation eines Freundes, wie ich deren in Göttingen mehrere haben muß. Denn was in den dortigen Anzeigen ſeit einigen Jahren von mir recenſirt worden, hat alles einen Ton — von dem ich es frei bekenne, daß er mich jeder Zeit ſehr beleidigt

hat. Ich berufe mich unter andern auf das Urtheil von meiner letzten Komödie.«

Daß Leſſing Recht hatte, mag die Nachholung dieſer oben nur kurz erwähnten Anzeige aus d. J. 1767 S. 1008 rechtfertigen: »Minna von Barnhelm iſt der Titel eines heroiſchen Luſtſpiels von Hr. Leſſing. Man hätte es die Großmüthigen betiteln können. Denn ſelbſt der Reitknecht iſt ſo edel geſinnt, daß er ſich zum Schuldner ſeines Herrn macht: und die beiden Hauptperſonen beſtreiten ſich aus lauter feinen Empfindungen, da der abgedankte und mittelloſe Liebhaber ſeine reiche Braut nicht unglücklich machen will, dieſe aber ſich recht aufdrängt und endlich ihren Zweck erhält, da ſie ſich ſelbſt als verunglückt darſtellt. Man darf nicht fragen, ob Witz in dieſer Schrift herrſche.« —

Heyne ſuchte 1770 St. 151 durch eine ſehr lobende Anzeige der Schrift: Wie die Alten den Tod abbildeten, zu verſöhnen, allein die Anzeige der Emilia Galotti 1772 S. 318 beſtand wieder in einer ſehr dürren Inhaltsrelation, welcher folgende Bemerkung angehängt war: »Hr. Leſſing hat die Raſerei der äuſerſt Beleidigten überaus ähnlich in der Shakſpear'ſchen Manier geſchildert, und auch alle Nebenperſonen haben ſtark gezeichnete Züge.«

Nun gab Leſſing den **Berengarius Turonensis de coena domini** heraus, der alle Theologen entzückte. Es iſt bekannt, wie Erneſtin ernſtlich damit umging, Leſſing den theologiſchen Doctortitel zu verleihen, und welchen Spott dieſer darüber und über das Lob der Göttinger Theologen von Nicolai ertragen mußte. Dieſer ſchrieb am 1. Febr. 1774: »Ich will Ihnen alſo nur ſchriftlich Glück wünſchen zu dem angelegentlichſten Antheile, den die Gött. theol. Facultät laut den G. A. an Ihren Beiträgen zu nehmen anfängt. Hr. Leß hat neulich in den G. A. behauptet: wer den Hauptbeweis der chriſtlichen Religion durch die Wunderwerke wegnähme, der nähme dem menſchlichen Geſchlechte alle Tugendkräfte weg. Ich dächte, Sie machten ſich an einen Beweis der Richtigkeit der Wunderwerke. Alsdann bekämen Sie unfehlbar den theologiſchen Doctortitel. Und darum iſt es Ihnen eigentlich doch nur zu thun.« — Selbſt Heyne kömmt die Sache ſonderbar vor; »von Ihrem Berengar ſollen Sie die nächſte Woche noch eine lange Rec. leſen. Es muß Ihnen ſehr

kirr däuchten, ſich von Orthodoxen geſegnet zu ſehen. Aber gerathen Sie nur nicht tiefer in die Canfrancos und Berengarios und wie die Menſchenkinder alle heißen. Den Gang des menſchlichen Verſtandes in theologiſchen Ungereimtheiten wiſſen wir ſo ziemlich.« — Als nun die Fragmente erſchienen, wußten auch die Göttinger nicht recht, woran ſie waren (G. A. 1778 S. 1041, 1779 S. 513); daß es, wie Nicolai ſpäter verſichert, Leſſing's Abſicht war, der orthodoxen Partei durch Herausgabe derſelben einen Dienſt zu leiſten, glaubten ſie nicht, ſondern riefen mit den übrigen Feuer! Feuer! Leſſing ſtarb über die Antwort (Briefe an verſchied. Theologen, denen an meinen theologiſchen Streitigkeiten Antheil zu nehmen beliebt) an Walch und Leß in G. hinweg. Die Göttinger hatten die Fragmente auch noch nicht verdauet, als ſie 1781 St. 146 Leſſing's Erziehung des Menſchengeſchlechts anzeigten. Sie meinten, das Ganze ſei ſcheinbar und ſcharfſinnig, aber der Verf. habe ſein Syſtem noch nicht in allen Punkten überdacht. Von einer Erziehung des Menſchengeſchlechts, wozu ja auch die Offenbarung gehören ſolle, will Rec. aber abſolut nichts wiſſen, er behauptet vielmehr mit dem Neuen Teſtamente, daß Jeſus der höchſte und letzte Geſandte Gottes an die Menſchheit geweſen ſei. Warum Nathan erſt ſieben Jahr nach Leſſing's Tode angezeigt, begreifen wir nicht, wenn wir es nicht der Abneigung der Theol. zuſchreiben dürfen. Überhaupt ſind die Anzeigen der Leſſingſchen Schriften in den 80er Jahren höchſt dürftig und referiren meiſt nur über das in der neuen Ausgabe Ausgelaſſene oder Hinzugekommene, kaum daß ein beurtheilendes Wort eingeſtreut iſt, das denn oft komiſch genug lautete, z. B. bei der Anzeige des Berner und Leipziger Nachdrucks der »Analekten für Literatur von G. E. Leſſing«, welche der Referent mit der glücklicher Weiſe jetzt nicht mehr wahren Bemerkung einleitet: »daß das Eigenthum an den Werken des Geiſtes mit dem Tode des Schriftſtellers aufhört, und daß ſeine Schriften nunmehr res nullius, quae cedunt occupanti werden, ſieht man aus dem Druck der Analekten.«

»Wie verſchieden aber die Urtheile der Menſchen ſind! der Recenſent und andere ſahen immer die größeren kritiſchen Arbeiten des ſeligen Leſſing (die Dramaturgie etwa ausgenommen)

mehr als Labyrinthe an, in denen man freilich mit allem Scharfsinn und Witz ewig herumgeführt wird, bis man auf die Stelle kommt, von der aus sich die Aussicht zu einem sichern Urtheile öffnet. Zuweilen kömmt man wohl auch nie auf diese Stelle. Der Herausgeber aber behauptet, daß die kritischen Schriften diejenigen sind, welche Lessing's wahre Verdienste in der Literatur eigentlich bestimmen.«

Erst im Jahre 1793 stoßen wir auf eine gerechtere, umfassendere Würdigung Lessing's, bei Anzeige des von seinem Bruder herausgegebenen Lebens, St. 202. Nur Lessing's Streitsucht, meint Rec., könnten selbst die unbefangensten Verehrer desselben nicht in Abrede stellen. Wer nicht gern streite, der streite nicht so oft, nicht mit so Vielen, nicht so lange. Wenn derselbe aber glaubt, durch Hinweisung schon des Knaben Lessing auf theologische Gelehrsamkeit sei es allein erklärlich, wie es ohne Seelenwunder habe geschehen können, daß der Verfasser der Äsopischen Fabeln und der Emilia Galotti, oder den Gegensatz noch höher zu heben, der Minna von Barnhelm und des Berengarius, ein und derselbe Mann sei, so hat schon Nicolai (Lessing's sämmtliche Schriften Berlin 1828 Band 29 S. 165) diese Conjectur (mit einem unrichtigen Citate der G. A. freilich) widerlegt. Die Äußerung: »hier hätten wir wieder ein Beispiel vom Siege des Genius und seiner Naturdirection über den Mechanismus der Umstände und des äußern Zwanges,« läßt uns auf den Verf. des Grafen Donamar als Rec. schließen. Er urtheilt: Lessing's Geist ging nicht von Kunstrichterei aus, sondern von Selbstschöpfung. Aus sich selbst entwickelte er die Grundregeln der Kritik, und nachdem er so einen Maßstab gefunden und durch Vergleichung mit fremden Werken berichtigt hatte, maß er damit zu gleicher Zeit sich selbst und andere. Sein reiner, richtiger, fester Verstand sicherte ihn vor dem ästhetischen Selbstbetruge, dessen lieblichem Schwindel die meisten poetischen Organisationen erliegen. Deswegen fing er sehr klein an mit dem jungen Gelehrten, und endigte, so groß man endigen kann, mit Nathan dem Weisen. Deshalb mußte aber auch die Erweiterung seiner kritischen Einsichten mit der Entwickelung seiner productiven Kräfte Tact halten. Seine Dramen waren für ihn lebendige Dramaturgien. Alle übrigen

Arbeiten Leſſing's, die nicht eine directe oder indirecte Beziehung auf das Theater haben, muß man anſehen als Seitenſprünge ſeines von Zufall, Laune und Wißbegierde bald hier bald dorthin getriebenen Scharfſinns und als die Folgen ſeiner erſten Erziehung. (?) Wo er lehrt, auch wenn er Unrichtigkeiten lehrt, kann man von ihm lernen. Aber zu Hauſe war er nicht überall. Er disputirte gern über alles, weil er wirklich zum Bewundern disputiren konnte, und nahm manchmal einen Einfall, der ſich wacker verfechten ließ, ohne zu bedenken, daß zu vieles Blitzenlaſſen eines Spiegels auch die geſundeſten Augen blendet, für baare Wahrheit.« —

Später wird nur beiläufig über Leſſing geſprochen, worauf wir noch zurückzukommen Gelegenheit finden. Wir erlauben uns hier die Anzeige des Buches Friedrich des Großen de la litterature Allemande einzuſchieben, die ſich durch ziemliche Aufrichtigkeit gegen den großen König auszeichnet. »Die Grundſätze, ſagt der Recenſent, von denen der erlauchte Verfaſſer ausgeht, ſind wahr und richtig und zeugen von einem Scharfſinn und von Einſichten, die unter den Göttern der Erde vermuthlich ſelten anzutreffen ſind. Auch die Anwendung auf die deutſche Literatur iſt treffend, und die Vorſchläge für Schulen und Univerſitäten ſind vortrefflich, wenn die Rede von dem Deutſchland iſt, was es vor funfzig Jahren und weiter zurück war. Was über Methode, Stil, Geſchmack, Witz geſagt wird, läßt ſich von den Zeiten wohl glauben.*) Aber wie ſehr beklagt man dann, daß dieſem großen Geiſt alle Fortſchritte der deutſchen Literatur ſeit

*) Daß aber auch Friedrich II. in ſeinem Urtheile über die deutſche Literatur nicht ſo ganz unrecht hatte, mag folgendes Beiſpiel beweiſen: Ein C. F. Cramer überſetzte im Jahre 1786 die neue Heloiſe von Rouſſeau in ſechs Theilen, die in Berlin herauskämen. Seite 1 des 2ten Theils ſagte derſelbe wörtlich ſo: »Ich brauche wohl nicht zu erinnern, daß in dieſem zweiten und folgenden Theile die beiden getrennten Liebenden nur deraiſonniren und überſchnappen, ſie haben etwas vom Sparren zu viel.« Und ſpäter äußert er göttlich naiv: »ohne dem Urtheil der Leſer und Julien ihrem vorzugreifen, glaube ich ſagen zu können, daß, wenn ich ſie abzufaſſen hätte, und ſie auch nicht beſſer machte, ich ſie doch ſehr verſchieden machen würde. Mehrmals bin ich verſucht geweſen, ſie wegzuſtreichen und andere von meiner Arbeit an ihre Stelle zu ſetzen.«

Der Recenſent in den gel. Anz. hebt dieſe Stellen heraus, um zu zeigen, welch ein Geiſteskind der Überſetzer ſei.

dieſen funfzig Jahren, alle die Verbeſſerungen auf Schulen und Univerſitäten fremd und unbekannt geblieben ſind, und daß ein Zeitalter, in welchem ſich die deutſche Sprache faſt umgebildet, der Geſchmack verfeinert, und die Literatur in ſo viele Zweige ausgebreitet hat, nur von ihm unerkannt blieb; da doch die Aufklärung größtentheils durch Genies aus ſeinen eigenen Staaten befördert worden iſt. Es ſcheint nicht, daß von allen unſern großen Schriftſtellern, davon ein Theil unter ſeinem Schutze gelebt hat, oder noch lebt, ein einziger, ſelbſt keiner von denen, welche von den Franzoſen bewundert werden, ihm bekannt geworden iſt; nicht einmal Wieland, von deſſen Muſe wir doch am erſten geglaubt hätten, daß ſie Zutritt zu den Großen der Welt finden müßte. Canitz und Maſcow, die bereits damals veralteten, werden neben Gellert als unſere einzigen klaſſiſchen Schriftſteller angeprieſen. »Wie kann man auch verlangen,« ſagt der große Verfaſſer, »daß die Menſchen ſich beeifern ſollen, jeder in ſeiner Art vollkommen zu werden, wenn der Ruhm nicht ihre Belohnung iſt.« — Aber woher ſoll dieſe ſüßeſte aller Belohnung kommen, wenn ſie der größte Kenner der Verdienſte den ſchönſten Genies ſeiner Zeit allein verſagt.«

Daß man in Göttingen Wieland, dem Hofrath, die Gunſt nicht entzog, die man ihm vor 1770 gewährt, verſteht ſich von ſelbſt. So meinen denn die G. A. 1780 S. 424, »obgleich der Oberon nicht innerhalb des Kreiſes der von ihnen zu beſprechenden Bücher gehöre, ſo könnten ſie gleichwohl nicht umhin, eines Werkes zu gedenken, in welchem Plan, Ausführung, Fülle, Leichtigkeit der Sprache, glückliche Verſification, Abwechſelung der ſeltſamſten Immagination mit oft ſanften Empfindungen das eigenthümliche Gepräge des Genies dieſes ſonderbaren Mannes habe, der den Geſchmack unſers Zeitalters ſo gut nach ſeinen Anſichten zu lenken wiſſe.« Sonſt haben wir nirgends etwas Charakteriſtiſches über Wieland gefunden, da gute Rathſchläge wegen der typographiſchen Ausſtattung der Prachtwerke deſſelben heute wohl nicht mehr intereſſiren.

Was Klopſtock anlangt, ſo iſt bekannt, wie wenigſtens die gebildeten Damen Göttingens ſchon vor Zuſammentreten des Dichterbundes für ihn ſchwärmten. Man tauſchte damals die Exemplare ſeiner Oden wie ſpäter Yorick'ſche Schnupftabacksdoſen.

Herder ſchrieb von Heyne's erſter Frau (Febr. 1772): »ich habe Klopſtock's Oden mit ihr geleſen: wir haben unſere Exemplare gewechſelt: ſie hat nur einige Worte dazu geſprochen — aber nie glaube ich, daß über Klopſtock tiefer und enthuſiaſtiſcher geſprochen werden kann.« — Bedenkt man die nothwendige Einwirkung des ſchönen Geſchlechts auf die Männer, ſo iſt ſchon dadurch erklärlich, daß ſich in Göttingen ein ſo überaus günſtiger Boden für Klopſtock fand. Dazu kam die Tendenz der Göttinger, gegen die verweichlichenden Anacreonten zu kämpfen, ſo wie zunächſt auf das Herz und die edlen Geſinnungen des Dichters zu ſehen. Dieſe Richtung ſpricht ſich am deutlichſten in einer Anzeige von Klopſtock's kleinen poet. Schriften G.A. 1771 S. 956 aus: »Freilich ſehen wir, ſagt der Rec., wahrſcheinlich Heyne ſelbſt, lieber Klopſtock's Werke ſich vervielfältigen, als die die weichen Herzen der Jugend noch mehr erweichenden Werke der ſ. g. Anacreonten, die wohl gar geradezu ſich verſprechen auf den Genüſſen ihrer Lüſte, wie auf verdienſtlichen Handlungen, ſich einen Weg zur glückſeligen Ewigkeit zu bahnen. Iſt ſchon unſer Geſchmack an die neuen Wendungen nicht gewöhnt, womit Klopſtock die Sprache bereichert hat, ſind wir noch immer in dem Gedanken, ein Vers müſſe nicht mit einem Worte abgebrochen werden, das zu nahe mit dem erſten Worte des folgenden zuſammenhängt, finden wir noch immer, hin und wieder ſei man gegen Gott vertraulicher, als es ſeine unendliche Größe zulaſſen ſollte, ſo hindert uns dies eingeſchränkte Gefühl nicht, das Große und Erhabene in Klopſtock zu empfinden. So wenig wir uns an die neueren Silbenmaße gewöhnen, ſo wenig wir harmoniren, in vielen daſſelbe zu fühlen, ſo ſehen wir nicht auf dieſes für uns fremde Äußerliche, das durch ſchwache Nachahmer ſo oft mißbraucht worden iſt, wir ſehen auf das Herz, auf die edlen Geſinnungen, auf den athmenden Ausdruck des Dichters!« —

So heißt es St. 27 d. J. 1773, als die Vollendung des Meſſias mit dem zwanzigſten Geſange angezeigt werden kann: Die Vollendung dieſes Werkes werde den Verehrern der chriſtlichen Religion nicht minder erfreulich ſein, als den Freunden der Dichtkunſt, da »begeiſtertes Wonnegefühl der Religion mit

dem sanftesten Vergnügen vereinigt sei, was Dichtkunst und Wohllaut gewähren könnten« —.

Diese Verehrung Klopstock's, die sich auch auf weitere Kreise ausdehnte, macht es denn auch erklärlich, wie Christian Boje für Klopstock's Gelehrten-Republik in Göttingen allein 342 Subscribenten finden konnte. Die größere Anzahl der Professoren, selbst Böhmer, hatten subscribirt, und daß man sich durch das Buch selbst getäuscht gefunden und den Friedrichsd'or beklagt, wie Goethe es von den Frankfurtern erzählt, haben wir in G. nicht gefunden, während wir eine Anzeige desselben aus jener Zeit vermissen. Was in den 80er Jahren über Klopstock in den G. A. vorkommt, ist von weniger Bedeutung, wahrscheinlich weil der übersprudelnde Bardenenthusiasmus der Jungen die Alten mit Kälte erfüllte. Wir springen daher zu einer Recension über aus dem Jahre 1807, wo Klopstock schon aus dem Gesichtspunkte gewürdigt ward, der heute ziemlich allgemein geworden ist. Die Recension befindet sich im St. 31 und wir halten sie für werth, hier ganz mitgetheilt zu werden, zumal sie Zeitbeziehungen hat, die man leicht finden wird.

»Klopstock's Name steht als ein hochgeehrter Name in der deutschen Literatur da. Nach allen Wahrnehmungen ist aber nur sein Name hochgeehrt und seine Werke werden jetzt wenig oder gar nicht gelesen. In drei Gattungen der Dichtkunst zeigte sich Klopstock, in zweien derselben glänzte er in einem bedeutenden Zeitraume ganz ungemein. 1) Als Odendichter (in dieser Ausgabe seiner Werke nehmen die Oden, geistlichen Gedichte und Epigramme den ersten, zweiten und siebenten Band ein); 2) als epischer Dichter, die Messiade hält den dritten bis sechsten Band; 3) als dramatischer Dichter. In letzter Beziehung war er selbst bei seinem Leben nur auf eine kurze Zeit von Bedeutung, und die Nachwelt wird hier das Urtheil der Zeitgenossen gewiß nicht abändern. Sehr belehrend könnte eine Ausführung sein, die da zeigte, warum die Messiade so gut wie vergessen im Vaterlande ist, warum der wirklich gefühlte Ruhm Klopstock's sich bei uns nur auf seine besseren Oden gründet, diese selbst aber nur von sehr Wenigen gelesen werden? Rec. vermag diese Ausführung nicht zu übernehmen, will jedoch hierüber drei Ansichten mit-

theilen, die ihm den geſunkenen Dichterwerth Klopſtock's erklärlich machen. Erſtlich herrſcht in den Dichtungen Klopſtock's den Gegenſtänden nach eine große Einförmigkeit. Die meiſten ſeiner Oden ſind religiöſer Gattung oder Freiheitslieder, in dem Geſchmacke, wie K. ſich die Bardenzeit zur dichteriſchen Darſtellung geeignet dachte, mit nordiſcher Mythologie durchwebt. In Rückſicht der neuen religiöſen Gedichte iſt Rec. ganz Johnſon's Meinung. In Allem, was hierin ſich für Phantaſie und Empfindung eignet, haben uns die heiligen alten Dichter des Orients ſo etwas Unübertreffliches, beſonders im Erhabenen der Gattung hinterlaſſen, daß alles, was wir Neuen hier liefern können, hinter dieſem weit zurückſteht. Die Wiederholungen der Bilder jener alten Dichter durch uns, ſind nicht allein Wiederholungen, ſondern tingirt mit einer neuen Manier, wodurch das Ganze, das verhältnißmäßig matt bleibt, eine ſteife fremdartige Zuſammenſetzung wird. Was das ausgebildete Syſtem einer metaphyſiſchen Dogmatik darbot, war für die Dichtkunſt eigentlich ganz unbrauchbar. K. hat ſich zwar leider dieſes Syſtems in der Meſſiade und ein paar Trauerſpielen viel bedient, aber wahrlich nicht zum Vortheil ſeiner Gedichte. Die Bardengedichte konnten im Ganzen nur einen ephemeriſchen Beifall erhalten. Die nordiſche Mythologie war uns zu unbekannt, und Kunſtwerke, die ſich nicht ſelbſt erklären, Gedichte, die mancher Anmerkungen zum Verſtehen bedürfen, ſind doch als neue Gedichte keine Gedichte in einer guten Gattung, wenn auch Einzelne durch große Schönheiten, die Fehler der Gattung völlig beſiegen. Die politiſche Tendenz in das Bardenweſen mit verflochten, verbeſſerte die Gattung nicht. In der Blüthezeit dieſer Periode war der Hang der Neigungen ſchon auf eine Verfeinerung der geſelligen Genüſſe ſo merkbar gerichtet, daß der gemachte Contraſt in Dichtungen, die in dieſer Zeit entſtanden, in ſeinen Wirkungen ſehr verſchieden von den Gefühlen, die Dichtungen aus der alten Zeit ſelbſt erregen, nicht dauernd herrſchender Geſchmack bleiben konnte. In den kalten Eichenwäldern der Vorfahren vermochten wir nicht auszuharren. Aber noch mehr: der gemachte Freiheitsgeiſt, der in dieſen Dichtungen herrſchte, befand ſich in dem ſchrecklichſten Contraſte, ſowohl mit dem Syſteme der ungeheuern ſtehenden Heere, das ſich damals

in Deutschland recht zur Parade (denn wirklichen Nutzen hat es hernach ja nicht geleistet) ausbildete, als mit dem künstlichen, aber elenden Gewebe von Formen in den Civil-Administrationen, die ihre feine Ausspinnung zu der Zeit empfingen und freie Geistesthätigkeit bestens ertödteten. Die aus dieser höchst prosaischen Welt entstandene, dürre poetische, konnte doch auf die Dauer Keinem recht zusagen. Eine gewisse Einförmigkeit und Trockenheit, die sich in Klopstock's dichterischem Genie zeigte, ward zweitens durch seine Sprache nichts weniger denn vermindert. Sie ist lange bewundert worden, diese Sprache, allein eine einförmige Steifheit, ein einförmiger düstrer Ernst, herrscht doch im Ganzen darin, konnte auch nur zu einer gewissen Zeit übersehen werden. Zu dem poetischen Ausdrucke der verschiedenartigsten dichterischen Anschauungen und Empfindungen ist K. Sprache keineswegs geeignet, ob ihr gleich der Ausdruck in ein paar Gattungen derselben trefflich gelungen ist. Allein das zuströmende Feuer der Begeisterung zeigt sich bei Klopstock selten, dagegen häufig eine einförmige Schwere, in der sich einförmige, stets wiederkehrende Gedanken und Bilder einhüllen. Drittens. Oft ist es schon gesagt, wie ähnlich sich Engel und Engel, Teufel und Teufel sehen, wie wenig das höchste Wesen, so wie wir es empfinden und zu denken wagen, mit jenen übermenschlichen Naturen sich gut zu Hauptpersonen eines epischen Gedichts schicken. Milton's erhabenes Genie hat wohl in dieser Gattung alles geleistet, was zu leisten war, solche große Schönheiten geliefert, die die einzelnen widerlichen Abenteuerlichkeiten, zu welchen ihn sein Stoff führte, übersehen machen. K., der Milton an Stärke des dichterischen Genies nicht glich, konnte in dem engen Felde des von Beiden gewählten Stoffes nur eine Nachlese halten, was er in einzelnen Charakteren, z. B. in Abbadonna, trefflich that. Aber die Messiade kämpfte auch darin mit großen Nachtheilen, daß sie so viel länger wie das verlorene Paradies, daß sie ein weit neueres Gedicht war, dem der ehrwürdige natürliche gothische Rost fehlte, der diesem so vortheilhaft anklebte. Leider änderten sich, nach Vollendung von K. Epopöe, die herrschenden Begriffe über theologische Gegenstände so schnell als stark. Auf den gefühlten Beifall von K. Messias

mußte die Umwälzung in der Denkungsart um ſo mehr von dem größten Einfluſſe ſein, da K., unverzeihlich genug für einen Dichter, ſo vielen Gebrauch von dem dogmatiſchen Syſteme ſeiner Zeit in der Meſſiade machte. Von der Vernachläſſigung, in der ſie liegt, wird ſie ſich nie wieder erholen. Genannt, gerühmt kann ſie werden, aber ſchwerlich viel geleſen.

Noch weit mehr wird jedoch das der Fall mit den uns vorliegenden dramatiſchen Werken ſein. Der Tod Adams, das erſte, kürzeſte, und auch ſchon darum das Beſte der Arbeiten K. in dieſer Gattung, denn die andern Fünf ſind ſehr lang, iſt eine Art Idylle aus einer Unſchuldswelt, in Proſa, in welcher ſich einige anziehende Stellen finden. Salomo und David, beide in Jamben, gehören von Seite der Sprache zu den vorzüglichſten Werken des Dichters. Einzelne leiſe Empfindungen ſind gut ausgedrückt; aber das Ganze von beiden iſt nicht zum Aushalten, ſchon dem Plane nach. Im Salomo ſoll entwickelt werden, wie dieſer zum Abfalle vom Jehova kam, aber ſo wie das hier gefaßt iſt, wo ſehr viel Gewicht auf den Antheil, den Salomo's Verſtand an ſeinem Falle hatte, gelegt wird, wir alſo den ganz untragiſchen theoretiſchen Zweifler vor uns ſehen, ſtand nicht leicht ein fehlerhafterer Plan zu denken. Im David betrifft die Handlung die Volkszählung und die zur Strafe gewählte Peſt, alſo auch einen ſehr ſchlechten Stoff zur dramatiſchen Behandlung. In beiden Stücken iſt weiter kein bedeutendes tragiſches Intereſſe verwebt. So viel Übles ſich von dieſen jüdiſchen Trauerſpielen ſagen läßt, ſo haben ſie doch das vor den drei Bardieten, den drei Hermanns voraus, daß jene in Jamben, dieſe in Proſa ſind, da K. Proſa eine ſehr ſteife, ſo äußerſt holprichte, und doch mitunter geſchwätzige Proſa iſt. Hermanns Schlacht erſchien zu einer Zeit, wo gerade einen ſo genannten deutſchen Patriotismus zu wecken an der Tagesordnung ſein ſollte, und iſt daher bei weitem das bekannteſte unter den dreien geworden, wenn es gleich vor den andern beiden keine Vorzüge beſitzt. Dem Trauerſpiele eine politiſche Tendenz geben zu wollen, führt gewöhnlich vom Weſen des Trauerſpiels ab, und wie ſchief war es nicht angelegt, durch das Erneuern des Andenkens an Hermann, von dem wir ſeit länger als 1700 Jahren ſo wenig wußten, einen deutſchen Patriotismus hervorbringen zu

wollen. Recht auffallend wird dieſes bei den in den Bardieten eingeſtreueten Bardengeſängen. Wir hören von deren mächtiger Wirkung viel, können das aber, nach den Geſängen, die uns der Dichter giebt, nicht begreifen. Dieſe neuen Gedichte ſind an ſich nicht von einer herzerhebenden Schönheit. Daß der Kuhreigen bei Schweizern von großer Wirkung ſein kann, läßt ſich ſehr wohl faſſen. Alle Erinnerungen der Jugend des beſonders den Bergvölkern ſo theuern Vaterlandes knüpfen ſich daran. Neue Bardenlieder dürfen aber auf keinen andern Eindruck bei uns rechnen, als derjenige iſt, den überhaupt eine jede ſchöne Poeſie in ihrer Gattung hervorbringt. K. beſaß nicht die Gabe, dramatiſche Charaktere darzuſtellen, noch intereſſante Handlungen. Vortreffliche Tiraden, die ihren großen Werth behalten, und zu welchen der Patriotismus, wie alle herzerhebende Gefühle ſo gute Veranlaſſungen ertheilt, finden ſich nicht bei ihm. In ſeiner Proſa konnte K. dieſe nicht ſagen; nur hier und da ſtößt man auf einzelne wohl ausgedachte Empfindungen. Die Zeitgenoſſen urtheilen wenig über K. dramatiſche Arbeiten. Sie gingen leiſe und ſchnell den Strom der Vergeſſenheit hinunter. Die geringe Zahl, die ſich im Allgemeinen für ſie erklärte, hing an den Namen des Verf., oder als Freunde perſönlich an den Mann. Die politiſche Abſicht, die den Bardieten zum Grunde lag und ſich in der Zueignung von Hermanns Schlacht an Kaiſer Joſeph auch erwies, entzündete bei der Erſcheinung des erſten Bardiets in jungen Köpfen ein Strohfeuer, das der Wind bald verwehete. Gedichte geben keinen Patriotismus; wohl können ſie ihn erhalten, wo ſie ihn vorfinden. Aber der bis zum Lohenſtein ſeit Jahrhunderten längſt vergeſſene Hermann konnte, ſammt ſeinen Cheruskern, keinen Patriotismus erzeugen, wenn ihn gleich, ſeit Lohenſtein, Schlegel, Möſer, v. Ayrenhof auf die Bühne brachten. Das Intereſſe, die Schönheit, die rein aus dem Kunſtwerke ſelbſt hervorgeht, nur dieſe werden dem Kunſtwerke einen großen und dauernden Beifall erhalten. Nebenbeziehungen vermögen das Intereſſe für den Augenblick zu erhöhen, allein durch ſolche Nebenbeziehungen wird das nicht national, was von dem grauen Alterthume her nicht bereits fortdauernd national war.«

Was Bouterweck hier ſagt, findet das nicht in noch größerem Maße Anwendung auf das Hermanns-Denkmal und den Enthuſiasmus dafür, den man ſo künſtlich erzeugen mußte?

Ganz eigenthümlich war Herder's Stellung zu Göttingen. Herder hatte kaum ſeine Fragmente zur deutſchen Literatur (1767) geſchrieben, als Winkelmann, kurz vor dem eigenen Tode, an Heyne ſchrieb: Was iſt für ein neuer Pindar unter euch aufgeſtanden? — Winkelmann fühlte ſogleich das Genie aus dieſen Fragmenten heraus, in Göttingen beachtete man das Buch nicht, würdigte es keiner Anzeige. Auch die kritiſchen Wälder gingen unbeachtet vorüber. Bei der Reiſe, die Herder im folgenden Jahre mit dem Prinzen von Holſtein machte, ſcheinen ſich in Göttingen keinerlei Bekanntſchaften angeknüpft zu haben. Weſtfeld, ein Mann von der größten Empfänglichkeit für die Leiſtungen eines Herder's, der damals Rentkammerrath und Polizeidirector in Schaumburg-Lippe war, ſpäter aber als Oberamtmann in Weende auf die Geſtaltung der Dinge in Göttingen den bedeutendſten, zum Theil noch nirgends gewürdigten Einfluß übte,*) brachte Herder nach Bückeburg. Dort ſchrieb Herder ſeine Abhandlung über den Urſprung der Sprachen, welche von der Akademie in Berlin 1771 gekrönt wurde. Als Preisſchrift, als academiſche Schrift wurde dieſelbe lobend, aber intelligenzblattartig auch in den G. A. erwähnt. Im Anfange des Jahres 1772 machte Herder eine Reiſe nach Göttingen. Urſprünglich war es wohl die Benutzung der Bibliothek, die ihn nach Göttingen zog, im Geheimen vielleicht auch ſchon die Hoffnung einer Stellung im Hannoverſchen, zu dem man ihm Ausſicht gemacht; allein ſieben Tage gingen voll Störungen dahin, und trotz des Zuhülfenehmens der Nächte meinte Herder, daß für ſeine Gelehrſamkeit kein großer Nutzen erwachſen — aber er habe einen Freund und eine Freundin gefunden, Heyne und ſeine Frau. Er die edelſte, feinſte, wohlklingendſte Seele, die man nie in einem lateiniſchen Manne

*) Weſtfeld ſtand mit dem Miniſterium in Hannover in ſehr genauer Verbindung und wurde häufig zur Controle der Göttinger Relationen benutzt; er war außerdem ſehr reich. Bouterweck wurde ſein Schwiegerſohn. Auch Goethe erwähnt ſeiner in ſeinem Leben (1801).

ſuchen und vielleicht in Jahrhunderten nicht finden wird. Sie (Heyne's erſte Frau) das ſtark empfindende Weib, und — die beſte Mutter. — Er ein Todfeind der Ränke und des kleinſten Grades von zu Freien, ſanft und beſcheiden; worunter er die tiefſte Gelehrſamkeit, Sentiment und Selbſtdenken verbirgt, ſorgfältig, daß es ja kein unheiliges Auge ſehe.« *) Dieſe Reiſe nach Göttingen hatte Herder aber erſt über ſeine geiſtig vereinſamte Stellung in Bückeburg zum vollen Bewußtſein gebracht; wenig Wochen darauf ſchrieb er ſeiner Braut: »ich fühle, ſeit ich aus Göttingen bin, es um ſo mehr, daß ich hier auch keine Situation habe.« Die frühere Abneigung vor dem Profeſſorthum war verſchwunden, wie gern hätte Herder eine Stelle in Göttingen eingenommen. Aber Heyne, »der unter Münchhauſen noch die ganze Academie regiert,« der noch jetzt den bedeutendſten Einfluß direct und indirect ausübte, der ſich rühmte, bei jedem neuen Profeſſor, der nach Göttingen berufen ſei, zu Gevatter geſtanden zu haben, that nichts für Herder, der ihm ſeine Wünſche zart genug nahe gelegt. Herder erkannte auch Heyne's Schwächen recht bald und gegen Ende deſſelben Jahres ſchrieb er: »Heyne iſt ein kleiner, guter, aber in allem etwas furchtſamer Mann, wenn er gefragt würde, ſpräche er wohl, aber ſoll ich's ſein, der's mache, daß er gefragt würde? Wir ſind jetzt auf ſonderbare Weiſe gegen einander ſtille.« —**) Während Herder ſich ſo nach Göttingen ſehnte, trat er 1774 mit ſeiner älteſten Urkunde des Menſchengeſchlechts auf. Durch die romantiſche, heimlich in Herder's innerſter Natur begründete und halb fromme, noch ſtark nach Hamann ſchmeckende Färbung dieſes Werkes, verdarb er es mit den damaligen Rationaliſten, ohne die Orthodoxen irgend befriedigen zu können. Der derbe, kalte, häufig ironiſche Ton des Michaëlis'ſchen Bibelcommentars hatte ſein nach Poeſie ſuchendes, nach Empfindung dürſtendes Gemüth nicht befriedigt, er fühlte durch dieſelbe »das Erhabene des hohen Alterthums, das Heilige, Göttliche in der Bibel zu ſehr entheiligt, verunſtaltet und herabgewürdigt«,†) er wurde

*) Herder's ſämmtliche Werke — Thl. 20. S. 217.
**) Daſelbſt S. 231.
†) Daſelbſt S. 241.

viel bitterer gegen Michaëlis, als dieſer es verdiente. Zu gleicher Zeit hatte er es mit Spalding verdorben, und ein verſöhnender Privatbrief, ſtatt gut zu machen, verſchlimmerte die Sache.*) Viel mehr als die Rationaliſten fühlten ſich aber die Orthodoxen, namentlich die Göttinger theologiſche Facultät, durch dieſe poetiſche Anſicht der Bücher Moſes u. ſ. w. beleidigt. Nach Heyne's Briefen behaupteten ſie, es kämen Sätze in den älteſten Urkunden vor, die wider die ſymboliſchen Bücher liefen; denn wenn Herder ſage, die Schöpfungsgeſchichte Moſis ſei Allegorie, ſo höbe er den Artikel de Creatione auf, wenn er behaupte, Judas ſei nicht Apoſtel, ſo ſündige er wider den Artikel von der heiligen Schrift.**) Ja auch mit Schlözer verdarb es Herder durch eine kurze Recenſion von deſſen Vorſtellung der Univerſalhiſtorie in den Frankf. gel. Anzeigen, gegen welche Schlözer einen ganzen Band zu ſchreiben ſich genöthigt ſah. In dieſe Zeit fiel nun gerade der wahrſcheinlich durch Weſtfeld zuerſt veranlaßte, von Georg Brandes (der Vater des mehrerwähnten Ernſt und ſein Vorgänger als Referent über Univerſitätsſachen) und dem Leibarzt Zimmermann begünſtigte Verſuch, Herder für Göttingen zu gewinnen. Der damalige Curator der Univerſität, Geh. Rath von Bremer, hatte außerdem, und das war wohl das relevanteſte, wie er ſelbſt Herder in einem Schreiben vom 21. Jan. 1774 verſicherte, die größte Hochachtung für ſein Genie und ſeine Schriften und wünſchte ihm nützlich zu ſein. Wie viel Weſtfeld, Zimmermann und Georg Brandes dazu beigetragen, wie viel wieder Heyne, um auf Brandes zu wirken, läßt ſich ſchwer ermeſſen. Genug, man wünſchte in Hannover, daß H. dorthin kommen »und ſich allenfalls auf eine da zu haltende Predigt anſchicken möge.« H. ging hin, predigte aber nicht. Sein perſönliches Erſcheinen hatte wenigſtens G. Brandes ganz gewonnen, dieſer bat nochmals um eine Predigt und bemerkte vorſichtig, daß H. dem Hannoverſchen Gaumen nicht zu viel zutrauen und ihm keine zu ſehr gewürzte Speiſe darbieten müſſe. H. entſchuldigte ſich und da fand es ſich denn, daß außer den Herren, die ſich für Herder intereſſirten, auch

*) Siehe theol. Werke Herder's, Vorrede.
**) Herder's Werke zur Phil. u. Geſch. Th. 21. S. 60. Theol. Werke Th. 7. S. 102.

noch das Conſiſtorium eine Stimme habe, und daß die Leute dieſes Schlages, »die nicht viel mehr als predigen können,« wie Brandes ſich ausdrückte, meinten: H. ſei ihnen wohl als Belletriſt, aber nicht als Theologe bekannt, es fehle noch an gedruckten Beweiſen gegen den Unglauben.« — Die Dinge wurden indeſſen dahin gebracht, daß das Miniſterium an den König den Vorſchlag erließ, H. nach G. als Univerſitätsprediger und Profeſſor theologiae ordinarius mit 640 ℔ Caſſengeld zu berufen, wie Brandes am 13. Aug., Weſtfeld am 4. Sept. 1775 Herder meldeten. Indeſſen berichtete am 17. Oct. der Herzog Karl von Meklenburg an — einen Ungenannten (warum?) »der König habe von der Geſchicklichkeit Herder's die größte Meinung, inzwiſchen mache man gegen ſeine Orthodoxie verſchiedene Zweifel und Einwendungen; es hätte daher das Miniſterium nochmals über dieſe Sache eine genaue Prüfung anzuſtellen und alsdann wiederum unterthänigſten Bericht abzuſtatten;« und ſehr bald kam die ganz officielle Nachricht von London: »da Herder noch keine academiſche Lehrſtelle bekleidet habe, ſo würde er zuvörderſt erſt den Gradum Doct. Theologiae anzunehmen, mithin entweder dabei, oder doch als ein zu beſtellender Univerſitätsprediger ſich einem *Examini* in G. zu unterwerfen haben.«

Das hatten denn die Herren, welche ſich für Herder intereſſirten, zu welchen jetzt noch, man weiß nicht wie, der Herzog von Meklenburg gekommen war, nicht erwartet, da bisher von London aus jeder Vorſchlag ohne Rückhalt genehmigt war. Das Miniſterium, von den Göttinger Theologen (Michaëlis im Bunde mit den Orthodoxiſten? oder Leß allein, was uns das Wahrſcheinlichſte ſcheint) hinter ſeinem eigenen Rücken compromittirt, und allzugut wiſſend, daß Georg III. ſeinen erſten Entſchluß nicht ändere, bot alles auf, Herder zu vermögen, in die Bedingungen der Göttinger Facultät, denn ſo ſtellten ſie ſich heraus, einzuwilligen. Brandes ſchrieb, der Geh. Rath v. Bremer liebe H. väterlich, er hoffe, H. werde ſich dieſe Formalität, die doch einen gewiſſen Glanz gebe, gefallen laſſen. Zimmermann, »in gerechter Indignation«, bat auf Vorſchlag des Herzogs von Meklenburg und Hrn. v. Bremer, H. möge geradehin Dr. theol. werden, die Koſten ſollten ihm ſpäter erſtattet werden. Herder

hielt jedoch eine ſolche Orthodoxal-Citation für ſchimpflich und unpaſſend, mit welchem Namen man ſie auch decke. »Die Zeiten ſind vorbei, ſchrieb er, da man, mit dem Kopfe in der Hand, nach Rom wallfahrtete, um ſich orthodoxiren zu laſſen, und wenn ſie noch wären, ſo iſt Göttingen das Rom ſchwerlich. Einem ſogenannten Colloquio der Orthodoxie wegen, d. i. einem inquiſitoriſchen Ketzer- und Knabenverhöre ausweichen, fein und blöde ausweichen, darf ich alſo nicht: ich werfe es mit Befremden von mir.« Alles ward angewendet, H. zu beſänftigen und nach einer mündlichen Unterredung in Rehburg, gelang es Weſtfeld, ihn zu dem ſauren Gange nach G. zu bewegen. Allein Tags darauf erhielt H. den ehrenvollen Ruf nach Weimar, und zog ihn vor. Heyne nahm, wie es in Herder's Lebensbeſchreibung heißt, unter der Hand an dem Allen den lebhafteſten Antheil und that Alles, was Gründe und Freundſchaft vermögen, um H. zu beſtimmen, daß er ſich die geforderten Bedingniſſe gefallen laſſe. Er machte ihn mit der innern Geſchichte der Unterhandlungen bekannt. »Uns Göttingern geſchieht, was recht iſt, ſchrieb er, und wir verdienten doch immer noch mehr.« —

Im Laufe von funfzehn Jahren änderten ſich die Dinge jedoch ſo, daß man an dem, welchen man als ungläubig verworfen, eine Stütze für die Orthodoxie ſuchte. Die Georgia Auguſta war kaum in ihr zweites Luſtrum getreten, als Heyne Auftrag erhielt, Herder eine in jeder Beziehung günſtige Stellung in G. anzubieten. Koppe in Hannover, Plank, Eichhorn und Spittler in G. hatten einen andern Geiſt in die Theologie gebracht. Herder war damals in Rom, Heyne ſchrieb dorthin: »Sie haben völlig Satisfaction für das Vergangene. Hier hat ſich Alles verändert. Hier iſt Alles zu ihrem Vortheile, Sie können, Sie müſſen hier geehrt und glücklich ſein. Selbſt unſer Leß ſieht Sie als die einzige Rettung unſerer theologiſchen Lage an. Alle Miniſtri ſind für Sie.«

Herder ſchwankte lange und entſchied ſich, vielleicht zu ſeinem Unglücke, für Weimar, wo er bekanntlich ſeine letzten Lebensjahre nicht glücklich verlebte.

Aus dieſer Stellung Herders zu Göttingen erklärt ſich denn wohl, wie es kam, daß Herders Werke in den 70er Jahren in

den G. A. nicht erwähnt wurden, weder die älteſten Urkunden, noch die Provinzialblätter, noch die Blätter für deutſche Art und Kunſt, noch die Stimmen der Völker. Dagegen, nachdem man einſah, wie ſehr man gegen H. ſich vergangen, was man an ihm verloren, iſt kein deutſcher Schriftſteller ſo oft lobend erwähnt und ſo ausführlich beſprochen, als Herder. Erſt ſein Geiſt der ebräiſchen Poeſie wurde 1782 erwähnt, jedoch ſind dieſe Anzeigen aus den 80er Jahren ſo unbedeutend, daß wir hier bloß auf ſie verweiſen. Wen dieſe Anzeigen intereſſiren, findet dieſelben Jahrgang 83 S. 215 und 2009, J. 84 S. 1059; J. 85. S. 65, S. 278, S. 1708, S. 1182, S. 1179; J. 87 S. 1128; J. 88 S. 778. In den 90er Jahren erheben ſich die Anzeigen mehr und mehr über das Intelligenzblattartige, knüpfen hie und da an ein Allgemeineres an. So ergeht ſich der Recenſent der Briefe zur Beförderung der Humanität im St. 112 d. J. 1793 in folgenden Reflexionen: Gern glauben wir es, daß mancher das Buch in die Hände nehmen, einſehen, und nicht wiſſen wird, was er damit anfangen ſoll; und vielleicht finden es manche, denen das jetzige Feldgeſchrei, Ariſtocrat und Democrat, im Kopfe ſpukt, gar bedenklich. Man muß über den Zuſtand der Menſchheit in unſern und den vorigen Zeitaltern, über die Richtung der Sachen im öffentlichen und Privatleben, im Denken und Handeln, nachgedacht haben, man muß ein Gefühl von Menſchlichkeit, begleitet von practiſcher Vernunft, haben, um zu ſehen, wo der Verfaſſer hinaus will, und um in ſeine Ideen hinein zu gehen; aber nicht von dem engen armſeligen Parteigeiſt ausgehen, der auf der ganzen großen Weltcharte überall nur ein Pünktchen, wenn es hoch kömmt zwei, in den beiden Extremen ſieht, und für alles Übrige blind iſt. Humanität ſchließt alles in ſich, was nicht einzelne Menſchen, einzelne Stände, ſondern im gerechten Verhältniß der Dinge und der Fähigkeiten, jeden glücklich macht, ſo gut er es ſein kann, und dazu gehört Cultur der Vernunft aller und jeder verhältnißmäßig, gewiſſer Stände aber vorzüglich. Ohne geſellſchaftliche Verbindung läßt ſich dieſe Cultur nicht denken; aber leider miſcht ſich der Menſch, ſeine Leidenſchaft und ſeine Ichsſucht überall ein, und bald werden dieſes die Haupttriebfedern. Ließ ſich nicht eine Geſellſchaft erdenken, durch welche der Zweck, die Humanität, leichter und ſiche-

rer zu erreichen ſtände? Doch dieſe Geſellſchaft iſt bereits und war längſt vorhanden, es iſt kein Orden, keine geheime Geſellſchaft; ſie begreift alle die überall zerſtreuten Edlen, Rechtſchaffenen und Guten, welche im Stillen zum Beſten der Menſchheit leben, handeln, lehren. Ihnen hat man den Fortgang der Humanität der vorigen Zeit zu danken. Denn was für Menſchengeſchlecht, für Völker und für das Ganze geſchieht, geſchieht immer nur durch wenige, durch Einzelne Menſchen; der große Haufe folgt; und das will man ja auch haben, muß auch ſo ſein; von jenen wenigen muß nun auch jeder fernere Fortſchritt der Humanität erwartet werden. Es bedarf keines engeren Bandes. Aber es können ſich einzelne Freunde dazu vereinigen, die Humanität zu befördern; und ſo denkt ſich der Verf. einen Bund der Humanität unter einzelnen guten Menſchen, welche ſich ihre Gedanken durch einen Briefwechſel und durch Aufſätze mittheilen. Mag die Form wider ſich haben was ſie will, wir wollen ſie gern Preis geben, aber der Inhalt muß dienen, Geſinnungen zu verbreiten, welche der herrſchende Geiſt der Parteien, der überall nur Argwohn, Abneigung, Unterdrückung, Verbitterung erzeuget, nicht hervorbringen kann, ohne welche gleichwohl kein Glück des Lebens zu denken iſt.« Im Jahre 1794 St. 4 werden die zerſtreuten Blätter angezeigt. In Beziehung auf die Klagen über den Kaltſinn gegen die alten deutſchen Lieder meint Rec.: eine beſſere Bearbeitung wünſchen auch wir; ein literariſcher, hiſtoriſcher, linguiſtiſcher Nutzen muß daraus erfolgen; die Sitten der Deutſchen werden ein helleres Licht erhalten. »Aber verlegen ſind wir doch allemal, wenn wir uns den äſthetiſchen Einfluß davon deutlich machen wollen.« Obgleich damals ſchon die Göttinger Dichter die Variationen zu den Tönen, welche Herder zu Gunſten der Natur und Volkspoeſie angeſchlagen, aufgeſpielt hatten, begriffen die gelehrten Göttinger den äſthetiſchen Einfluß dieſer Richtung nicht. —

Bei dem Denkmal Ulrichs von Hutten wünſcht auch der Rec., daß die Schriften dieſes biedern Deutſchen mit mehr Wärme aufgenommen werden möchten, als es vor 12 Jahren geſchehen ſei. »Aber, ſagt er, dazu gehören mercantiliſche Künſte, ohne welche nichts Großes in der Literatur unſerer Tage ge-

ſchieht! und gegen dieſe würde ſich die Aſche eines von Hutten ſelbſt regen.« Er läßt die auch von Herder eingeſchalteten Verſe:

Ach, fromme Deutſchen, haltet Rath,
Da's nun ſo weit gegangen hat,
Daß nicht geh' wieder hinter ſich,
Mit Treue hab's gefordert ich,
Und begehr, deß andres kein Genieß —

mit geſperrten Lettern drucken. Ein guter Rath i. J. 1794.

Die Anzeige der 3. und 4. Samml. der Briefe zur Beförderung der Humanität St. 33 v. J. 1795 beginnt mit einer Reflexion des Rec., die wir leider heute noch hier ausheben müſſen, da die Alten ohne Gefühl und Sinn zu leſen, noch immer auf unſern Schulen vorwaltet: »Die kritiſche Behandlung der alten Schriftſteller, ſagt Heyne, hat uns unſtreitig viel Gutes verſchafft; ſie verdrängte eine Sitte, über ſie zu moraliſiren, politiſiren und dogmatiſiren, ohne daß man ſie richtig verſtand; man trug alſo Dinge hinein, die nicht darin lagen. Aber man ging nun wieder in ein anderes Extrem, man ſah in den Claſſikern auf Nichts, als wo man Emendationen und Conjecturen machen, allenfalls ſeltene Ausdrücke und Sprachſchönheiten aufjagen und durch geſammelte Stellen erläutern wolle; alles Übrige war mit einem verächtlichen Blicke abgefertigt. So war das Leſen der Alten bloß ein Wortſtudium, ohne Nahrung für Geiſt und Herz; man verlor den Zweck ganz aus den Augen, daß die Alten dienen ſollten, Verſtand und Herz zu bilden, Erfahrungen und Einſichten zu ſammeln, den Sinn für das Schöne und Gute durch ſie zu erwecken; und daß ſie eben hierdurch für den jugendlichen Unterricht ausgeſetzt zu ſein verdienten. Endlich kommen wir auf den Mittelweg zurück, und hier legt uns der würdige Verf. eine lehrreiche Probe vor, wie viel in den Alten zur Bildung der Humanität liegt.« — Bei der vierten Sammlung wird die dienliche Arzenei wider den Nationalſtolz gelobt, der nicht weniger lächerlich ſei, als Geburts- und Adelsſtolz. »Jede Nation, ſagt der Rec., muß das werden, was ſie bei ihren äußerlichen Beſtimmungen werden kann; alle können nicht einerlei werden, und es giebt keine Beſtimmung, die für alle paßt; dieſe Lehre des vortreffl. Verf. iſt eine von den heilſamſten, die wir ihm verdanken.« — Schade nur, daß ſie

ſo wenig gefruchtet. Die 5. und 6. Samml. werden daſelbſt St. 144 beſprochen, und Rec. ſagt: er habe durch dieſelbe Vergeltung und Belohnung für die harte Pflicht, viel leſen zu müſſen, erhalten. Bei Gelegenheit des Aufſatzes: Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten? wird dann folgendermaßen reflectirt: Ein philoſophiſches Publikum, ein philoſophiſches Zeitalter, in dem Sinn, wie man es immer nimmt, von ſchulgerechter Philoſophie, ſei ein Unding. Belehrt und geleitet ſolle das Publikum durch ſolche werden, welche es ſelbſt vorher durch Philoſophie, nur nicht bloß durch Metaphyſik, ihren Verſtand aufgeklärt und ihren Willen geregelt hätten. Aber für das große Publicum gehört geſunder Menſchenverſtand, practiſche Vernunft und gereinigter Geſchmack. Das ſei wenigſtens nicht mit Schulphiloſophie zu verwechſeln; dieſe ſei bloß für einzelne Menſchen für Selbſtbildung beſtimmt. Der ſpeculative Philoſoph könne Schulen bilden, aber kein Publikum. Durch ſpeculative Satz- und Syſtemſprache richte er nur noch größere Verwirrung des Publikums an; die Reſultate des Nachdenkens, auf wenige richtige Grundſätze gebracht, dem Volke in der gemeinen Volksſprache vorgetragen, ſind es, was auf das Volk zum Guten wirken kann; ſonſt wird es ein Einwirken der Sophiſten auf die Athener. Der Rec. und Alle, die nach ihm die gleiche Lehre gepredigt, vergeſſen dabei, daß ſich viele Dinge durchaus nicht in der Volksſprache ausdrücken laſſen, weil dieſelbe nicht auf der Bildungsſtufe ſteht, als die Wiſſenſchaft, welche für die neuen Begriffe häufig erſt neue Worte erfinden muß. Die Reſultate der Wiſſenſchaft in der Volksſprache ausdrücken, heißt ſie ſo verallgemeinern, daß ſie in der Regel nur halb wahr bleiben. Das Volk ſoll eben dadurch gebildet werden, daß es verſucht, ſo gut es gehen will, die Sprache der Philoſophie zu verſtehen. Das iſt etwas ſehr weſentliches. — Auch Herders Terpſichore wird im St. 94 mit einer an Enthuſiasmus ſtreifenden Wärme angezeigt; nach des Rec. Gefühl ſind dieſe verpflanzten Blumen wohlriechender, die Früchte herrlicher, die Farben glühender als das Original. Wenn die Poeſie überhaupt zur humanen Bildung mehr als irgend Etwas beitrage, ſo bringe vorzüglich die lyriſche die ſtärkſten, kräftigſten und dauerhafteſten Gefühle hervor, da ſich die Kürze, das Gedrängte, Kühne tiefer in die

Seele einpräge. Rec. glaube nicht, daß unſer Zeitalter ſo abgeſchliffen ſein ſollte, daß eine Poeſie dieſer Art von der Bruſt abgleiten könne. Bei Anzeige des zweiten Bandes, wo auch der bis dahin geheimgehaltene Name des Jeſuiten Jakob Balde genannt wird (1796 St. 103), referirt der Rec.: Es iſt uns nur aufgefallen, daß er die heilige Jungfrau, wie die myſtiſche Liebe Balde's ſich dieſelbe denkt, für ein edles, reines Ideal aller weiblichen Vortrefflichkeiten und Reize hält.

Eine der wichtigſten Recenſionen über Herder im vorigen Jahrh. iſt die von ſeinen ſ. g. Chriſtlichen Schriften St. 95 und 100 d. J. 1798. Der Rec. ſteht offenbar ganz auf kritiſch-philoſophiſchem Standpunkte. Er geſteht, daß ihn die Verwerfung aller Religionsphiloſophie in Verlegenheit ſetze, weil es nun an feſten Grundſätzen mangele, von welchen man mit H. ausgehen könne, und weil ein Streit, der bloß durch Berufen auf gewiſſe Gefühle oder auf den gemeinen Menſchenverſtand oder durch ſchöne Phraſen und Bilder geführt werde, keine Hoffnung einer gegenſeitigen Annäherung und Verſtändigung übrig laſſe. Er meint, daß das Chriſtenthum durch H. moderniſirt und anders behandelt werde, als namentlich H. ſelbſt andere alte Religionen zu behandeln pflege. Alles das, was man etwa am urſprünglichen Chriſtenthum für Aberglauben und Schwärmerei halten könne, werde entweder für bloße Vorſtellungsart, Einkleidung, poetiſche Form ausgegeben, oder ſanft mit einer redneriſchen Blume bedeckt, oder nur undeutlich berührt, oder gar übergangen. Wir können nur auf dieſe ausführliche, in das Detail eingehende Recenſ. verweiſen, da die theologiſchen Richtungen außer unſerm Gebiete liegen. Merkwürdig bleibt es aber immer, daß ſich die Meinungen ſo ſchnell änderten, daß 1798 ein Göttinger Herdern weit voran ſein konnte. Die Tübinger Herren würden uns eine Ehre erzeigen, wenn ſie durch Nachſchlagen des Reußiſchen Exemplars unſere Vermuthung beſtätigten, daß hier ſchon Bouterweck ſpricht, den wir in einer Anzeige von Herders Kalligone, vom Angenehmen und Schönen, 1800 St. 115, zuerſt ſicher zu errathen glauben. Obgleich dieſe Anz. mehr in das Gebiet der Philoſophie zu gehören ſcheint, ſo haben wir ihr doch hier einen Platz anweiſen müſſen, weil ſie die theoretiſchen Grundſätze, welche Bouterweck, den Recen-

senten, mit welchem wir es fortan beinah ausschließlich zu thun haben, im Ästhetischen leiteten, ausführlich darlegt.

Herder war nämlich auf dem ebenen Wege der Ästhetik noch härter mit der Kant'schen Philosophie zusammengestoßen, als auf dem rauhen der Transscendentalphilosophie, und diese Kalligone war eigentlich eine Bellona gegen die Kant'sche Philosophie. — Bouterweck meint nun, die Verschiedenheit beider beruhe auf Nichts Geringerem, als dem radicalen Zweifel Herder's. Er sage: »was kann uns die subtilste Philosophie mit den weitläufigsten Distinctionen und Schlüssen zuletzt anderes gewähren, als Überzeugung? Und was ist Überzeugung anders als Gefühl, bei dem wir es bewenden lassen müssen? Das Gefühl unseres menschlichen Daseins in seinem ganzen Umfange erläutern, auf dies Gefühl bauen, jede Distinction, die das Ganze der menschlichen Natur nach Begriffen zersetzt, ohne es wieder zu vereinigen, als leere Grübelei von sich weisen, das ist das Princip und Ziel der Philosophie Herder's. — Vom Gefühl des menschlichen Daseins in seinem ganzen Umfange ist in der Kant'schen Philosophie gar nicht die Rede, bei Herder von Nichts Anderem. Mit einer Distinction fängt die Kant'sche Philosophie an und endigt mit einer Distinction. Sie stellt sogleich Sinnlichkeit und Vernunft einander apodiktisch gegenüber. Nach dieser Voraussetzung scheidet sie den Stoff des Wissens von einer Form a priori.

Dazu bedarf sie der Hypothese von einer besondern Natur des erkennenden Wesens, nach welcher sich die in einer zweiten Hypothese vorausgesetzten Dinge an sich richten müssen, um uns Vorstellungen zu geben, durch die wir dann nie lernen, was die Dinge sind, sondern nur wie sie uns erscheinen. So geht die Kant'sche Kritik durch Distinctionen auch auf dem Wege fort, der zur Philosophie des Schönen führt. Sie stellt zwischen den Verstand und die Vernunft als ein Drittes die Urtheilskraft, theilt dieser Urtheilskraft zwei entgegengesetzte Geschäfte, das Subsumiren und das Reflectiren, zu, und erklärt nach diesen Voraussetzungen das Schöne für ein Product der reflectirenden Urtheilskraft, die nach der Idee eines Zweckes sich auf die Natur als auf etwas Zweckmäßiges bezieht, und uns nöthigt, auch dasjenige, was wir ohne Rücksicht auf einen bestimmten Zweck

beurtheilen, als etwas Zweckmäßiges ohne Zweck mit intellectuellem, aber durch keinen Begriff bestimmten Wohlgefallen zu betrachten, d. h. es nicht angenehm, sondern schön zu finden. So trennt die Kant'sche Kritik auch das Angenehme apodictisch von dem Schönen. Angenehm ist, nach Kant'schen Grundsätzen und Kant'scher Sprache, was den Sinnen gefällt; schön, was der Vernunft, wenn gleich nur in einer dunkeln Tendenz, nach der Idee der Zweckmäßigkeit ohne Zweck, gefällt. Da stehen wir also wieder bei der apodictischen Scheidung der Sinnlichkeit von der Vernunft, dem Anfangspuncte aller Kant'schen Distinctionen. Ohne allen Zweifel ist eben diese Scheidung der Sinnlichkeit von der Vernunft das Princip der Möglichkeit alles Philosophirens, und eben dadurch der Anfangspunct aller Philosophie. Aber unser vernünftiges und unser sinnliches Dasein ist doch am Ende nur ein menschliches Dasein. Ein vollständiges System der Philosophie muß auch lehren, wie das scientifisch Getrennte in unserm Dasein ein wirkliches Ganzes ist. Eine Philosophie, die nur immer scheidet, was im menschlichen Dasein vereinigt ist, kann den Zweifler nicht befriedigen; denn auch das Ende aller Demonstrationen erklärt der Zweifler für ein Gefühl, bei dem wir es bewenden lassen müssen, weil wir Menschen, d. h. solche Wesen sind, wie wir nun einmal durch die Zusammenwirkung, nicht durch die Trennung unserer Kräfte sind. — Der Rec. hat weit ausgeholt. Aber es war ihm nicht anders möglich, sein Urtheil über die Unmöglichkeit einer Vereinigung der Philosophien der Herren Kant und Herder verständlich auszudrücken. Ohne dem Skeptiker die Hand zu bieten, geht Hr. H. eines Wegs mit ihm. Gefühl des menschlichen Daseins in seinem ganzen Umfange ist das Princip des Skepticismus und aller Argumentationen des Hrn. H. Unmittelbar auf das Gefühl unsers menschlichen Daseins führt Hr. H. auch das Schöne zurück. Alle die Kant'schen Distinctionen, durch die das Schöne von dem Angenehmen abgesondert wird, sind daher nach Hrn. H. eitel und leer. Angenehm ist, nach Hrn. H., »was unser Dasein erweitert, frei macht, erfreuet;« und dahin gehört nach Hrn. H. vorzüglich das Schöne. Bei dieser Wortbestimmung leistet Hrn. H. seine alte Freundin, die Sprache, vortreffliche Dienste. Die Kant'schen Distinctionen des Angenehmen und

Schönen laſſen ſich lächerlich machen, wenn man ſich an den Sprachgebrauch hält. Denn das Unangenehme möchte wohl Niemand ſchön nennen. Eben ſo geht es der Kant'ſchen Erklärung, in der das Schöne dasjenige genannt wird, »was ohne Intereſſe gefällt.« Alſo, kann man fragen, bringt die Kant'ſche Kritik auf eine unintereſſante Schönheit, während alle Kenner von jedem Natur- oder Kunſtwerke, das für ſchön gelten ſoll, vor allen Dingen verlangen, daß es intereſſire? Aber wer mag ſo fragen? Wem die Kant'ſche Philoſophie ſo durch und durch zuwider iſt, daß er ſich nicht einmal die Mühe geben mag, ſie nach ihren eigenen Wortbeſtimmungen auszulegen, der hat gut ſpotten, aber ſein Spott trifft dann nur die Sprache, nicht die Lehren dieſer Philoſophie. Was Hr. Kant in ſeiner Sprache unter dem Angenehmen verſtanden haben will, wenn er es dem Schönen entgegenſetzt, ſagt er deutlich genug. Eben ſo wird unter dem Intereſſe, das ſich nach Kant'ſchen Grundſätzen in die Beurtheilung des Schönen oder das Kantiſch ſogenannte reine Geſchmacksurtheil nicht miſchen ſoll, in der Kant'ſchen Kritik nur das ſinnliche Intereſſe verſtanden. So ſpricht denn freilich außer der Kant'ſchen Schule Niemand; und ſo ſchadet die Kant'ſche Philoſophie, durch ihre eigenſinnige und der ganzen übrigen Welt fremde Schulſprache, ſich ſelbſt. Aber von Gedanken, nicht von Wörtern, iſt die Rede, wenn wir über das Schöne ſtreiten. Und doch faßt Hr. H. die Kant'ſche Kritik noch einmal beim Worte im eigentlichſten Sinne, wenn er ihr beſonders vorwirft, daß ſie das Schöne für etwas erklärt, das ohne Begriff gefällt. Ohne Begriff heißt bei Hrn. H. ohne klare Vorſtellung, oder wohl gar ohne Verſtand. Hr. Kant will mit ſeiner Erklärung nichts weiter ſagen, als daß die intellectuelle Reflexion bei der Beurtheilung des Schönen eine dunkle Reflexion, und daß ihr Product nicht das vollendete iſt, das der Logiker Begriff (notio) nennt. Bei dem fortwährenden Wortſtreite zwiſchen der Kant'ſchen Kritik und Hrn. H. Kalligone verſchwindet auch die letzte Ausſicht zu einer Ausgleichung beider Theorien im Geiſte ihrer Erfinder. — Der Streit mag nun von den Streitluſtigen nach Belieben fortgeſetzt werden. Dem Rec. ſei das friedliche Vergnügen gegönnt, abgeſehen von den endloſen Mißverſtändniſſen, die ihm, er läugnet es nicht, ungefähr eben ſo widerlich ſind,

wie Hrn. H. die Kant'ſche Philoſophie, das Neue und Lehrreiche aus dem erſten Theile der Kalligone als etwas für ſich Beſtehendes auszuheben. Nach dieſer Theorie äußert ſich die Empfindung unſers Daſeins, durch die auch das Wohlgefallen beſtimmt wird, das wir am Schönen finden, ſchon im Geruch und Geſchmack. Die zurückſtoßende Kraft, die wir Widerung oder Ekel nennen, entſpringt aus jenem Gefühle. Dadurch ſetzt ſich unſere Natur Allem entgegen, was nicht etwas ihr harmoniſch Gutes iſt. Eben ſo wirkt beim Sinne des Gefühls, wenn wir unter Gefühl einen beſondern Sinn verſtehen, der Schauder oder das Grauſen. Und ſo hat überhaupt alles phyſiſch Angenehme oder phyſiſch Unangenehme ſeinen Grund im dunkeln Erkennen deſſen, was unſerm Körper zuträglich oder ſchädlich iſt. Ganz auf dieſelbe Art entſteht das Gefühl der höhern Annehmlichkeit, die wir Schönheit nennen. Nicht einmal das Gefühl des Guten entſteht, nach Hrn. H. Theorie, auf eine andere Art. Schönheit der Geſtalten gründet ſich auf das Gefühl unſers Daſeins durch die Betaſtung und das Auge. Alles reducirt ſich dabei auf Feſtigkeit und innere Bewegſamkeit. Daher die eigenthümliche Schönheit des Würfels und der Pyramide, der Kugel und des Kegels. Daher die vorzügliche Schönheit des Ovals und der Cykloide. Die Beurtheilung aller gefälligen Proportion ſetzt das Gefühl der Einheit und Zuſammenſtimmung in allen Bewegungen unſers Körpers voraus. Daher alle Eurhythmie, auch in der Baukunſt. Wir denken uns das Sein eines jeden Dinges als ein Product ſeiner zuſammenſtimmenden Kräfte. Je mehr dieſe Conformation zu einem dauernden Ganzen uns ſinnlich empfindbar wird, deſto ſchöner finden wir das Ding geſtaltet. Nicht anders verhält es ſich mit der Schönheit des Lichts, der Farbe und des Schalles. Das Licht iſt, wie Hr. H. ausdrückt, »ein Medium, das die Regel des Schönen ſelbſt exponirt.« Jede Farbe iſt um ſo angenehmer, je reiner ſie uns erſcheint. Die Harmonie der Farben beruht auf der Syntheſis der Farbenleiter, die Hr. H. nach der neuen Theorie des Hrn. Goethe, gegen Newton, erklärt. Was dem Auge in den Farbenſpielen gefällt, iſt der Natur des Auges harmoniſch. Auch die Schönheit der Muſik beruht theils auf der Organiſation des Ohrs, noch mehr aber auf der feineren Verbindung dieſer Organiſation mit dem Gefühl

unſers menſchlichen Daſeins. Der Schall intereſſirt uns ſchon als die Stimme aller bewegten Körper, die die Natur der Kräfte und des Widerſtandes aus dem Innern dieſer Körper verkündigt. Aber noch ſtärker wirken die Töne in der elaſtiſchen Mitempfindung. Daher das Wachſende und Abnehmende, das Steigende und Sinkende, das Ernſthafte und Hüpfende u. ſ. w. in der Reihe der Töne. Die Regel der Harmonie iſt der Ton-Cyklus, der alle Töne in einen verbindet. Von der Muſik gehet Hr. H. wieder zur Analyſe der ſichtbaren Schönheit zurück. Jede Geſtalt hat einen Exponenten ihrer Bedeutung. Die Schönheit der menſchlichen Geſtalt iſt der Ausdruck der menſchlichen Virtualität. Rec. wundert ſich bei dieſer Gelegenheit, das Wort Virtualität wiederzufinden, das, ſeines Wiſſens, bis dahin nur ein anderer Schriftſteller gebraucht hatte, deſſen Philoſophie Hrn. H. vielleicht ſo wenig, wie die Kant'ſche gefallen möchte. Nach der Analogie des Ausdrucks der menſchlichen Schönheit ſucht Hr. H. die Bedeutung aller Geſtalten durch alle drei Naturreiche auf, von den unorganiſchen Mineralien an, bis zur höchſten animaliſchen Organiſation, die wir kennen. Der Menſch iſt das Maaß und das Muſter der organiſchen Schöpfung. In ihm ſind alle ſeine Formen bedeutſam. Nach dieſer Analogie finden wir keine Geſchöpfe häßlicher, als die Mittelgeſchöpfe, gleichſam Übergänge der Natur von einer Claſſe zur andern. Sie erſcheinen uns in ſich ſelbſt heterogen, z. B. die Fledermäuſe und alle Amphibien. Das ſchlammartig Zerfließende in der Bildung mehrerer Amphibien iſt deswegen beſonders häßlich, auch das Kriechende und Schleichende in andern. — Nach allen dieſen Erläuterungen des Schönen für jeden Sinn und durch ſeine Bedeutung erklärt ſich Hr. H. für die Wahrheit einer Regel des Schönen. Er verſteht aber darunter nichts anders, als einen Typus der lebendigen Bildungen in der Natur. Dieſen ſuchen wir zu erforſchen, und beurtheilen darnach das Schöne in Begriffen. — So weit der erſte Theil der Kalligone. Die folgenden Theile wollen wir nächſtens anzeigen. Der Rec. iſt in der Mittheilung der Theorie des Hrn. H. nur Referent geweſen. Der Auszug, den er geliefert hat, iſt ein dürres Skelet; und in Hrn. H. Theorie iſt jede Zeile ein dichteriſcher Faden in einem Gewebe, das die Phantaſie mit Blumen an Blumen ge-

ſtickt hat. Solch ein Gewebe zerreißen, iſt ein unerfreuliches Geſchäft. Nur zwei Bemerkungen mögen hier noch ſtehen. Die erſte. Die Kant'ſche Geſchmackstheorie möchte wohl den, der in der That nicht nur in theoretiſchen Worten Gefühl für das Schöne hat, nie befriedigen, weil ihre Zweckmäßigkeit ohne Zweck auf's höchſte das Schöne der innern Übereinſtimmung in den ſchönen Formen gewiſſermaßen erklärt, vom äſthetiſchen Ausdruck aber, der doch die Seele des Schönen iſt, gar keine Notiz nimmt, vielmehr Alles, was Reiz und Rührung heißt, aus dem ſogenannten Geſchmacksurtheile verbannt, um allen äſthetiſchen Genuß auf ein kaltes Wohlgefallen zu reduciren. Weit mehr empfiehlt ſich dem Kunſtkenner und Künſtler eine Theorie, wie die von Hrn. H. Dieſe Theorie tödtet nicht das Gefühl, um es dem Verſtande nach einem kalten Geſchmacksurtheile zu opfern. Nach ihr iſt der Ausdruck oder die Bedeutung des Schönen in der Natur und Kunſt die Hauptſache; und ſo dachten und empfanden auch alle großen Künſtler. Es fiel ihnen nicht ein, Reiz und Rührung als etwas der Kunſt Unwürdiges von ſich zu ſtoßen. Die Kunſt war für ſie eine Sprache, durch die ſie ihre Gedanken und ihr Gefühl als ein lebendiges Ganzes ſo beſtimmt als möglich mittheilen, aber nur in der Form mittheilen wollten, in der es als ein harmoniſches Ganzes erſchien. Eine andere Frage aber iſt — und das ſei die zweite Bemerkung, die hier eine Stelle finden mag — ob eine Philoſophie, die immer nur Pſychologie iſt, d. h. immer direct und unmittelbar auf das Gefühl des menſchlichen Daſeins baut, irgend eine entgegengeſetzte Philoſophie wird widerlegen, oder ſich ſelbſt auch nur als Äſthetik behaupten können? Aber nützlich iſt es, beſonders für diejenigen, die ſich in einer entgegengeſetzten Philoſophie feſtſtudirt haben, durch eine ſolche, wie die von Hrn. H. iſt, einmal in eine ganz andere Welt verſetzt, und an die große Wahrheit erinnert zu werden, daß, wer nur Sätze auf Sätze gründen, und den Grund aller Gründe in ſeiner Virtualität, d. i. dem unbedingten Anerkennen unſers ganzen Daſeins, nicht bemerken will, mit allen ſeinen Diſtinctionen und Schlüſſen ſo zu endigen Gefahr läuft, wie ſchon eine ganze Reihe von Syſtematikern geendigt haben.« —

Der zweite Theil der Kalligone ist im St. 131 angezeigt. Bouterweck nimmt auch hier Kant in Schutz, nur nicht was die Theorie der Dichtkunst, der Beredtsamkeit und der bildenden Künste anlangt. Er sucht überhaupt nicht das Feuer der Zwiespalt zu schüren, sondern zu mildern und zu versöhnen, in welcher Beziehung er sich folgendermaßen schön ausspricht: »Da Rec. überzeugt ist, daß selbst aus dem Samen der Feindschaft, der in diesem Buche ausgestreut wird, um so früher gute Früchte hervorgehen werden, je weniger feindliche Hände wieder dazwischen pflügen und eggen, so hat er nicht einmal die Stellen ausheben mögen, in denen der Kant'schen Ästhetik Unrecht geschieht. Noch ein Jahrzehnt und das Wahre in beiden collidirenden Theorien, noch mehr in der entgegengesetzten Art des Philosophirens beider Verfasser, wird der Vernunft und deren Menschensinn nicht entgehen, die Parteigänger mögen dann noch mitsprechen oder verstummen.« —

Die ganze und umfassende Würdigung Herder's fängt aber erst nach seinem Tode, bei Gelegenheit der Anzeige seiner sämmtlichen Werke, St. 50 d. J. 1806, an, und zwar mit der Klage, daß die Anzahl der meisterhaft ausgearbeiteten, gut geschriebenen, nicht polemisirenden, in allen Beziehungen vollendeten Büchern in gar keinem Verhältniß zu der Zahl unserer ausgezeichnet geistreichen Köpfe stehe. »Wie sehr bei uns die Kunst, ein gutes Buch zu schreiben, zurück ist, fährt Bouterweck fort, werden wir am besten gewahr, wenn wir Ausländern Nationalwerke empfehlen sollen, einige Dichter abgerechnet, für die wieder der Nationalgeschmack anderer Nationen höchst selten die gehörige Empfänglichkeit besitzt. Wir wollen diese Verlegenheit, vollendete prosaische Werke unserer größten Köpfe Ausländern zu empfehlen, an dem Beispiele eines der ersten Männer unserer Nation zeigen — an Lessing. Welches Buch von Lessing kann im Auslande viel gelesen werden? Der Laokoon, in einer meisterhaften, klaren, lebendigen und nicht gesucht kraftvollen Sprache geschrieben, ist nicht allein unvollendet, sondern, um seinen Scharfsinn zu zeigen, um polemisiren, sophistisiren zu können, sind micrologische Auswüchse von dem Verfasser, sogar im Texte, hineingebracht, die in einem Buche, das allgemeine Untersuchungen enthalten soll, in so reichem Maße selbst nicht in die Noten

gehörten. Die Dramaturgie leidet an eben den Fehlern, und selbst das geringere Ebenmaß, was man doch in einem Werke der Art zu fordern sich berechtigt glaubt, findet sich darin nicht beachtet. In den Streitschriften bei Gelegenheit der Wolfenbüttelschen Fragmente zeigte sich Lessing's Stärke, aber auch zugleich seine Fehler, im hellsten Lichte. Wie viele Deutsche werden jedoch noch diese Streitschriften lesen? Lessing, der ganz ausgezeichnete treffliche Kopf, ist da. Er lebt in seinen Schriften, aber wo sind, mit Ausschluß seines Theaters, seine Werke, die viel gelesen werden, viel, besonders von Ausländern, gelesen werden können? Seit Lessing hat die deutsche Literatur in Werken, bloß gelehrten Forschungen gewidmet, gewonnen. Das ganz Vorzügliche ist auch in dieser Gattung selten, aber die Behandlung, die Sprache, zeichnen sich in ihnen im Allgemeinen vortheilhaft aus, gegen die Behandlung, gegen die Sprache frührerer Zeiten in ähnlichen Schriften. Nur in Werken, die mehr in das Gebiet der schönen Literatur, das Wort auch in dem weitesten Umfange genommen, einschlagen, möchten wir wohl, was Behandlung und Sprache betrifft, seit Lessing's Zeiten nicht viel vorgerückt sein. Der nun erwachte Enthusiasmus für Winkelmann ist nicht allein in so weit begründet, als ihn dieser, als Mann von vielem Genie, der in einer eigenen glühenden, tief eindringenden Sprache schrieb, verdient, sondern weil er ein Werk hinterließ, daß mit allen großen Verbesserungen, deren es dem Inhalte nach fähig sein mag, doch im Inlande und Auslande mit großem Nutzen und Vergnügen von dem denkenden Kopfe, dem Dilettanten, gelesen und geschätzt werden kann — die Geschichte der Kunst. Wenn wir neben Winkelmann und Lessing in noch so verschiedenen Abstufungen Abbt, Möser, Sturz stellen, so sehen wir nicht, was in der Art der Behandlung seit der Zeit, wo diese Männer zusammen blüheten, gewonnen, noch weniger aber, daß die Sprache in den verschiedenen Gattungen weiter vorgerückt sei. Ist sie, unsere Sprache, seit der Zeit feuriger, bestimmter und klarer, körniger, natürlicher, leichter, ohne Geschwätzigkeit, wahrhaft witziger, ohne geschraubt, gesucht zu sein, glatter, ohne individuelle Originalität zu verlieren, geworden? Sind wir nicht recht erst nach der Zeit der gedachten Schriftsteller in die zwei Abwege von einförmigen, glatten, run-

den Perioden, ohne alle Originalität, die mehr und minder in Geſchwätzigkeit ausarten, und von einem dunkeln, ſchwer zu verſtehenden Stil gefallen, wo nicht der Gedanke, ſondern die Sprache Kopfbrechen veranlaßt, ein Stil, der ſich entweder in einem contorquirten Witze, dem das erſte Erforderniß des Witzes — Leichtigkeit in der Auffaſſung — abgeht, oder in einem Periodenbau zeigt, der dem Genius unſerer Sprache die größte Gewalt anthut, auf der einen Seite latiniſirt, auf der andern uns zu dem Chroniſtenſtil zurückbringt, wobei die ſaure Mühe des Verſtehens wohl manchmal, aber bei weitem nicht immer, durch den Gedanken und die Kraft des Ausdrucks belohnt wird, und deſſen Einförmigkeit mehr als eine andere ermüdet. Nicht bekannte Ideen dunkel oder geziert vorzutragen, ſondern neue, zugleich mit Kraft und Deutlichkeit darzuſtellen, das iſt die Kunſt, durch welche die großen Proſaiſten Frankreichs Eingang und dauernden Beifall erhielten. Von Herder iſt nun, ſo wenig wie von Leſſing, ein größeres vollendetes Werk vorhanden, da das noch am meiſten ausgearbeitete Buch — die Ideen zur Geſchichte der Menſchheit — nicht beendigt.« Nachdem Recenſent Herder's Vielſchreiberei aus ſeiner Lage, ſeine große Wortfülle aus ſeinem Berufe zum Prediger erklärt hat, geht er näher auf die Schriften zur Religion und Theologie, ein uns hier fremdes Gebiet, ein.

Bei Anzeige des dritten Bandes (Schriften zur ſchönen Literatur und Kunſt 1806 St. 116) erhält die Cotta'ſche Buchhandlung zunächſt wiederum einen Verweis wegen der unchronologiſchen, unwürdigen Zuſammenſtoppelung, wegen jenes rein merkantiliſchen Charakters ihrer literariſchen Unternehmungen, Käufer zu geſammelten Werken dadurch zu locken, daß ſie Neues, es möge paſſen oder nicht, in die erſten Bände hineinflicke u. ſ. w., wodurch dieſe Buchhandlung mehr wie eine andere bis auf den heutigen Tag, namentlich in Betreff der Werke Goethes, das gutmüthige deutſche Publicum an der Naſe herumgeführt hat. Sodann aber ergreift Bouterweck dieſe Gelegenheit, um »gegen die neueſten Verirrungen unſerer Literatur«, gegen den Romanticismus zu kämpfen, aufmerkſam zu machen »auf den himmelweiten Unterſchied zwiſchen Herder's ſanft verſchönernden Phantaſie und zwiſchen den poetiſchen Extaſen einer Schule, der

die Wahrheit ſelbſt wenig gilt, wenn die ganze Natur und alles Heilige und Ewige mit ihr, im Lichte eines intereſſanten Einfalls erſcheinen ſoll, den die Phantaſie auf dem Grabe des geſunden Verſtandes ausbrüten mußte.« —

Die Anzeige der Werke zur Philoſophie der Geſchichte iſt von derſelben Hand im Stück 131 deſſelben Jahrgangs enthalten, und noch immer leſenswerth, ohne daß wir daraus irgend etwas tiefer Eingreifendes mitzutheilen hätten.

Im 55. Stück d. J. 1807 werden die dramatiſchen Dichtungen Herder's beurtheilt. Bouterweck behauptet, daß Herder kein Genie für das Tragiſche beſeſſen habe. Seine Phantaſie, ſagt er, welche zwar den tiefſten Eindruck des Erhabenſten auf das Vollkommenſte aufzufaſſen vermochte, und überhaupt die ſeltenſte Flexibilität beſaß, war doch im Ganzen viel zu roſiger Art, nur zu Thränen ſanfter Rührung geſtimmt, als daß ihr das Hochtragiſche recht zuſagen konnte. Herder glich von dieſer Seite den Alten, die das Wort Tod nicht ausſprechen mochten. Wenigſtens ſuchte er den Unvermeidlichen nur unter dem lieblichſten Bilde, als Bruder des Schlafs, darzuſtellen. Eine ſo zarte Empfindung mag zu allen Gattungen von Dichtungen geſchickt ſein, nur zur tragiſchen iſt ſie es gewiß nicht. Charakteriſtiſch ſind ſchon die vorliegenden Proben. Von den Tragikern der Alten hat Herder nur den Philoctet des Sophocles und Euripides Alceſte, dieſes Meiſterſtück der zärtlichen Rührung, nachgeahmt: gerade die beiden Überbleibſel, die am wenigſten zu dem eigentlich Hochtragiſchen gehören, ſo vollendete Kunſtwerke ſie übrigens auch ſind. Ja in der Ariadne offenbart ſich Herder's Empfindungsweiſe noch deutlicher. Die verlaſſene Ariadne iſt ihm ein viel zu qualvoller Gegenſtand. Sie muß getröſtet, muß die Ariadne Liber's werden. (Wie weit tragiſcher bei Thomas Corneille!)

Der entfeſſelte Prometheus und Aeon und Aeonis, ſind Dichtungen zur Aufſtellung von Herder's Lieblings-Hypotheſe — dem Fortſchreiten der Menſchheit — geſchrieben. (Da man dieſer ſ. g. Hypotheſe in Göttingen aber gleichſam officiell und von oben herab Feind war, ſo nimmt Bouterweck hier Gelegenheit, ſeine Verwunderung darüber auszuſprechen, wie Herder, der mit dem Gange des Zeitalters in mehreren

den Perioden, ohne alle Originalität, die mehr und minder in Geſchwätzigkeit ausarten, und von einem dunkeln, ſchwer zu verſtehenden Stil gefallen, wo nicht der Gedanke, ſondern die Sprache Kopfbrechen veranlaßt, ein Stil, der ſich entweder in einem contorquirten Witze, dem das erſte Erforderniß des Witzes — Leichtigkeit in der Auffaſſung — abgeht, oder in einem Periodenbau zeigt, der dem Genius unſerer Sprache die größte Gewalt anthut, auf der einen Seite latiniſirt, auf der andern uns zu dem Chroniſtenſtil zurückbringt, wobei die ſaure Mühe des Verſtehens wohl manchmal, aber bei weitem nicht immer, durch den Gedanken und die Kraft des Ausdrucks belohnt wird, und deſſen Einförmigkeit mehr als eine andere ermüdet. Nicht bekannte Ideen dunkel oder geziert vorzutragen, ſondern neue, zugleich mit Kraft und Deutlichkeit darzuſtellen, das iſt die Kunſt, durch welche die großen Proſaiſten Frankreichs Eingang und dauernden Beifall erhielten. Von Herder iſt nun, ſo wenig wie von Leſſing, ein größeres vollendetes Werk vorhanden, da das noch am meiſten ausgearbeitete Buch — die Ideen zur Geſchichte der Menſchheit — nicht beendigt.« Nachdem Recenſent Herder's Vielſchreiberei aus ſeiner Lage, ſeine große Wortfülle aus ſeinem Berufe zum Prediger erklärt hat, geht er näher auf die Schriften zur Religion und Theologie, ein uns hier fremdes Gebiet, ein.

Bei Anzeige des dritten Bandes (Schriften zur ſchönen Literatur und Kunſt 1806 St. 116) erhält die Cotta'ſche Buchhandlung zunächſt wiederum einen Verweis wegen der unchronologiſchen, unwürdigen Zuſammenſtoppelung, wegen jenes rein merkantiliſchen Charakters ihrer literariſchen Unternehmungen, Käufer zu geſammelten Werken dadurch zu locken, daß ſie Neues, es möge paſſen oder nicht, in die erſten Bände hineinflicke u. ſ. w., wodurch dieſe Buchhandlung mehr wie eine andere bis auf den heutigen Tag, namentlich in Betreff der Werke Goethes, das gutmüthige deutſche Publicum an der Naſe herumgeführt hat. Sodann aber ergreift Bouterweck dieſe Gelegenheit, um »gegen die neueſten Verirrungen unſerer Literatur«, gegen den Romanticismus zu kämpfen, aufmerkſam zu machen »auf den himmelweiten Unterſchied zwiſchen Herder's ſanft verſchönernden Phantaſie und zwiſchen den poetiſchen Extaſen einer Schule, der

Regeln. Der Froſt ſtellt ſich von ſelbſt in allen mittelmäßigen Productionen ein, welche ſtets bei weitem die größte Anzahl ausmachen werden: aber ein theoretiſch empfohlener Froſt iſt viel ſchlimmer als ein natürlicher, weil er von einer Verkehrtheit der Grundſätze zeugt. Der gemeine Menſchenſinn hat auch hierin, wie gewöhnlich, richtiger gefühlt. Er hat die Spectakelſtücke auf dem Theater den hoch langweiligen ſogenannten Griechiſchen vorgezogen, weil jene wenigſtens das Bedürfniß des thieriſchen Menſchen — die Freude am Gaffen — befriedigen. — Zweitens: Iſt es völlig unwahr, daß die anempfohlene Kälte, der man den Namen ruhige Beſonnenheit beizulegen beliebt, ihr Vorbild in der griechiſchen Tragödie findet. Iſt nicht die Elektra des Sophokles eines der höchſten Meiſterwerke, die exiſtiren, das auf das Tiefſte erſchüttert? Und welches von den andern ſechs Stücken Sophokles wäre denn etwa dasjenige, von dem man, ohne den Worten Gewalt anzuthun, ruhige Beſonnenheit als den Haupt-Charakter angeben könnte? In dem vom Sophokles ſo verſchiedenen Euripides iſt doch wahrlich nicht ruhige Beſonnenheit das Deſtinctive. Dieſe trifft man nicht in den Bacchantinnen, der Hecuba, dem Oreſt an. Eben ſo wenig in den Meiſterſtücken der rührendſten Zartheit, Iphigenia in Aulis, Alceſte, Andromache, Jon. Mögen wir immer den Rheſus mit Recht eine mittelmäßige Arbeit nennen; ſo wenig dieſem Stücke, als einem von den 17 andern Trauerſpielen dieſes Verfaſſers, mag als charakteriſtiſcher Zug Ruhe und Beſonnenheit zugeſchrieben werden; und welche wäre denn endlich unter den ſieben Tragödien des Aeſchylus diejenige, in der man jenen charakteriſtiſchen Zug hervorſtechend anträfe? Die Griechen haben in ihren Trauerſpielen auf das ſtärkſte erſchüttern oder auf das tiefſte rühren wollen. Die anempfohlene ruhige Beſonnenheit thut keins von beiden. Inſofern allgemeine Ausdrücke den Charakter des tragiſchen Dichters bezeichnen, iſt gewiß Voltaire's Wort, zu einer Schauſpielerin geſagt, auf jenen Dichter angewandt, viel richtiger: **Il faut avoir le Diable au Corps pour faire d'excellentes Tragédies.** Ein Dämon, der Dämon des ſtark erſchütternden, ſtark rührenden Genies, beſeelte die griechiſchen Tragiker. — Drittens: Bleiben gleich in mehreren weſentlichen Punkten die Forderungen, deren Befrie-

digung man von dem tragiſchen Dichter verlangt, unter den verſchiedenen cultivirten Nationen die nämlichen, ſo iſt doch auch viel Nationales, National-Conventionelles in dieſen Forderungen. Eine Nation kann der andern ihren Geſchmack, ihre Empfindungsart nicht aufdringen. Von dieſem Nationalen und National-Conventionellen iſt wieder das zu trennen, was der verdorbene oder rohe Zeitgeſchmack in irgend einer Periode, bei irgend einer Nation ſchon fand. Die Beiſpiele dringen ſich hier auf. Der Timokrat von Thomas Corneille erlebte achtzig Vorſtellungen. Seitdem wurde das Stück nicht wieder geſpielt, und wer hat es ſeitdem geleſen? Wie belehrend wäre es nicht, wenn unter uns ein neuer Leſſing aufſtände, und Ideen darüber mittheilte, was als bleibender national-conventioneller Geſchmack der verſchiedenen bedeutenden tragiſchen Theater, was als der Geſchmack einer gewiſſen Zeit angeſehen werden könnte! Bemerkungen dieſer Art würden uns ſicherer leiten, als die abſtruſen Theorien, aus denen man am Ende alles folgert, was man will; und nur ein Deutſcher vermöchte es, ſolche Bemerkungen in reichem Maße mitzutheilen, weil nur ein Deutſcher Vielſeitigkeit des Geſchmacks genug, genug Reichthum der Kenntniſſe der verſchiedenen Theater beſitzen dürfte. So großen Variationen auch der Geſchmack der Deutſchen im Tragiſchen ſtets ausgeſetzt war, ſo daß nie ein Nationalgeſchmack bei uns etwas dauernd Platz fand, ſo liegt es doch am Tage, daß unſer Geſchmack nie bleibend der griechiſche werden kann. Wie gänzlich verſchieden iſt nicht unſere Cultur, Bildung, Beſchäftigung! wie gänzlich verſchieden ſind nicht unſere religiöſen, politiſchen, häuslichen Begriffe und Empfindungsweiſen von denen der Griechen! Das tragiſche Theater ſoll nicht unſere miſerable Alltagswelt darſtellen, ſondern eine ſchönere, poetiſche: aber es muß doch eine poetiſche Welt ſein, in die ſich die jetzigen Menſchen einigermaßen zu verſetzen vermögen. Herder giebt ſelbſt zu, in der Zuſchrift an Gleim in dem vorliegenden Prometheus, daß die harte Mythologie der Griechen aus den älteſten Zeiten von uns nicht anders, als menſchlich und milde angewandt werden dürfe. (Alſo reine Griechen können wir nicht ſein, nach dem eigenen Urtheile Herder's.) Nicht allein die harte Mythologie der ältern Zeiten zu vermeiden, ließ ſich Herder angelegen

sein: Er hat es nicht gewagt, die Scene zwischen Pheres und dem Sohne Admet in seine Alceste aufzunehmen, wohl aber hat er den Tod und die Hygea mitten in die Handlung gebracht: allegorische Personen, welche nach dem Äschylus wohl kein griechischer Tragiker anders als in einem Prologe aufgeführt hätte, und die uns in einer dramatischen Arbeit doppelt frostig erscheinen müssen.) Im Wesentlichen und Minderwesentlichen macht die jetzige Menschheit einige abweichende Forderungen von denen, welche die Griechen an ihre Tragiker thaten. Drei Beispiele von jeder Art mögen hier folgen: Der Verstand macht bei unserer Cultur größere Ansprüche. Woraus sich ergiebt, daß wir der Regel nach aus unsern Trauerspielen keine Opern haben wollen, wo die Musik ausgezeichnet herrscht. Damit fällt denn der singende Chor der Griechen weg, und folglich, was zu den größten Schönheiten der alten Tragiker, wenigstens des vorzüglichsten derselben, des Sophokles, gehört — die lyrischen Stellen. Ohne Gesang lassen sich Stellen dieser Art nur in dem Augenblicke hoher prophetischer Begeisterung, wie meisterhaft von Schiller in der Johanna, von Racine in der Athalia, geschehen, also höchst selten anbringen. Der sprechende Chor, abgerechnet was sonst auf unsern Bühnen gegen ihn ist, kann nie den singenden ersetzen. Man versuche es einmal, die für den Gesang bestimmten Stellen in dem Chor der Elektra declamiren zu lassen, und man wird bald sehen, daß sie ihre höchste Bedeutung verlieren. Aber nicht bloß die Musik, die so stark auf unsere Empfindungen wirkt, soll in dem Trauerspiele nicht prädominiren; nach unserem Zustande der Cultur macht unser Verstand auch eine positive Forderung. Er verlangt eine genauer verflochtene, im vollkommnern innern Zusammenhange stehende, ihn mehr beschäftigende Handlung, als die meisten Trauerspiele der Alten gewähren. Dies ist es, worin der Verstand bei uns so sehr seine Rechte behauptet, und wobei den Deutschen Lessing in seiner Emilia unerreicht, wenn gleich vielleicht etwas zu künstlich, dasteht. Die ganze Lage des weiblichen Geschlechts hat seit der Darstellung desselben aus dem heroischen Zeitalter bei den griechischen Tragikern die größte Veränderung erlitten. An Ausdruck von Zartheit sowohl, als von Heftigkeit der Empfindungen, werden uns die weiblichen Charaktere jener Tragiker zwar wohl die ersten

Muſter bleiben; allein Lage und Bildung dieſes Geſchlechts biete doch jetzt eine ſo große Verſchiedenheit dar, die nicht ſelten zu äußerſt bedeutenden Abweichungen von den Vorbildern nöthigen wird. So viel an Beiſpielen von weſentlichen Unterſchieden. Von minder weſentlichen dieſe: In den griechiſchen Tragikern ſind häufig die bedeutendſten Erzählungen unbedeutenden Nebenperſonen zugetheilt. Selbſt abgeſehen von dem Bedürfniſſe unſerer Bühnen, auf denen Erzählungen im Munde der Nebenperſonen, der mittelmäßigen Schauſpieler wegen, denen ſolche gewöhnlich zufallen, faſt nie von Wirkung ſind: ſo liegt es ſchon in der Natur der Sache, daß der Hauptleidende oder Hauptthätige mit einer ganz andern Kraft, als der Gleichgültigere erzählt. Das, was geſagt wird, richtet ſich nach dem, der es ſagt. In der Diction herrſcht ferner bei den Alten häufig nicht genug das Mittelmaß, das wir verlangen; man findet entweder nicht ſelten viel zu lange Reden, oder einzeilige Euripidiſche Wechſelreihen. Das Übermaß der erſtern verhindert eine gewiſſe Lebhaftigkeit des Dialogs, das der letztern macht dieſen zugeſpitzt, ſententiös. Möge ein wahrhaft poetiſches Genie uns lesbare Überſetzungen der alten Tragiker liefern, in welchen unſerer eigenen Sprache keine Gewalt geſchieht, ſo wie ſie die Engländer an Franklin's Sophokles haben. Das iſt der Weg, auf welchem die Kenntniſſe der Schätze des tragiſchen Alterthums bei uns dem Geiſte nach am meiſten in Umlauf kommen können. Durch moderne Nachahmungen, die ſich größten Theils nach Art gewöhnlicher Nachahmer, auf Begriffe, Formen, Redensarten beſchränken, werden ſie das nicht. Nicht oft genug iſt es zu ſagen, daß es nichts beweiſet, daß einmal ein ſehr großes Genie, Goethe in ſeiner Iphigenia, in großer Annäherung zur alten Dichtungsart ein treffliches Kunſtwerk lieferte, was jedoch allein durch die vernünftige Weglaſſung des Chors weſentlich von jener Dichtungsart abweicht. Geiſtloſe Nachahmungen ſind zwar ſtets geiſtlos, aber dem Zuſchnitte nach ſind die Nachahmungen der Formen der alten Tragiker uns doch in manchen Stücken die fremdeſten. Sie haben aus den angeführten Gründen weder auf dem franzöſiſchen noch auf dem engliſchen Theater Glück machen können, und werden es auch auf dem deutſchen nicht, wo, wenn die Modezeit von beiden vorüber iſt, wir ſowohl

griechiſche weibliche Trachten für winzige trippelnde Figuren, und der Verblühung ſich nahendes Fleiſch lächerlich, und Trauerſpiele mit nachgemachtem griechiſchen Zuſchnitte und Begriffen ſicher langweilig finden dürften.«

Was würde Bouterweck geſagt haben, wenn er in unſerer Zeit erlebt hätte, wie die bekämpften Romantiker von damals, aus ihrer Vergeſſenheit herausgezogen, in Potsdam und Berlin Sophokles Antigone u. ſ. w. aufführten?!

Von den Anzeigen über Herder's Schriften, die bis 1820 in jedem Jahrgange vorkommen, heben wir noch die Rec. der Ideen zur Geſchichte der Menſchheit im 60. St. d. J. 1807 hervor, weil darin das, was die Göttinger der Hypotheſe vom Fortſchritte der Menſchheit entgegenſetzten, am ausführlichſten vorgetragen iſt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Bouterweck, auch hier der Recenſent, dem Buche alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er hält es für diejenige Schrift, in welche Herder ſeinen feurigen, viel umfaſſenden Geiſt, ſeine große Beleſenheit, ſeinen philoſophiſchen Scharfſinn, dem zu großen Folgerungen zuſammenſtellenden und ordnenden Talent, ſich alles lebhaft zu vergegenwärtigen und eben ſo lebhaft in einem glänzenden Stile wieder darzuſtellen, der Nachwelt am kenntlichſten gemacht habe.

Recenſent meint, wenn es ſich um geſchichtliche Thatſachen, Entwickelung eines Volkes handle, ſo ſei *Inbegriff und Ende der menſchlichen Weisheit* der Cirkelſchluß: *Alles das war ſo, und weil es ſo geweſen, ſo ſchließen wir daraus, es hat ſo und nicht anders ſein ſollen und können.* — Herrlich ſei es anzuhören, der Menſch iſt zur Humanität geſchaffen, Humanität iſt der Zweck der Menſchennatur, und das Ganze muß in Vervollkommnung der Humanität ſich endigen. Aber, ſagt er, iſt dies, wie kommen alle die Millionen Menſchen dabei zurecht, die bis auf dieſen Zeitpunkt in die Welt geſetzt worden ſind! Sie waren zur Humanität geſchaffen, ohne dazu gelangen zu können.

Selbſt wenn man die Behauptung dahin beſchränke, jeder Menſch ſei zur *möglichen* Ausbildung ſeiner Humanität geſchaffen, ſo frage es ſich, wie viel nehmen wir in den Begriff der Humanität auf. Immer denken wir, ſagt Bouterweck, insgemein nur an die wiſſenſchaftliche Cultur und nehmen ſie als

Maßſtab der Schätzung ſowohl einzelner Menſchen als Völker an, der aber wohl der unrichtigſte Maßſtab iſt; wir vergeſſen darüber die weit wichtigere ſittliche Cultur, unterſcheiden nicht die religiöſe und politiſche Cultur, und beherzigen nicht, daß die Verbindung dieſer unter einander nicht ſo genau und eng iſt, als man annimmt. (Dies bewährt ſich noch heute leider an uns Deutſchen auf traurige Weiſe, wenn wir vom Standpunkte unſerer wiſſenſchaftlichen Cultur auf den unſerer politiſchen Cultur blicken.) Eine ſolche allumfaſſende Humanität war niemals, wird niemals ſein. (?!) Die gegentheiligen Behauptungen ſind durch die bisherige Erfahrung bereits widerlegt. Wie wenig iſt noch bisher durch Künſte und Wiſſenſchaften, durch Religion und Völkerregierung zur wahren Humanität gewirkt worden! Jeder Schritt, der im Einzelnen vorwärts geſchah, und doch nur eingeſchränkt auf eine oder die andere Volksklaſſe, Volk, Landſchaft, wie bald und wie weit ging er wieder zurück durch Verwilderung des Krieges und im Frieden durch Schwärmerei und Sittenverfall! Man erhob ſich vom Empiriſchen zum Idealen: welche Verrückungen des Menſchenverſtandes und nachtheilige Einflüſſe auf das wirkliche Leben ſind wieder daher erfolgt! Es iſt dadurch nur um deſto deutlicher geworden, daß der Menſch von ſeiner Beſtimmung im wirklichen Leben durch Speculation nur weiter abgeführt wird, und daß wir zu den practiſchen Studien zurückkehren müſſen, wenn der geſellſchaftliche Zuſtand gebeſſert werden ſolle.« — (Wie voreingenommen, engherzig und kurzſichtig zeigt ſich hier Bouterweck; wir wiſſen jetzt, daß die ſpeculative Philoſophie Fichte's und Schelling's, trotz ihrer Verirrungen, nicht zum Rückſchritt, ſondern zum Fortſchritt geführt hat.)

»So lange das Menſchengeſchlecht, fährt der Recenſent fort, im Ganzen und im Einzelnen, von allem, was es umgiebt, abhängt, iſt ſeine Perfectibilität auch vom Äußerlichen abhängig, hat alſo ſeine engen Gränzen, die vom Zufall verengt und erweitert werden können; aber ein bloßes Vernunftweſen kann der Menſch nie werden; alſo iſt auch an keine vollkommene Humanität ſo wenig, als an eine vollkommene Tugend und Glückſeligkeit zu gedenken, welche der menſchliche Verſtand wohl träumen, aber nie erreichen kann.«

(Es ist nicht dieses Orts, Bouterweck's Raisonnement zu widerlegen — es sei uns nur eine Bemerkung erlaubt. Wer möchte die Abhängigkeit des Menschen von allem dem, was ihn umgiebt, leugnen, wer behaupten, daß er ein bloßes Vernunftwesen sei! Aber auf welche Weise hat, seit Bouterweck dieses schrieb, der Geist die Natur bewältigt, selbst das Licht sich zum Dienste der Kunst unterthänig gemacht? Welche Resultate versprechen die noch in ihren Anfängen begriffenen Untersuchungen der organischen Chemie? Welche Umgestaltungen hat die Dampfkraft schon hervorgebracht? Fingen wir nur erst an, den Zufall auch aus dem Gebiete des socialen Lebens zu entfernen, wenigstens nach unsern Kräften zu entfernen, so möchte auch die Erfahrung ganz andere Resultate als bisher bieten können. Vielleicht würde eine einzige Grundänderung in Betreff der Wirthschaft mit den sachlichen Gütern zu dem überraschendsten Resultate führen. So lange wenigstens als Zwangsgewalt, als Zufall jeder Art auf dem größten Theile der Erde noch die Herrschaft ausübt, können wir nie die Resultate der Erfahrung gegen eine ewige Grundidee als Beweis aufrufen.) —

Goethe wurde in seiner Jugend bloß durch Zufall von Göttingen fern gehalten, und die Beziehungen, in welche er später zu den Göttinger Dichtern trat, waren nicht sehr bedeutend. Erst bei einem längeren Aufenthalte in Göttingen, den er in seinem Leben selbst beschreibt (1801), knüpften sich persönliche Beziehungen, von denen die zu Sartorius die innigste, bis an den Tod dauernde war, natürlich aber mehr Einfluß auf Sartorius als auf Goethe ausübte. Sonst stand Goethe so gut zu Heyne, daß er sich selbst des Misbrauchs der Gefälligkeit desselben, wegen der Bibliothek, anklagt. Überhaupt fand sich Goethe damals gut in die Göttinger, wie diese in ihn, er war von Allem, was er sah und hörte, entzückt, nur die Triller der Dem. Krämer, die Nachtwächter und die Hunde störten und ärgerten ihn, bis die Polizei die Gefälligkeit hatte, den Nachtwächtern das Blasen zu verbieten (hört! hört!).

Goethe erzählt aber im 13ten Buche von Dichtung und Wahrheit, wo er von dem Eindrucke spricht, den Götz von Berlichingen auf die Zeitgenossen gemacht, und den die Recensionen dieses Bu-

ches wieder auf ihn gemacht, auch Folgendes: Ein angesehener Geschäftsmann habe ihm ganz unvermuthet die Visite gemacht, sein Gespräch mit dem Lobe seines Götz und seiner guten Einsichten in die deutsche Geschichte begonnen, allein er habe sich doch betroffen gefunden, als er bemerkt, daß derselbe eigentlich nur gekommen sei, um ihn zu belehren, daß Götz von Berlichingen kein Schwager von Franz von Sickingen gewesen. Wir sind sehr geneigt, anzunehmen, daß Goethe nach seiner Art unter dem Geschäftsmanne die Göttinger Anzeigen verstanden habe, um so mehr, als auch der Schluß dieser Erzählung sehr gut zu Goethe's späterem Verhältniß zu der Göttinger Bibliothek paßt. Denn Goethe erzählt: wobei er mich freundlichst zum ferneren Studium der deutschen Geschichte und Verfassung ermahnte, und mir dazu seine Bibliothek anbot, von der ich auch in der Folge guten Gebrauch machte. Als Goethe seine Dichtung und Wahrheit schrieb, wollte er die Göttinger Herren nicht mehr betrüben oder lächerlich machen, er wählte deshalb diese Form. Denn was Goethe von dem Geschäftsmanne erzählt, begegnete ihm von den Göttingern nur in anderer Weise, indem sie ihn belehrten, daß nicht die rechte Hand Götzens, sondern die linke von Eisen gewesen, und daß Götz viel länger gelebt habe, als in seinem Schauspiel.

Daß Goethen damals diese Anzeige entgangen sei, ist kaum denkbar, namentlich bei dem Ansehn, in welchem die G. A. damals standen, und sollten ihn und seine Freunde die Gelehrsamkeit der Göttinger nicht zum Lachen gereizt haben, da er eben so gut wußte, wie sie, daß Götz nicht im Bauernkriege gestorben sei? Die Anzeige, von der wir reden, findet sich aber 1773 St. 146.

»Dieses Ritters (Götz von Berlichingen), von ihm selbst geschriebene Lebensbeschreibung hat ein, sich so nennender Veron Frank von Steigerwald 1731 herausgegeben. Gegenwärtiges Schauspiel ist eine Reihe von Schilderungen aus diesem Leben, ungefähr wie Shakespeare's historische Stücke sind, nur daß der Deutsche mehr dazu gedichtet. Einige dieser Dichtungen haben zu sehr wirksamen Auftritten Anlaß gegeben, wie die von Weislingen's Adelheid. Bei andern scheint, als hätte der Verfasser der Wahrheit treuer bleiben sollen; daß er Götzens rechte Hand eisern macht, dient zu nichts, als einigen Einfällen mit dem

Bruder Martin.« Der Rec. deducirt nun eines breitern, daß es die linke Hand habe ſein müſſen, und tadelt die Freiheit, Götz im Bauernkriege ſterben zu laſſen, da er doch noch lange nachher unter Kaiſer Karl gedient und erſt 1562 im hohen Alter geſtorben ſei. Dieſe zu große Freiheit nehme ſich der Verfaſſer, ut pectus inaniter angat.

»Erinnerungen, die der kaltblütige Kunſtrichter machen könne, z. B. die, daß kein Menſch ſehe, wo bei dem heimlichen Gerichte der Kläger herkomme, ja an die laſſe der Verfaſſer in dem fortdauernden Feuer der Handlung den Leſer gar nicht denken.« —

»Die Sitten, ſagt Rec. ſchließlich, ſind freilich alle, wie vor 200 Jahren, gute und böſe, denn offenbar gehören nur in jene Zeiten der Unordnung und Unwiſſenheit der Biſchof, der Kaiſer Juſtinian's Geſundheit trinkt, das hohe Gericht, wo alles hohle Pfoten macht, obgleich jährliche Kaiſerliche Viſitationen da ſind, nur das Sprichwort paßt auch noch auf unſere Zeiten: ſo fleißig ſtudiren wie ein Deutſcher von Adel.«

Wir möchten dieſen Schlußſatz um deswillen für ironiſch halten, weil damals aller Orten über Beſtechung geklagt wurde, und in den kleinen geiſtlichen Staaten ſich noch täglich ähnliche Dinge zutrugen, wie ſie Goethe geſchildert, welches man beinah aus jedem Stück des Schlözer'ſchen Briefwechſels erſehen konnte.

Nun aber ſchweigen die G. A. die ganzen ſiebziger Jahre und den Anfang der 80er Jahre hindurch von Goethe, eine Anzeige des Clavigo 1775 Zugabe S. 56 ausgenommen, dieſelbe referirt bloß, dann heißt es: »Der Bruder, der gleich Anfangs bei dem Leichenbegängniß ſeiner Schweſter hätte ſein ſollen, kömmt erſt dazu, nachdem Clavigo ſeine ehemalige Geliebte geſehen und vieles geredet hat, und erſticht dieſen Meineidigen. Die Schreibart iſt witzig und aufgeweckt, doch ſind einige Auftritte länger, als man ſie auf der Schaubühne leicht ertragen kann. Carlos oder der Verführer des Clavigo iſt wohl geſchildert.« Erſt als Goethe's ſämmtliche Werke zuerſt geſammelt wurden, treten die G. A. mit Kritik hervor, und zwar thut ein großer Kritiker hier ſeine erſten Flügelſchläge. A. W. Schlegel lebte damals in Göttingen, er hatte 1787 das philoſophiſche Acceſſit erhalten, und dadurch ſich den Göttinger Herren empfohlen, ſo daß man glaubte wagen zu dürfen, einen ſo jungen Mann über

Goethe urtheilen zu laſſen. Wir theilen dieſe Anzeige ſo mit, wie ſie urſprünglich im St. 170 der G. A. v. 1787 abgedruckt war.

»Der Dichter, dem bei ſeiner erſten überraſchenden Erſcheinung allgemeiner Beifall entgegen flog, ſtellt ſich jetzt einer kältern Prüfung dar, und wird dabei nicht verlieren. Fülle der Empfindung und Wahrheit der Darſtellung haben das Eigenthümliche, daß man ſie immer lieber gewinnt, je vertrauter man mit ihnen wird, und daß ſie ihren Unterſucher zum Bewunderer umſchaffen. Die Leute, deren Schickſal und Meinungen Goethe unſern Herzen zu einer wichtigen Angelegenheit macht, ſind oft nichts weniger als außerordentlich. Der Meiſter, der ſie bildete, iſt edler und ausgezeichneter als einer von ihnen, und ſeines Vermögens bedurfte es wahrlich nicht, um ſie den Göttern oder den Teufeln näher zu bringen.

Aber wie ein Menſch den andern nur recht zu kennen braucht, um Theil an ihm zu nehmen, ſo geſtalten Goethe's Geſchöpfe ihr Innerſtes vor uns; wir ſehen nicht nur was, ſondern wie es ihnen widerfährt; wir leſen ſo wahrhaftig in ihrer Seele, daß wir erſtaunt in der unſrigen zu leſen glauben, über der Wahrheit die Wirklichkeit vergeſſen, und erwacht aus dem Traume dieſes Anſchauens, in unwillkührlicher Bewegung unſere Hand in unſerm Buſen ertappen. Bei der Vorſtellung ſolcher Charaktere, die ſich über das Gewöhnliche erheben, glaubt man gemeiniglich den Ausdruck ungewöhnlich ſein laſſen zu müſſen. Ein Bild jagt das andere, eine Metapher die andere, es entſteht eine conventionelle Schönheit, das Ohr gewöhnt ſich endlich daran, man wird einheimiſch auf dem Cothurn und fremd in ſeinem Hauſe. Der Dichter, deſſen Seele nichts fremd war, hat auch dieſe Klippe vermieden; die Würde ſeiner Rede bedarf des Schwulſtes nicht, die Hoheit ſeiner Gedanken ſcheut keine Einfalt des Ausdruckes, und die Menſchlichkeit ſeiner Empfindungen kann verſichert ſein, überall verſtanden zu werden. Setzt man hinzu, daß ſein treffender Blick das Lächerliche eben ſo ſcharf auffaßt, wie das Ernſte, daß es ſeiner glücklichen Hand gefiel, jenes wie dieſes nachzubilden, und daß ſie Feſtigkeit genug beſaß, auch bei Carricaturzeichnungen dem Charakter des vorgeſetzten Ganzen treu zu bleiben, ſo ergiebt ſich von ſelbſt,

welch ein Reichthum der Sprache zu so mannichfaltigem Gebrauch erforderlich gewesen sei. Sie schmiegt sich in der That so dicht um seine Gedanken, und wird wie eine Waffenrüstung von einem Helden der Vorzeit, so leicht von ihm getragen, daß man sich getäuscht genug fühlt, keine Schwierigkeit da zu ahnen, wo man sie nicht erblickt.

Endlich muß auch, wäre es auch des Beispiels willen, der Bescheidenheit gedacht werden, mit welcher Dichtungen, die ihr Glück bereits gemacht haben, nicht ohne Feile zum zweitenmale durch die Hand ihres Urhebers gegangen sind, und wie dieser den Forderungen einer ehemals eigensinnigen Kritik gern jede seiner Eigenheiten aufgeopfert hat, die nicht mit der Schönheit zu nahe im Bunde stand.

Auf eine Zueignung folgen die Leiden des jungen Werther. Die Erzählung von Werther's letzten Tagen hat viel gewonnen, Albert's Benehmen ist schonender auseinandergesetzt. Die übrigen Bände enthalten Götz von Berlichingen, in dem einige Ausdrücke gemildert sind, die Mitschuldigen u. s. w. —

Im Jahre 1790 wird Torquato Tasso angezeigt.

Feinheit und Eleganz des Dialoges, und die vielen Sittensprüche voll attischer Urbanität werden gelobt. Der Leser wird aber mehr bei der einschmeichelnden Anmuth einzelner Stellen verweilen, als in das Interesse des Ganzen hineingezogen werden, glaubt der Recensent, denn keine der handelnden Personen sei so geschildert, daß man ihr Wohl und Wehe mit vollem Herzen zu dem seinigen machen könne. Tasso selbst errege nur eine mit Unmuth über sein grillenhaftes Betragen gemischte Theilnahme, und die Prinzessin äußere zu matte, kränkliche Gefühle, als daß man lebhaften Antheil daran nehmen sollte.

In demselben Jahre wird auch im 154. St. Faust oder der siebente Band von Goethe's Werken besprochen. Es wird unsern Lesern interessant sein, das Urtheil der Göttinger über das Fragment Faust zu hören.

»Der Sinn dieser dramatischen Dichtung liegt zu tief, ist zu umfassend, und da das Stück nur Fragment ist, zugleich zu wenig entwickelt, als daß nicht zu befürchten wäre, ein großer Theil der Leser werde ihn übersehen, und sich nur bei Nebenwerken verweilen. Faust, wie Goethe die Volkssage nach seinem

Zwecke erhöht und erweitert hat, ist ein Mensch, für dessen Verstand die Wissenschaft, für dessen ungestümes Herz sittlich gemäßigter Genuß zu eng ist; dessen Empfindungen das Gepräge angeborner Hoheit und ächter Liebe zur Natur an sich tragen, und dessen Thun schwankend und zwecklos und verderblich ist; ein Mensch, der in dem einen Augenblicke sich über die Gränzen der Sterblichkeit hinausdrängt, um Bündnisse mit höhern Geistern zu stiften, und in dem nächsten dem Teufel wilder Sinnlichkeit sich preisgiebt, edel genug, um von der fühllosen Spottsucht des Dämons, der ihm in der Befriedigung seiner Begierden dient, nicht angesteckt zu werden, und nicht stark genug, die Leidenschaften zu übermeistern, die ihm einen solchen Begleiter nothwendig machen. Gleich weit entfernt von behaglicher unthätiger Ruhe und von der Freude gelungener Thätigkeit, hat Faust sein Leben in endlosem Forschen hingebracht. Endlich reißt er sich los, verwirft alle Wissenschaft als todtes Gerippe der Natur, und eilt, sie selbst lebendig zu umfangen. Kühne Begeisterung hebt ihn empor in die Geisterwelt. Ihm wird eine neue Jugend gegeben. Ein Mädchen, das in sittsamer Eingeschränktheit, in kindlicher Genügsamkeit für sich hinlebt, reizt ihn, und wird der Raub seiner Leidenschaft. Er hat ihren häuslichen Frieden zerstört: das gute schwache Geschöpf vergeht in Liebe und Reue. Dies alles ist hinreißend dargestellt, und nach Goethe's Art mit einer Art von Sorglosigkeit, und doch mit der treuesten Wahrheit, hingeworfen. Allein weiter führt uns der Dichter nicht. Faust's Schicksal ist zwar in gewisser Rücksicht längst entschieden. Der Weg, den er einmal betreten hat, führt unvermeidlich zum Verderben. Aber wird dies sich bloß auf seinen äußern Zustand, oder auch auf den innern Menschen erstrecken? Wird er sich selbst treu bleiben, und auch bei seinem letzten Fall noch menschliches Mitleid verdienen, weil er mit großen Anlagen menschlich fiel? Oder wird der verworfene Geist, dem er sich übergeben hat, ihn dahin bringen, selbst Erfinder von Bosheit, selbst Teufel zu werden? — Diese Frage bleibt noch unaufgelöst.

Wie die Anlage dieses Schauspiels einzig ist (denn es läßt sich durchaus mit keinen von Goethe's eigenen, noch irgend eines andern Dichters dramatischen Producten vergleichen), so ist's

auch die Behandlung. Es herrſcht hier kein Hauptton, keine Manier, keine allgemeine Norm, nach der ſich der einzelne Gedanke fügen und umbilden muß. Nur das Eine Geſetz ſcheint ſich der Dichter gemacht zu haben, dem freieſten Gange ſeines Geiſtes zu folgen. Daher die plötzlichen Übergänge von populärer Einfalt zu philoſophiſchem Tiefſinne, von geheimnißvollen magiſchen Orakeln zu Sprüchen des gemeinen Menſchenverſtandes, vom Erhabenen zum Burlesken. Auch in der Verſification findet man eben ſo mannichfaltigen Wechſel: bald Hans Sachſens Versart, bald gereimte Zeilen von allen Maßen und Längen, hier und da auch regelloſe lyriſche Rhythmen. Diejenige Politur des Versbaues, die ein Werk des mechaniſchen Fleißes iſt, vermißt man in vielen Stellen; Energie und Ausdruck nirgends. Es zeigt ſich auch hier ein überlegener Geiſt, der manche Vorſicht vernachläſſigen darf, und doch ſein Ziel nicht verfehlt.« —

Die Anzeige des achten Bandes bietet nichts beſonderes zum Hervorheben dar, und erſt 1795 St. 118 werden Goethe's neue Schriften Band 1—4 angezeigt und recenſirt.

Die Anzeige der beiden erſten Bände iſt in unſern Blättern verſäumt worden, heißt es dort, und nun ſind ſie ſchon zu lange erſchienen, als daß man nicht jetzt eine Anzeige als zu ſpät kommend anſehend möchte. Alle die, welchen der Name des Dichters werth iſt, werden den Groß Cophta, die Nachrichten von Caglioſtro, das Carneval und den neuen Reineke den Fuchs ſchon kennen und wenig um unſer Urtheil bekümmert ſein, da ſie ſich ſelbſt Rechenſchaft von dem Eindrucke dieſer Stücke auf ſie werden gegeben haben. Dies ſind die Stücke, welche in den erſten Bänden enthalten ſind, und die auch ſchon in andern kritiſchen Blättern, welche ſich ausſchließend mit den Producten der ſchönen Künſte beſchäftigen, weitläufiger beurtheilt worden, als der Zweck der unſrigen verſtattet. Mehr Dank hoffen wir bei unſern Leſern zu verdienen, wenn wir uns etwas länger bei den letzten beiden Bänden verweilen, die ihnen noch weniger bekannt ſein werden. Dieſe enthalten den Anfang eines Romans. Die Aufmerkſamkeit des Publicums war nicht wenig auf die Erſcheinung deſſelben geſpannt, und es war dazu berechtigt durch jenes frühere Kunſtwerk, welches derſelbe Dichter in ſeiner Jugend in der nämlichen Gattung ſo unnachahmlich dargeſtellt hatte, und

welches von allen gebildeten Nationen mit ungetheiltem Beifall aufgenommen war. Die Hoffnung, etwas Ähnliches in dieſer neuen Dichtung zu finden, wird man jedoch in mehr als einer Hinſicht getäuſcht finden. Ein ſo großes Publicum, als Werther gefunden hat, wird Meiſter nie gewinnen, und dies läßt ſich ſchon jetzt dreiſt behaupten, obgleich das Ganze noch nicht vollendet iſt. Die Urſachen davon liegen in der Verſchiedenheit der Charaktere beider, und der ihnen angemeſſenen Behandlung. Werther gewährt ein größeres, ausgebreiteteres, rein menſchliches Intereſſe. Durch ſeinen ſtolzen Sinn, den nichts beugt, durch ſeine unglückliche Leidenſchaft, der er nicht entſagen kann, gewann er jedem ein mitleidendes Gefühl ab. Wer hätte nicht vom krummen Lauf der Welt gelitten und das Süße und Bittere jener Leidenſchaft gekoſtet, deren Opfer er ward? Weit Wenigere werden gleich lebhaften Antheil mit Meiſtern an der Bühne und der theatraliſchen Kunſt nehmen, und ſeine damit verwebten Ideale für die ihrigen erkennen. Meiſters Charakter zieht nicht halb ſo an, als Werthers. Beide haben die Unkunde mit der wirklichen Welt, wie ſie nun einmal iſt, gemein; allein es fehlt Meiſtern jene Energie und Erhabenheit der Seele, die an Werther uns bezaubern. Meiſters Ideale ſind nicht von der Art, daß jeder ſie faſſen kann, und daß ſie den Leſer ſo erfüllen können, als ſie ſich ſeiner bemächtigt haben. Wenn dies aber nicht der Fall iſt, ſo kann auch die Theilnahme nicht gleich groß ſein. Es fehlt Meiſtern nicht, beſonders nachdem er die Bühne genauer kennen gelernt hat, an tiefen, treffenden Urtheilen über theatraliſche Dichtung; allein man erwartet hier weniger Kritik als Handlung, und als Menſch handelt er ſo ſchwach, er ſchwankt wie die Luft, die ihn treibt und beſtimmt. Er verliebt ſich oft, allein die vielen Abenteuer gewinnen ihm nicht die Theilnahme und Achtung des Leſers. Er iſt die Hauptfigur im Gemälde, allein er ſcheint nicht genug gehoben, und man weilt oft mit größerm Vergnügen auf Nebenfiguren. Ja der Dichter hat uns durch ein anderes früheres Gemälde verwöhnt, indem er im Torquato Taſſo einen ſolchen ſüßen poetiſchen Träumer im Gedränge mit ſeinen Idealen und der wirklichen Welt dargeſtellt hat, und dies, indem er ihm alle die Reizbarkeit, Zärtlichkeit, jenes empfindliche und ſtolze Weſen

verliehen hat, welches das Leben in einer idealiſchen Welt hervorbringen. Torquato hinterläßt mit aller zarten Kränklichkeit ſeines Gemüths einen ſo dauernden Eindruck, als Meiſter uns nie abgewinnen wird. — Über den Plan und das Verhältniß der Theile zum Ganzen, ſo wie über den Zweck der vorliegenden Dichtung, läßt ſich ſchwerlich ſchon jetzt etwas Befriedigendes ſagen, da das Ganze noch nicht vollendet iſt. Es erſcheinen bis jetzt noch mehrere Perſonen, deren Auftreten und Benehmen ſo viel Räthſelhaftes haben, daß nur die Folge erſt Aufſchluß darüber geben kann, in welche ſie mehr oder weniger können verflochten werden. Dem Eindruck zufolge, welchen das Leſen dieſer Dichtung auf uns gemacht hat, kann man ſie nicht uneben mit einem Moſaik vergleichen. Es ſchien uns, als ſei ſie aus Reminiscenzen von Begebenheiten entſtanden, welche der Dichter theils erlebt, theils geſehen habe, die er lebhaft aufgefaßt, idealiſirt und leicht und los zuſammengereiht habe, ohne eben gerade ſo ſehr um den Zuſammenhang und das Ganze der Fabel, als um die lebendige und treue Darſtellung einzelner Scenen beſorgt zu ſein. In dieſen einzelnen Scenen iſt es auch, wo man die ſichere Meiſterhand des großen, talentvollen Künſtlers erkennt. Es ſind Studien einer geübten Hand, welche angehenden Künſtlern tiefes Nachdenken gewähren. So iſt zum Beiſpiel, ein Meiſterſtück der Darſtellung durch Worte, die unübertrefflich ſchöne Scene am Ende des erſten Bandes. Mignon, die Weinende an Wilhelms Bruſt, unter dem dunkeln, ſtummen Gefühl erliegend, das ſie aufzulöſen ſcheint, und deſſen Dolmetſcher des Harfners Spiel wird, iſt eine wunderſchöne Zeichnung. Gleich trefflich ſind andere Scenen und Charaktere entworfen. Philinens Flatterſinn, die glücklichen Einfälle dieſes gutherzigen Dinges, ihr Stolz und ihre Demuth, die Leichtfertigkeit, mit der ſie giebt und empfängt, ſind unendlich wahr und fein gegeben. Man erkennt ganz die feſte Hand in der Schilderung des gräflichen Pedanten, des Barons und der Baroneſſe im zweiten Theile. Einige eingeſtreute kleine Lieder ſind ganz denen gleich, und übertreffen ſie zuweilen, welche Goethe in ſeinen kleinen Gedichten gegeben hat. Eben dieſe tiefe Empfindung, die, wie es ſcheint, ſo ohne Prunk und

Kunſt beſcheiden ſich äußert, wenig Worte macht, vom Herzen kommt und zum Herzen geht; die kleine Uncorrectheiten nicht achtet, die in Reim und Bild ſich zuweilen finden, und die es nicht erlaubt zu kritteln. Reichardt's Compoſitionen ſchmiegen ſich dem Gange der Empfindungen dieſer Lieder aufs ſchönſte an. Das Feierliche des erſten Liedes des Harfners, und die Sehnſucht in Mignon's Lied »Kennſt du das Land« ꝛc. müſſen dem Dilettanten in der Tonkunſt wie dem Künſtler genügen. — Von einer andern Seite aber ſcheinen auch einzelne Scenen, deren Stoff nicht wichtig genug iſt, zu weitläufig ausgemalt worden zu ſein; ſie waren dem Dichter, eben weil vielleicht Wiedererinnerungen zum Grunde lagen, und andere Bilder und Ideen ſich damit vereinigten, lieber als dem kalten Leſer. Marianne ſchlief bei der beſchreibenden Erzählung des Puppenſpiels ein, und wenn wir gleich ſo ſchläfriger Natur nicht ſind, und auch in ihr viel Vortreffliches finden, ſo ſcheint ſie uns doch, ſo wie jene von den Seiltänzern und von den Comödianten im alten Schloſſe etwas ſchleppend. Dieſe Details, wenngleich mit einer höchſt fruchtbaren Einbildungskraft dargeſtellt, hindern doch den raſchern Fortſchritt des Ganzen; und dies wird leicht eine andere Urſache ſein, warum dieſe Dichtung ſich für das größere Publicum nicht eignet. Sie fordern Schlag auf Schlag, das Ende des Mährchens möchten ſie ſo gern wiſſen, ſie haben keine Zeit, die einzelnen Blumen, die ihnen auf dem Wege aufſtoßen, zu pflücken.«

Nachdem die myſtiſchen Perſonen, welche die ſchlaffe Neugier ſpannen ſollen, aufgezählt ſind, ſchließt Recenſent mit der Bemerkung: »mehr anſcheinende Natur, weniger durchſcheinende Kunſt würde ein allgemeineres Intereſſe gewährt haben.« —

Die beiden letzten Theile dieſes Romans ſind kurz nach ihrem Erſcheinen im Jahre 1796 St. 210 angezeigt. Wir können nur einzelne Partien aus dieſen Anzeigen hervorheben.

»Der Dichter hat auf den Faden, an welchen die einzelnen Scenen gereiht ſind, weniger Fleiß verwendet, als auf die Situationen. Dies erhellt ſelbſt aus der Art, wie in dieſen Bänden die Entwickelung geſchieht, und den einzelnen Partieen Einheit geſchafft werden ſoll. Meiſter verläßt das Theater, auf

dem er gespielt hat, in der Mitte des dritten Theils, um den Auftrag seiner unglücklichen Freundin Aurelie auszurichten, ihrem ungetreuen Liebhaber den Brief zu überbringen, den sie sterbend diesem hinterließ. Meister sucht diesen Lothario auf seinem Schlosse auf, und hier und auf dessen Schwester Landsitze finden sich die Personen, die bisher aufgetreten sind, meist wieder; die räthselhaften werden dem Leser enträthselt, einige andere treffen dazu, um Auskunft zu geben. Die Begebenheiten häufen und drängen sich, und Meister findet endlich in Lothario's Schwester seine Gräfin und Amazone wieder, die ihm im Wald erschien, und er gewinnt dieser letztern Herz und Hand zum schönen Lohn für seine mühevolle Jugend. Ein Italiäner findet sich eben daselbst ein, um über die beiden mystischen Wesen, Mignon und den Harfenspieler, eine geschichtliche Auskunft zu geben. Hier findet Meister endlich einen Aufschluß über sein bisheriges Leben selbst, und wie er von unsichtbaren Obern unsichtbar geleitet ward. In einem alten Thurme auf Lothario's Landgütern treibt eine geheime Gesellschaft ihr Wesen, die auf eine Weise mit Erziehung der Menschen, die in ihren Kreis kommen, sich beschäftigt, welche von den Zöglingen nicht mit uneingeschränktem Danke aufgenommen zu werden verdient. — Schon aus diesem Wenigen, was wir von dem Plan erwähnen, sieht das Wunderbare, Romantische und Geheimnißvolle hervor, und ein Mehreres wird man in dem Ganzen selbst finden. Goethe versteht es sonst, den allereinfachsten Plan zu halten und zu beleben; es hat ihm diesmal das Gegentheil gefallen; aber der größere Theil der Leser wird jene einfache Weise vorziehen. Die Begebenheiten drängen sich so, und sind so verwickelt, daß meist nur ein deus ex machina helfen kann, der denn auch der Verwirrung gewöhnlich ein Ende macht. Der Kritiker findet Gelegenheit, manches über das ästhetisch Wahrscheinliche und Unwahrscheinliche vorzubringen, und der Dilettant verliert leicht den Faden und die schöne Täuschung. Uns hat dies indeß wenig angefochten; wir hatten früh dem Vergnügen entsagt, was aus der Einheit und Harmonie der einzelnen Theile einer Dichtung entspringt; wir hielten uns an einzelne Scenen: dieß haben wir auch bei diesen Bänden gethan, und wir haben uns wohl dabei befunden. Allein ehe

wir einige derſelben ausheben, dem angehenden Künſtler ſie zum Studium empfehlen, und überhaupt denen, welche das Buch geleſen haben, zu einer frohen Erinnerung behülflich ſind, ſei es uns erlaubt, noch Einiges über das Ganze zu bemerken. — Es ſcheint, der Dichter habe den Zweck bei ſeiner Dichtung gehabt, eine vielſeitige Bildung des Menſchen zu empfehlen, vor einſeitiger Bildung und dem einſeitigen Urtheile über das Weſen Anderer zu warnen, und die ſo oft verſäumte Bildung des Geſchmacks und des Urtheils über Kunſt den Menſchen und ihren Erziehern an das Herz zu legen. Er iſt nicht dafür, daß alle Menſchen nach gleicher Schnur gemeſſen werden ſollen; er will, daß, indeß der Eine vorzüglich dieſe Anlage bildet, der Andere eine andere bilde, wozu ihn ſeine Neigung, ſein Temperament oder Charakter am meiſten führt; denn wie es hier heißt, nur alle Menſchen machen die Menſchheit aus. Dies iſt auch die Meinung der ſcheinbar toleranten Mauerer in dem alten Thurme; doch ſie gehen noch einen Schritt weiter, indem ſie jeden, ſeine Natur, wie es hier heißt, ſelbſt bilden, und jeden aus der Irre ſich ſelbſt wieder herauswinden laſſen, in die er ſich verwickelt hat. Mit dieſen Sätzen ſind wir nur zur Hälfte einverſtanden; dieſe Art zu erziehen, kann leicht in Verwilderung ausarten, und dazu giebt es auch hier Beweiſe; wir ſind vielmehr Natalien's Syſtem ergeben, die ſehr wahr und richtig ſagt: »Wer nicht im Augenblicke hilft, ſcheint nie zu helfen. Eben ſo nöthig ſcheint es mir, gewiſſe Geſetze auszuſprechen, und den Kindern einzuſchärfen, die dem Leben erſt einen Halt geben. Ja ich möchte beinahe behaupten, es ſei beſſer, nach Regeln zu irren, als zu irren, wenn uns die Willkür unſerer Natur hin und her treibt; und wie ich die Menſchen ſehe, ſcheint mir in ihrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entſchieden ausgeſprochenes Geſetz ausgefüllt werden kann.« — Dies iſt aus unſerm Herzen geſchrieben, wenn erſt die Achtung dem Geſetze bezahlt iſt, welches in der Bruſt eines Jeden lebt, das die Vernunft Jedem gebietet, dann mag Jeder die Bildung eines Talentes ergreifen, die ſeinem Sinn und Weſen am meiſten zuſagt; er mag ſuchen, bis er dies findet; aber die ſittliche Bildung muß zuerſt geſchehen, dazu muß man helfen, weil dieſe ſchlechthin

von Jedem gefordert werden muß. Die Toleranz hebt dann erſt an, wenn jene Schuld bezahlt iſt. Die Männer im Thurm ſcheinen nicht zur ſtricten Obſervanz zu gehören: dem ſchwankenden Helden des Romans hätten ſie früher eine Stütze bieten ſollen, die ſeine irrende Vernunft ſuchte, oder von der ſeine Vernunft vielmehr durch Neigungen, Triebe, Leidenſchaften und Affecte immer hinweggeſcheucht ward. Und doch führen ihn dieſe Thurmbewohner bei aller anſcheinenden Toleranz, aber ſie führen ihn auf eine gefährliche Weiſe. Sie geben ihm das Licht, ſie ſprechen den Lehrling los, allein ſie thun es immer auf eine Art, die den Armen nur immer mehr verwirrt. Seine Phantaſie war krank, man konnte ſie heilen; dieſe konnte der Vernunft untergeordnet werden, und da konnte ſie, die ihn jetzt immer verwirrte, zur reichſten Quelle der beſeligendſten Freuden umgeſchaffen werden. Allein der Hokuspokus, wie Jarno ſehr richtig dieſe entlehnten Logen-Myſterien nennt, bleibt für ſolche Menſchen, wie Meiſter, mehr verwirrend als belehrend. Von dem Geiſte an, der in Hamlet die ſonderbare Geiſtrolle ſpielt, bis zu Mignon's Todtenfeier, wie kann dieſer ſchwache Meiſter zu Athem kommen? Er iſt krank, ſie wollen ihn ſich ſelbſt heilen laſſen, und bieten ihm eine Arznei, die ſein Fieber immer vermehrt. Dieſe Art, die Menſchen zu führen, nennen ſie Toleranz; ſie ſpioniren, ſie haben ihre Eilboten, ihre geheimen Wächter und Plane; ſie mögen gern das Schickſal ſpielen; ſie haben unſichtbar ihre Hände in Allem, und auf faſt alle Perſonen Einfluß. Wir lieben mehr, unſern Weg für uns zu gehen, an Natalien's Geſetz uns feſt zu halten, und an der Bruſt eines freien Freundes uns Raths zu erholen, wenn wir deſſen bedürfen. Wir danken den Illuminaten für ihre Dienſte, wir wollen ſie nicht; ſie ſprechen von Toleranz: wir halten ſie für Despoten. Meiſter ahnet ſo Etwas, aber der Schwache kann der Überlegenheit nie dauernd widerſtehen; er läßt ſich immer in Sophismen und den Blendwerken der Phantaſie fangen. Wir wünſchen, daß Natalie ihn ſtütze und zum freien Manne mache, er bedarf es ſehr. — Wir wiſſen wohl, der Dichtung Zweck iſt nicht zu *lehren*, und Malebranche hätte beſſer gethan, zu Hauſe zu bleiben, als in das Schauſpiel zu gehen, wenn er nach geendigtem Stücke nichts weiter zu ſagen mußte, als: Was leh-

ret dies, was beweiſet dies nun? Allein wenn der Dichter ſelbſt die Schranken umwirft und in die Sätze der Moral greift, ſo kann man auch darnach ihn nur richten. — Eine zweite Bemerkung über das Ganze iſt die vortreffliche Kunſt des Dichters, alle Charaktere zu idealiſiren. Über die Wahl der Charaktere mag man mit Recht kritteln, aber dichteriſch ſind alle behandelt; ſie ſind zum Theile ergriffen aus der gewöhnlichen Welt, ſie ſind aber durch des Künſtlers Hand der Dichterwelt zugeeignet und da eingebürgert worden. Die Wahrheit ihrer Individualität hat dabei nicht gelitten, ſo wie der geſchickte Maler ein treues Bild entwerfen kann, wozu ein Jeder das Original gleich erkennt, ohne doch ſo häßlich es zu geben, als es von Natur war. Dies iſt Goethe's große Kunſt, durch die er auf alle diejenigen, welche Ideale kennen und lieben, eine ſo magiſche Wirkung hervorbringt; darum aber iſt er auch gerade nicht der Dichter des großen Haufens. Die Hervorhebung einzelner ſchöner Scenen mag der geneigte Leſer ſelbſt nachleſen.«

Von nicht minderem Intereſſe ſind die Beurtheilungen Schiller'ſcher Dichtwerke. Schiller ſelbſt iſt bekanntlich durch keinerlei Bande und perſönliche Beziehungen mit Göttingen verknüpft geweſen. Er hat dieſe Stadt, wenn ich nicht irre, nie geſehen. Die erſte Erwähnung Schiller's in den G. g. A. geſchieht ſchon 1781 S. 179. Dort iſt aber nur von ſeiner mediciniſchen Probeſchrift: über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen, die Rede. Die Räuber, die Verſchwörung des Fiesko, Cabale und Liebe ſind den Göttingern nicht aufgefallen, oder ſie haben ihre Anzeigen zu hoch geachtet, darüber zu berichten. Erſt Don Carlos wird beſprochen, und zwar im Jahrgange 1788 St. 18. Der Recenſent zeigt ſich wenigſtens beleſen, er kennt die novelliſtiſche Behandlung deſſelben Stoffes von Saint-Real, die dramatiſche Behandlung Merciers und lobt, daß Schiller beide Nebenbuhler, von denen der erſte großes Verdienſt habe, hinter ſich zurückgelaſſen. Er legt weder den Maßſtab eines gemeinen Erfahrungsmenſchen, der alles zu ideal und unnatürlich findet, an dies Gedicht, noch jenen ſtreng kritiſchen, der mit Karl Hofmeiſter glaubt, daß dieſe Tragödie ſchon daran ſcheitern müſſe, daß der Prinz die Handſchrift der Königin einerſeits nothwendig kennen müſſe, anderer-

ſeits nothwendiger Weiſe nicht kennen dürfe. Er hält den Dichter der Achtſamkeit des Publikums werth, der Thaten und Charaktere zu entwickeln ſucht, worauf ſchon die Geſchichte Aufmerkſamkeit errege und der »ohne dem Geiſt der Vorzeit Gewalt anzuthun, die Punkte der Handlung und Denkart, die auf ſein Jahrhundert wirken müſſen, mit feſter aber verborgener Hand dem wandelbaren Haufen näher legt, der leider ja keinen Maßſtab für das Gute kenne, als den Grad ſeiner Unterhaltung.« Der Rec. ahnet alſo die Beſtimmung der neuern Tragödie, den Blick auf eine höhere Ordnung der Dinge hinzurichten, den Menſchen darzuſtellen im Kampfe mit den zu Geſetz gewordenen Gebräuchen ſeines Volkes und Jahrhunderts, mit einem Worte, den Conflict der Geiſtesfreiheit und Selbſtſtändigkeit mit dem Lebensmechanismus zu ſchildern.

Nach kurzer Entwickelung der Charaktere frägt Rec.: »ob nicht manchmal der ſchönen Blumen zu viel geſtreut ſind, ob ſich gegen einen einzelnen Ausdruck nicht gegründete Einwendungen machen laſſen, ob das 18te Jahrhundert nicht zuweilen mehr, als es ſollte, hervorblickt, das ſind Fragen, deren Unterſuchung Rec. ſich vorbehält, bis er alles Gute von dem Stücke geſagt haben wird, das er jetzt noch auf dem Herzen behält.« Die Recenſenten unſerer Tage machen es gerade umgekehrt, ſie würden aus ſolchen Einwendungen einen ganzen Bogen herben Tadel zuſammenbrauen, und hinterher mit dem Lobe kommen, daß dem Verfaſſer einiges Talent nicht abzuſprechen ſei. Nebenpunkte, wie die, welche der Göttinger Rec. als Zweifel ausſpricht: »es war ein glücklicher Gedanke, den Großinquiſitor, der in dem letzten Aufzuge vor Philipp tritt, blind, orakelmäßig, kalt und kurz ſein zu laſſen, ſpricht er aber nicht zu idealiſch? Einmal ſchwört er ſogar beim lebendigen Gotte (bei einem Heiligen klänge pfäffiſcher). Philipp erinnert ihn zwar, ſich zu mäßigen, aber ein ſo alter Fuchs ſollte dieſer Erinnerung ſchwerlich bedürfen,« würden heute als Hauptpunkte hervorgehoben, und daran gezeigt worden ſein, wie nothwendig das Ganze nichts tauge.

Die Thalia wird zwar 1789 S. 1627, 1790 St. 165, 1791 St. 79 und 1795 erwähnt, aber bloß um den Inhalt der-

ſelben anzuzeigen. Die G. A. entſchuldigen indeß im St. 95 die verſpätete Anzeige damit, daß ſie wohl glaubten, daß eine ſo viel geleſene periodiſche Schrift der Anzeige nicht bedürfe. Der Anzeige freilich nicht, aber wohl der Beurtheilung, der Recenſion.

Warum aber weder die Horen noch der Goethe-Schiller'ſche Muſenalmanach und die Xenien darin auch nicht mit einer Silbe erwähnt wurden, darüber vermögen wir Aufklärung nicht zu geben. Die Schiller'ſche Xenie auf Heyne, die Homeriden, war eine zahme, bezogen aber vielleicht die Göttinger die vorhergehende: G. G. (Göttinger Gelehrte?) auf ſich, die alſo lautet:

Jeder, ſieht man ihn einzeln, iſt leidlich klug und verſtändig;
Sind ſie in corpore, gleich wird auch ein Dummkopf daraus.

Oder war es bloß die Gelahrtheit und Vornehmheit, welche dies Ignoriren einer doch Epoche machenden Literaturerſcheinung veranlaßte? Welche Maſſe unbedeutender, oberflächlicher, vergeſſener Bücher ſind von 1795—1801 angezeigt, warum nicht auch der Goethe-Schiller'ſche Muſenalmanach? Hatte er nicht gleiches Recht als der Göttinger, damals von Reinhold herausgegebene, oder als der Romanenalmanach, oder als ein Kinderalmanach? — Indeß erſchien Wallenſtein. Obgleich nun, wie die G. A. ſich ausdrückten, Anzeigen von gewöhnlichen Theaterſtücken nicht für ſie gehörten, ſo wurde doch des Namens Schiller's wegen hier eine Ausnahme gemacht, und dies Drama im St. 128 d. J. 1800 nicht nur angezeigt, ſondern auch beurtheilt. Wallenſtein's Lager ſcheint dem Rec. (Bouterweck?) eine überflüſſige und zu ausführliche Darſtellung »gemeiner Gegenſtände,« da man mit dem Haupthelden außerdem ausführlich bekannt werde.

Dagegen tadelt er an dem Piccolomini mit großem Recht, daß nicht Eine dramatiſche Handlung von Wichtigkeit beendiget ſei, während doch jeder Abend im Schauſpielhauſe ein vollendetes Ganze liefern ſollte. Bei Shakeſpeare's Heinrichen ſei das ein Anderes. Die Piccolomini hätten kein Ende, Wallenſtein's Tod keinen Anfang. Es fehle ferner der Handlung an dramatiſchem Intereſſe, weil ſie nicht gedrängt genug vor ſich gehe, ſondern durch die Ausmalung von Nebenumſtänden aufgehalten werde.

An dem Charakter Wallensteins wird getadelt, daß sich Schiller dabei zu sehr an die Geschichte gehalten und nicht einen wahrhaft großen Charakter gezeichnet habe. Wallenstein lasse sich zu sehr durch die Umstände bestimmen; sein Verrath an Buttler sei ein empörender, kleiner, falscher Streich, wodurch er verächtlich werde, seine Freundschaft für Max, die man bei der Nachricht von dessen Tode erst recht gewahr werde, scheine auch mit dem aus Ehrgeiz herrührenden festen Entschluß, seine Tochter nicht an Max zu vermählen, im Widerspruche zu stehen. Wallensteins Anhänglichkeit an die Sterndeuterei bringe bei Weitem nicht die große und motivirte Wirkung hervor, als die Wahrsagungen der Hexen im Macbeth. Max hätte dem Don Carlos ähnlicher sein müssen, um den ganzen Beifall des Recensenten zu gewinnen. Das Gedicht sei aber eine Fundgrube für Inschriften, Mottos, Denkmäler.

Es gewinnt diese Recension an Interesse, wenn man sie mit einem Briefe Schiller's an Humboldt vergleicht (Briefwechsel S. 429). »Wallenstein, schreibt Schiller, hat nichts Edles, er scheint in keinem Lebensacte groß, er hat wenig Würde u. dgl., ich hoffe aber nichtsdestoweniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch großen Charakter in ihm aufzustellen, der ein ächtes Lebensprincip in sich hat.« —

Maria Stuart ist im 92. Stück des Jahrs 1801 angezeigt. Die Ansicht des Recens. oder, was wahrscheinlicher, der Recensent selbst, hat sich geändert, denn er meint jetzt: »Die Anzahl der Schriftsteller in dem Fache unserer schönen Literatur, deren Namen auch die Nachwelt wegen einiger Meisterstücke mit Ehrfurcht und Bewunderung nennen wird, ist nicht so groß, daß die Anzeige der späterhin von solchen Schriftstellern gelieferten Arbeiten vielen Raum in unsern Blättern wegnehmen sollte. Zu Recensionen von den Werken der Schriftsteller dieser Art kann es nicht an Platz fehlen.«

»Maria Stuart ist ein zur Aufführung auf der Bühne völlig eingerichtetes Trauerspiel. Das Stück hebt an, wie das Urtheil über die unglückliche Königin bereits gefällt ist, welches ihr Burleigh zu Fotheringay in dem ersten Acte ankündigt. Hr. S. hat einen Neffen des Sir Amias Paulet, Hüters der Maria, Mortimer, eine wichtige Rolle spielen lassen; ein feuriger Jüngling,

der in Italien insgeheim katholiſch geworden, in die Maria verliebt iſt, und ſie retten will. Dieſe Perſon und ein Liebesverſtändniß zwiſchen Marien und dem Günſtling der Eliſabeth, dem Grafen von Lekreſter, ſind die Haupterfindungen in Rückſicht des Plans, die der Dichter in die Geſchichte hineingebracht hat. Die Liebe zwiſchen Marien und Leiceſter wird aber wohl den meiſten Leſern oder Zuſchauern wenig Intereſſe gewähren. Leiceſter iſt ein ſtolzer, elender Höfling, der eigentlich nicht lieben kann, ſondern nur der Gemahl einer Königin werden will, Marie vergeſſen haben würde, wenn ihn Eliſabeth in den Beſitz ihrer Hand ſo wie in den ihrer Gunſt geſetzt hätte. Selbſt allein als Werk der Darſtellung betrachtet, intereſſirt Leiceſter nicht, und da Mariens Liebe zu ihm auch nicht als eine ſehr lebhafte Leidenſchaft gezeigt wird, ſo iſt uns die Wahrheit des oft von Voltaire geäußerten Grundſatzes wieder recht anſchaulich geworden, daß, wenn die Leidenſchaft der Liebe in einem Trauerſpiele nicht ſehr feurig geſchildert wird, ſie nur den Eindruck des Ganzen ſchwächt, anſtatt ihn zu erhöhen. Mortimer iſt freilich feurig verliebt, aber in der Scene, wo er dieſes am meiſten zeigt, will er Marien Gewalt anthun. Die verzweiflungsvolle Lage, in welcher er ſich befindet, hat den Eindruck des höchſt Indelicaten in ſeinem Betragen bei uns nicht weggewiſcht; beſonders auffallend auf der Bühne möchte dieſe Scene leicht werden. Marie wird als leichtſinnig beſchrieben. Wir ſehen in ihr durch Reue und Unglück gemilderte Hoheit, leicht zu reizende Lebhaftigkeit und Religioſität. Der Charakter Eliſabeths iſt nach der Geſchichte gezeichnet, muß alſo ein höchſt unliebenswürdiger Charakter ſein. Daß Kunſt in der Schilderung dieſes Charakters angewandt worden, verkennen wir nicht, aber da wir Hrn. S. nach unſerer völligſten Überzeugung mit nichts Größerem, als mit ſich ſelbſt, in ſeinem Meiſterſtücke vergleichen können, ſo müſſen wir hinzufügen, daß nach unſerm Urtheile ſeine Eliſabeth weit hinter ſeinem Philipp im Carlos ſteht, ein Charakter, deſſen Darſtellung und Intereſſe ihn für uns nicht allein entſchieden zu dem Erſten unſerer Bühne, ſondern vielleicht zu dem Erſten, den das Theater irgend einer Nation aufzuweiſen hat, erhebt.

Die Scene des Stücks, die uns in eine lebhafte Bewegung verſetzte, wobei uns warm ums Herz ward, und die einen ſtarken Eindruck zurückließ, iſt die im dritten Acte zwiſchen den beiden Königinnen. Dieſe Zuſammenkunft iſt nicht aus der Geſchichte entlehnt, ſondern die Erfindung gehört dem Dichter, und alſo natürlich auch das große Verdienſt der Schönheit der Ausführung. Mißbilligen müſſen wir es aber ſehr, daß Marie im fünften Acte auf dem Theater beichtet, die Abſolution erhält und die Communion empfängt, wobei die Einſetzungsworte ausgeſprochen werden, weil es nicht fehlen kann, daß die Vorſtellung auf dem Theater von einer Handlung, die zu dem feierlichſten Cultus der drei Religionsparteien gehört, die Anhänger dieſer drei Parteien beleidigen muß. Das Übel wird auch nicht durch das dramatiſche Intereſſe, was dieſe Handlung erregt, einigermaßen wieder gut gemacht. Was die Expoſition des Stücks betrifft, ſo geſchieht ſie durch Nebenperſonen, eine Art der Expoſition, die höchſt ſelten gleich in ein volles Intereſſe für das Stück hineinzieht, wenn ſie nicht auf eine wichtige, wunderbare Handlung gleich vorbereitet, wie die Schildwachen im Hamlet, die Heren im Macbeth. Im Carlos wird durch die ſchöne Scene zwiſchen Carlos und Domingo das Trauerſpiel eröffnet. Die Berathſchlagung Eliſabeths mit ihren geheimen Räthen über die Entſcheidung von Mariens Schickſal, Burleigh's Bemühungen Leiceſter zu ſtürzen, dieſe politiſchen Scenen müſſen den Zuſchauer ohne Intereſſe und kalt laſſen. Wir hätten gewünſcht, daß das Stück mit der Abführung Mariens zur Hinrichtung beſchloſſen worden wäre, denn die letzten Scenen, wo Eliſabeth ihrer Heuchelei bei der Nachricht von Mariens Tode freien Lauf läßt, ſchwächen, nach unſerer Empfindung, den Eindruck, wenn ſie gleich darauf angelegt ſind, die Theilnahme an Mariens Schickſal zu vermehren. Das Stück iſt, wie Hrn. S. letzte Arbeiten, gleichfalls in ſchönen Jamben geſchrieben; wenn aber die Perſonen in großen Affect gerathen, ſo ſprechen ſie in Reimen. Hr. S. hat dieſes, aber viel ſparſamer wie hier, ſchon im Wallenſtein thun laſſen. Wir können nicht ſagen, daß uns die Reime zwiſchen den Jamben gefallen. Hr. v. Goethe iſt, ſo viel wir uns erinnern, der erſte Deutſche, der in ein paar Scenen ſeiner Iphigenia eine Veränderung des Metrums hat eintreten

laſſen; aber bei ihm ſind es keine Reime, die zwiſchen den Jamben vorkommen, und dann paßt die Veränderung des Metrums ſehr ſchön zu dem ganzen Charakter des Stücks und zur Gemüthsſtimmung der Perſonen. In der Marie ſcheint uns das nur der Fall zu ſein, wie die Königin nach einer langen Gefangenſchaft zum erſten Male in die freie Luft, in den Park von Fotheringay tritt. Mit ſchönen Sentenzen iſt Maria Stuart lange nicht ſo überladen, wie der Wallenſtein. Das Stück hat der Fehler, ſo wie der Schönheiten von dieſer Art viel weniger. Von einem ſo großen Genie, wie Hr. S., läßt ſich ſchon im Voraus erwarten, daß er denen, die vor ihm daſſelbe Sujet bearbeiteten, eben nichts verdankt. Die neueſte engliſche Marie von St. John haben wir nicht bei der Hand, aber aus Banks Albion Queen's iſt ſicher nichts entlehnt.

Hieran ſchließt ſich im Stück 185 deſſelben Jahrganges folgende Anzeige: Kalender auf das Jahr 1802. Die Jungfrau von Orleans. Eine romantiſche Tragödie von Schiller.

Herr Schiller hat in dieſem Trauerſpiele von fünf Aufzügen, dem ein Prolog vorangeht, in welchem das Mädchen von Orleans die erſte Veranlaſſung erhält, die Befreiung ihres Vaterlandes von den Engländern zu unternehmen, die Johanna als eine wahre Prophetin und Wunderthäterin darſtellen wollen. Sie ſagt nicht allein den Tod des Grafen von Salisbury, die Entdeckung von Amerika und mehrere andere künftige Ereigniſſe aus der Geſchichte voraus, ſondern ſie kämpft auch mit einem ſchwarzen Ritter, einem Geſpenſte, das verſchwindet; und nach einem Gebete auf dem Theater erhält ſie die Kraft, die ſchwerſten Ketten zu zerreißen. Dieſer Urſache wegen mag wohl das Stück den Titel einer romantiſchen Tragödie erhalten haben, da es nach ſeiner übrigen Anlage den eines hiſtoriſchen Trauerſpiels hätte führen können. Der Name thut nichts zur Sache. Was wir aber von einem jeden Trauerſpiele fordern, iſt die Erregung eines lebhaften Intereſſe an der Handlung und den Haupt-Charakteren des Stücks, eine Forderung, die auf keinen willkürlichen Regeln beruht, ſondern aus der Natur der menſchlichen Empfindungen fließt. Dieſer Forderung iſt in der Jungfrau von Orleans gar kein Genüge geſchehen. Der Dichter hat ſich freilich die Schwierigkeiten, dieſe Anſprüche zu erfüllen, ſehr gehäuft.

Die Haupthandlung ist die Befreiung Frankreichs von den Engländern — eine große politische Begebenheit, an welcher es so schwer hält, ein großes dramatisches Interesse zu erwecken. Carl VII, dessen Charakter in der ersten Scene, wo er auftritt, recht gut gezeigt wird, ist nicht der Mann, dessen Glück oder Unglück uns zu einer warmen Theilnahme bewegen konnte. Johanna ist eine Maschine des christlichen Fatums und als Wunderthäterin geht sie aus der Reihe der uns bekannten wirklichen Wesen heraus. Soll sie auf diese letzte Weise interessiren, so hätte es der größten Kraft der Darstellung bedurft. Hr. S. hat nicht allein in seiner Geschichte des Abfalles der Niederlande gezeigt, wie er als ein vollkommener Meister Charaktere in historischer Rücksicht schildern kann. Er hat das in dramatischer Rücksicht eben so vollkommen in seinem Carlos gethan. In seinem Geisterseher führt er das Unglaubliche unsern Augen vor, so daß wir nicht denken, ob und wie das Erzählte möglich sei. In der Johanna vermissen wir diese Darstellungskraft. Die Wunderthäterin wird unserer Einbildungskraft nicht begreiflich, und in der Hauptscene, wo sie von ihrem Vater des Einverständnisses mit bösen Geistern beschuldigt wird, wo sie keine Wunder thut, können wir ihr hartnäckiges Stillschweigen eben so wenig vertheidigen als begreifen. Von den übrigen Personen des Stücks zieht uns sonst auch keine an sich.

Der Mangel eines lebhaften Interesse an den Hauptpersonen und der Handlung kann zwar in einem Trauerspiele durch Nichts hinreichend ersetzt werden; allein einzelne rührende Situationen und Scenen können doch in einer Tragödie, wenn sie gleich den Haupterfordernissen kein Genüge leisten, vorkommen. Sehr ungern gestehen wir es aber, daß wir auch rührende Situationen und Scenen in der Johanna vermißten. Von der Schönheit der Sprache reden wir billig zuletzt: denn so einen großen Werth wir auch derselben in einem dramatischen Kunstwerke beilegen, so möchten wir doch nicht gerne in den Fehler der meisten französischen Kunstrichter verfallen, die in der Beurtheilung eines Trauerspiels sich nur hauptsächlich damit beschäftigen, ob die Verse schön sind. Jeder Deutsche kennt und bewundert Hrn. S. meisterhafte Behandlung der Sprache in seinen vorigen Arbeiten in Jamben. In dem vorliegenden Stücke verkennen wir auch

Verdienſt erworben, eine Ausgabe mit allen Varianten zu veranſtalten, ein mehr empfehlungswürdiger Supplementband als die Ausarbeitung des Demetrius von Maltitz. Der dritte Tadel, welcher das Format betraf, hat am ſchnellſten ſeine Erledigung gefunden, das Papier freilich iſt lange genug ſchlecht geblieben.

Über den Entwickelungspunkt der deutſchen Literatur findet ſich dann ein ſchönes, ſpäter vielfach variirtes Wort. Schiller's Geiſt, ſagt Bouterweck, hat ſich in der für Deutſchland ewig merkwürdigen Sturm- und Drangperiode gebildet, in welcher, in einem Zeitraume von 7 bis 8 Jahren, drei der erſten Genies, die Deutſchland je hervorbrachte, Goethe, Klinger und Schiller, alle drei aus dem ſüdweſtlichen Deutſchland, auftraten. So verderblich für den guten Geſchmack dieſe Periode durch ein Heer von Nachahmern zu werden drohte, ſo haben wir doch eine ſolche Blüthezeit nicht wieder erlebt, in welcher zugleich Leſſing ſeine vollendeten Meiſterwerke dem Theater lieferte, in anderen Dichtungsarten Wieland's und Bürger's unſterbliche Geſänge erſchienen, Heinſe ſich entwickelte, Herder's Geiſt ſtrahlte, Müllner's beſte Arbeit entſtand, neben dem manche andere gute Köpfe ſich regten, wirkten und dabei, wie ſchon jene angeführten Namen ergeben, die ausdörrende Einſeitigkeit des Geſchmacks und Tones unſerer Literatur fremd war. Sein ſollende, aber Froſt erregende moderne Griechenheit, den Grundzügen unſeres Nationalcharakters ganz heterogen, war noch nicht ein bedeutender Beſtandtheil unſerer Nation geworden. Freilich gab es Kampf auf der bretternen Bühne, zwiſchen der ſich dem Untergang zuneigenden franzöſiſchen Orthodoxie und dem neuen Glauben an Shakeſpeare und die Engländer! Wie nun zu dieſem Siege über franzöſiſche Dramen und Operetten weſentlich Schiller's Räuber beigetragen, ſetzt dann Bouterweck eines Weiteren auseinander und entwirft daneben eine Charakteriſtik dieſer Jugendarbeit und Schiller's überhaupt. »Es geht zuerſt unverkennbar eine Merkwürdigkeit aus dem Geiſte des Verfaſſers darin hervor, die man mehr oder minder in allen ſeinen Arbeiten in Proſa trifft, und von welcher ſich auch in ſeinen Werken in Verſen Spuren finden: es zeigt ſich nämlich etwas Gequältes, Zuſammengepreßtes, Schweres, Düſteres, vielleicht mit hergebracht durch die frühere Lage und Geſundheit. — Das Ge-

quälte, Gezerrte in den Räubern zeigt ſich beſonders im Franz, in der Amalie, in den Scenen in der Moor'ſchen Familie. Man ſieht, dieſe Theile gingen nicht aus einer lebendigen Anſchauung des Geiſtes hervor. Zweitens zeigen die Räuber deutlich, daß es Shakeſpeare's göttlicher Geiſt war, der bei Schiller zündete, ihn zum Selbſtſchaffen erweckte. Drittens geht unerachtet des Geſchraubten, des Strebens nach Nachahmung, aus der Schilderung Carl Moor's und ſelbſt ſeiner Spießgeſellen, eine Lebendigkeit von innern Anſchauungen hervor, die von einem großen Talent zeugt.«

»Nach den Räubern hob ſich Schiller nicht, ſondern fiel in der Verſchwörung des Fiesko, welche Rec. mit der Braut von Meſſina in den verſchiedenſten Extremen für die ſchlechteſten eigenen theatraliſchen Arbeiten des großen Mannes hält. Im Fiesko finden ſich keine Spuren von Genie. Es herrſcht eine zuſammenhängende, lebhafte, durch nichts geſtörte Concordanz der Mittelmäßigkeit darin. Die handelnden Perſonen ſind keine Charaktere, welche ſich der Menſchenkenner dachte und der Dichter zu poetiſchen Perſonen bildete. Sie gleichen eher großen hölzernen Marionetten, welche, ſcharf angezogen, ſtark ausſchreiten. Bei ſehr vielem äußern Getümmel iſt ſehr wenig inneres wahres Leben vorhanden, beſonders ſchlecht ſind die weiblichen Perſonen.«

So ſehr nun auch die neuere Kritik die letzte Rüge als begründet erkennen muß, ſo verkennt Bouterweck doch das wahrhaft große politiſche Element, das im Fiesko ſich äußert, leider nur nicht immer ſo durfte, wie er wollte. Darin liegt nach unſerer Anſicht der Hauptgrund des Verfehltſeins.

Wallenſtein wird dann (1807) in der früher erwähnten Weiſe beſprochen. Wir ſtimmen Bouterweck vollkommen bei, wenn er ſagt: »wo wir dramatiſche Form finden, wollen wir das hohe Intereſſe an Charakteren und Handlungen, eine Raſchheit im Vorwärtsrücken der Haupthandlung, die nicht durch das Ausmalen von Nebencharakteren und Nebenumſtänden wie in der Epopoe aufgehalten, gedehnt werden kann. Götz von Berlichingen, ſo reich in beiden Beziehungen, iſt doch in Rückſicht des raſchen Vorſchreitens der Haupthandlung ein Muſter;« dagegen möchte das Schlußurtheil: Wallenſtein ſei eine im Weſent-

lichen mißrathene Arbeit, die aber nur ein großer Dichter zu liefern vermochte — falsch sein.

Über die Braut von Messina heißt es dann: »in dieser frostigen, steifen Copie nach Griechischen Mustern wird nicht allein das Wesentlichste im Tragischen gänzlich vermißt, sondern auch in dem minder Erheblichen bemerkt man nur höchst selten Spuren eines großen Dichters.« — Drei Bemerkungen, die Rec. zur Erklärung des Eigenthümlichen in dem Gange von Schiller's Geiste macht, mögen hier um so mehr einen Platz finden, da sie selbst der letzte und sonst so gründliche Interpret Schiller's, Carl Hofmeister, nicht zu kennen scheint.

Erstens, sagt Bouterweck, ist es des Anführens nicht unwerth, daß Schiller sich in Rücksicht des Entwurfs der Haupthandlung, der Hauptcharaktere, gern an die Geschichte hielt. Nur in drei Stücken war er Erfinder in diesen Beziehungen, und nur eins derselben, die unglückliche Braut, ist aus seinen reiferen Jahren. In ästhetischer Hinsicht bleibt das im Allgemeinen ganz gleichgültig, ob der Dichter seinen Stoff aus den Erscheinungen der Außenwelt, oder allein aus seiner eigenen Innenwelt nahm. Beide Welten sind sein. Wichtig ist nur die glückliche Wahl des Stoffes. Psychologisch betrachtet ist aber die gedachte Vorliebe einer Gattung von diesen Welten zur Wahl des Stoffes nicht unmerkwürdig. Schillers Genie scheint nicht fruchtbringend im Erschaffen des Plans der Haupthandlung. Er liebte, sich an Stoffe, die ihm die Geschichte darbot, zu halten, und selbst diese wußte er selten mit Einfachheit und Leichtigkeit zu behandeln. Er schuf bunte Verwickelungen, viele Nebenzüge, welche den Gang der Handlung zu sehr dehnen, wenigstens die Übersicht des Ganzen schwer zu fassen machen. In der Natur seines Geistes war etwas Gequältes, Gedrücktes, wodurch ihm zwar der Ausdruck so mancher tragischer Gefühle auf das meisterhafteste glückte, welches ihm aber zugleich ein rasches Vorschreiten in einer einfachen Handlung äußerst erschwerte, fast unmöglich machte. Die Hauptzüge seiner Hauptcharaktere aus der Geschichte aufzunehmen, liebte er gleichfalls, und auch wohl, wie im Wallenstein, sich, gegen die Erfordernisse des dramatischen Interesse, zu genau an einzelne Winke der Geschichte zu halten. War es auch eine Eigenheit Schiller's,

meiſtens für ſeine Haupthelden einiger gegebener Umriſſe mehr oder minder zu bedürfen, welche ſein Genius dann auf das Lebendigſte ausmalte, ſo nimmt dieſes dennoch ſeinen meiſterhaft gezeichneten Charakteren an Werthe nichts, wenn gleich jene Bemerkung gewöhnlich die Art ſeiner Schöpfungskraft andeutet. Er iſt und bleibt der Schöpfer ſeines Philipp's, ungeachtet aller Züge, die ihm die Geſchichte zu deſſen Schöpfung darbot.

Die zweite Bemerkung, die wir uns erlauben, iſt viel wichtiger und umfaſſender. In dem Zeitraume vom Carlos bis zum Wallenſtein ſehen wir Schiller's tragiſche Dichterſtärke unläugbar geſunken. Mehre Urſachen konnten hierzu mitwirken, aber dem Rec. iſt es nicht zweifelhaft, daß die große Beſchäftigung Schiller's in dem gedachten Zeitraume mit den letzten abſtracten Principien der Äſthetik daran einen bedeutenden Antheil hatte. Es iſt hier der Ort nicht, ausführlich zu zeigen, was ſich wohl darthun ließe, wie unvereinbar der Regel nach, die höchſte ſchaffende Kraft der Darſtellung in der Kunſt mit dem ſteten Grübeln nach abſtracten Principien zur Aufſtellung eines metaphyſiſchen Syſtems ſein wird. Mag immerhin einmal ein Genie erſcheinen, das beide ſich in ihrer Höhe widerſtreitend gezeigten Fähigkeiten des Geiſtes verbindet: Bis jetzt iſt ein ſolches Genie nicht da geweſen. Weder ein Raphael, noch irgend einer aus der Zahl der wirklich großen Künſtler, vertiefte je ſich anhaltend in metaphyſiſche Unterſuchungen zur Bildung eines Syſtems über den letzten Zweck der Kunſt: aber wohl that dieſes ein Mengs, der, ſich in jene Speculationen einlaſſend, zwar ſchulgerechte, jedoch froſtige Bilder malte. So wie in den bildenden Künſten zu den Zeiten, wo man ſich ſo viel mit dem höchſten Princip und Zwecke der Kunſt beſchäftigte, die Mittel der Kunſt vernachläſſigte, keine Meiſterwerke hervorgebracht wurden, ſo finden wir gerade auch in den vollkommenſten Arbeiten in der dramatiſchen Kunſt bei Dichtern, von denen nicht eine Nachricht uns ſagt, daß ſie ſich je in Speculationen zur Aufſtellung eines höchſten und letzten Princips in ihrer Kunſt und ähnliche metaphyſiſche auf Erbauung eines ſubtilen abſtracten Syſtems hinführende Unterſuchungen vertieften, oder bei Dichtern, die ihre Meiſterwerke viel früher verfertigten, bevor ſie ſich in ſolche, der hohen dichteriſchen Schöpfungskraft

wenigſtens ganz fremdartige Abwege einließen. Sophokles und Shakeſpeare mögen uns zum Beweiſe der erſten Gattung der Dichter dienen, Corneille und Schiller zu der von der letzten. Corneille's Trauerſpiele wurden von der Zeit an immer ſchlechter, je mehr er ſich ſein Syſtem nach dem Ariſtoteles ausbildete. Ob er den Stagiriten hier und da mißverſtand, thut hier nichts zur Sache. Das Eingraben in Speculationen war es, was ſeinem Dichtergenie ſchadete. Seine Speculationen waren nach der Weiſe des Zeitalters, ſo wie die von Schiller nach der des ſeinigen, aber beide wirkten gleich nachtheilig. Ganz etwas anderes als ein Verſinken in abſtracte Speculationen iſt es, bei dem eifrigſten Studio der vortrefflichſten Kunſtwerke mit dem lebhafteſten Scharfſinn auf dem Wege der Analyſe, und in ſteter Hinſicht auf die unerläßlichen Erforderniſſe des fein gebildeten menſchlichen Geiſtes, die Fehler der Kunſtwerke zu bemerken. Ein ſolches Nachdenken kann bei Hervorbringung eigener Kunſtwerke zu deren Vollkommenheit von der größten Bedeutung werden. Leſſing's Beiſpiel mag uns Deutſche das beſonders lehren. Leſſing, den natürlichen Anlagen nach nicht das größte tragiſche Genie, was unſere Nation aufzuweiſen hat, zeichnet ſich vor andern dadurch aus, daß ſeine letzten Arbeiten eine Vollkommenheit erreichten, von deren demeinſtigen Werden ſeine früheſten Proben nur die ſchwächſte, wenn je eine, Spur andeuteten. Sein Scharfſinn, den er in der Kritik, beim fortgeſetzten Studio der vorhandenen theatraliſchen Dichtungen übte, lehrte ihn eine Menge Fehler vermeiden, weckte und ſtärkte die in ihm liegende Kraft. Er ſchritt als Schöpfer in der Kunſt vorwärts, nicht umherirrend in ausdörrenden Unterſuchungen über den letzten Zweck derſelben. Was bei den größten Meiſtern der bildenden Künſte, der tragiſchen, der dramatiſchen, der Dichterkunſt überhaupt ſich erwieſen, haben nicht entfernte Zeiten auch in politiſcher Beziehung beſtätigt. Die metaphyſiſchen Conſtitutionsmacher vermochten unter ihrer Zahl keinen großen Staatsmann aufzuweiſen, der die ausgebreitetſte ſchnellſte Umſicht des Verſtandes bedarf, aber wohl nie ungeſtraft lange in den Öden der letzten Gründe ſeiner Wiſſenſchaft verweilt. Schiller's Vorrede zu der Braut von Meſſina, in Verbindung mit dieſer Mißgeburt ſelbſt, zeigt am einleuchtendſten die Anwendung

des von Rouſſeau ſo treffend in moraliſcher Beziehung angenommenen Princips auch in äſthetiſcher Hinſicht, daß nämlich ſchlechte Handlungen nicht ſo ſchlimm, als ſchlechte Grundſätze wären. Ein Dichter kann aus Einfall des Augenblicks, aus Grille, eine bizarre Schöpfung hervorbringen: aber dieſe in Luſt und Liebe empfangen, wird doch Spuren ihrer Entſtehungsart tragen; wogegen ſich eine vollkommene froſtige Verkehrtheit in den Werken der Kunſt, nach einem erſt ſelbſt erſonnenen abſtracten ſpeculativen Syſtem verfertigt, finden wird. Ein Theil dieſer abſtracten Grundſätze pflegt zwar von der Art, wie die Erklärung der Menſchenrechte zu ſein, von der Pfeffel ſehr richtig ſagte, daß man einen Tiger oder eine Taube daraus machen könne: aber ein anderer Theil wirkt gleich und unmittelbar dem practiſchen Künſtler zum größten Nachtheile. Von beiden liefert Schiller's erwähnte Vorrede die auffallendſten Beweiſe, von der letzten Art z. B. indem er behauptet »daß der Chor, ſein ſprechender, dem neuern Tragiker noch weit weſentlichere Dienſte, als dem alten Dichter leiſte,« und nach dieſer Idee ſeinen Chor verfertigt: eine Behauptung, die er ganz kurz durch die That widerlegt, indem ſein ſchnell auf die Braut folgender Tell des weſentlichen Dienſtes dieſes Chors entbehrt. Von den irrigen Anſichten eines großen Geiſtes, als Folge einer mühſam ausgeſonnenen verkehrten Theorie, mag die Äußerung nur zur Probe dienen, daß der alte Chor erſt Shakeſpeare's Tragödie ihre wahre Bedeutung geben würde (als wenn dieſe noch einer wahren Bedeutung bedürfte). Ein auf der vaterländiſchen Literatur jetzt haftender Fluch — das Herumtappen nach neuen Formen — iſt eine der beklagenswertheſten Wirkungen des Einſpinnens in ſubtile Theorien des Künſtlers. Das Weſentliche, die Bearbeitung der Materien zu den erſten Zwecken der Kunſt, wird über das Ausſinnen dieſer Formen vernachläſſigt. Schlimm genug, wenn ein Genie vom erſten Range, um zu zeigen, daß es ſich in alle Formen werfen kann, ſich in Schaffung der verſchiedenartigſten Kunſtwerke gefällt, und dadurch die höhere Vollkommenheit verabſäumt, die es ſeinen Werken ertheilen würde, wenn es ſich an ein paar Formen feſthielte: aber noch ſchlimmer, wenn der für den Augenblick gewählten Form zu Gefallen jedesmal eine neue Theorie aufgeſtellt wird, oder die Theorie

dieſe Form erzeugt. Sophokles dichtete nur in Einer Form, und in den Formen Shakeſpeare's finden ſich keine Mannichfaltigkeiten. Sollten noch große Künſtler bei uns aufſtehen, ſo bleibt ſelbigen, zur reinen Bewahrung des göttlichen Funkens in ihnen und deſſen Schöpfungskraft in hoher Vollkommenheit, nichts eifriger zu wünſchen, als daß ſie den Flugſand abſtracter Speculationen vermeiden.

Unſere dritte Bemerkung betrifft die Nachahmung des Gräcismus, die uns ſowohl in der bildenden Kunſt, als in der Dichtkunſt, ſo viele äußerſt froſtige Werke lieferte. Wir wollen hier nur kurz anführen, daß, ſo unveränderlich einige der weſentlichſten Beſtandtheile des Drama bei allen gebildeten Völkern ſein werden, als auf die Erforderniſſe des menſchlichen Gemüths gegründet, doch ſehr viel Nationales, Zweckmäßig-Conventionelles, in den Theaterſtücken ſein muß, ohne welche ſie in der Regel den höchſten Zweck der Kunſt, den Feingebildeten des Volks, für welche ſie zuerſt beſtimmt ſind, Freude zu gewähren, nicht erreichen. Unter den Feingebildeten einer Nation wird es ſtets nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl geben, die durch Studium mit einer Menge fremder Gefühle und Begriffe, oder Einkleidung derſelben, beſonders der der alten Völker, wenn dieſe über das kindliche Zeitalter hinaus ſind, vertraut genug iſt, um das wirklich Schöne in den dramatiſchen Dichtungen ganz entfremdeter Nationen vollkommen zu genießen. Ein neues dramatiſches Kunſtwerk in altem Styl mag überdem noch ſo trefflich bearbeitet ſein, und das wird ſchon zu den größten Seltenheiten gehören, ſo wird es dem feinen Bemerker doch aus innern Gründen nicht entgehen, daß es ein neues Machwerk in einer alten Manier iſt, und hierin, in dem Gezwungenen, woraus dieſes erſichtlich wird, liegt ſchon die Urſache, warum wir keinen neuen Sophokles, keinen neuen Euripides haben können, und Nachahmung gegen Nachahmung, bleibt der Geiſt des mehr Homogenen gewöhnlich doch viel leichter, als der Geiſt des ganz Heterogenen zu treffen. Schiller hat freilich im Ganzen nur einmal, in ſeiner Braut, practiſch gräciſiren wollen. Nicht dieſes Stück, aber wohl die in der Vorrede deſſelben aufgeſtellten Grundſätze,

können irre leiten. Allein wenn gleich S. selten die Bahn des historischen Trauerspiels verließ, so brachte er doch auch späterhin in dieses, nach dem entstandenen Geschmacke der Zeitbegriffe, das Griechische allgewaltige Schicksal in einer Bedeutung hinein, die es vorhin bei den neuen Dichtern nicht hatte, theils nicht dem Worte nach, theils nicht der Sache nach. Man kann die Leidenschaften, die den Menschen beherrschen, dem Schicksale zuschreiben; man kann den Kampf der Leidenschaften des Einen mit denen des Andern, die allgemeinen Umstände, in denen sich der Mensch befindet, Schicksal nennen. Das Wort erklärt eben so wenig, als ein anderes, unserm Verstande, und noch weniger unsern Empfindungen, warum das Alles so sein mußte. Aber nach dem Sprachgebrauche wurde sonst nur das ganz Zufällige, Ungefähr, Schicksal, blinde Nothwendigkeit, genannt, wie wenn Fiesko ausgleitet und ertrinkt, wenn Ödipus in einem engen Wege mit einem unbekannten Alten streitet, diesen, der sein Vater ist, erschlägt, und eben so unwissend die Frau des Erschlagenen, seine Mutter, heirathet. Das Gefühl wird stets den Unterschied anerkennen, was die Sprache sonst auch that. Die bei den Griechen in großer Ausdehnung herrschende Idee des Schicksals ist in diesem Maße eine uns fremde Idee, die, ungeachtet aller Bemühungen einzelner Dichter, nie wieder auf diese Art herrschende Volks-Idee werden dürfte. Selbst aber die Griechische Tragödie erkennt den angegebenen Unterschied, und unter den sieben Trauerspielen des Sophokles, die wir besitzen, ist der erste Ödip das einzige der letzt erwähnten Art. Auffallend bleibt es in mehren Beziehungen, daß S. da, wo er gräciſiren wollte, in seiner Braut, gerade eine diesem Ödipus ähnliche Fabel erfand. Der Sache nach hat man dem Schicksale, in dem engeren Wortverstande, im Trauerspiele die höchste Bedeutung zu geben gesucht, welche diese Idee da, wo sie nicht gangbare Religions-Idee ist, unmöglich haben kann. Es ist Shakespeare zum Tadel geworden, daß bei ihm nicht das Schicksal, sondern der Kampf menschlicher Leidenschaften, prädominire; es ist keine Rücksicht darauf genommen, daß das menschliche Gemüth in der poetischen Welt eine Art von Befriedigung verlangt, die es in der moralischen oft vermissen muß, und die ihm auf das unangenehmste durch die

in dieſer poetiſchen Welt dem ſo genannten Zufalle, oder dem eigentlichen blinden Schickſale, ertheilte Alleinherrſchaft, durch welche die Menſchen zu Marionetten höherer Gewalten ganz herabſinken, entriſſen wird. Was Shakeſpeare vom Schickſal dachte, kann uns gleichgültig ſein; wiſſen wir doch nicht einmal anzugeben, zu welcher politiſchen Partei er gehörte, wenigſtens getraut ſich Rec., der noch vor ein paar Jahren alle 36 Stücke Shakeſpeare's auch in dieſer Beziehung mit großer Aufmerkſamkeit wieder las, nicht mit Gewißheit ein Urtheil darüber zu fällen, ob es ihm gleich wahrſcheinlich iſt, daß Shakeſpeare ſich auf die Seite der Allgewalt der Könige hinneigte. Keiner hat es aber wohl beſſer als Shakeſpeare verſtanden, das ahnungsvolle bange Erſtarren der Seele durch den poetiſchen Sinn, der auf das Perſonificiren, nicht auf eine abſtracte Idee geht, durch Perſonificirung höherer Weſen und Kräfte zu erregen. Von der ſchönen und hohen Ruhe, die der Charakter eines edlen Kunſtwerks ſein muß, die der Chor in die Handlung bringt, ſpricht S.; und wahrlich von ihm wird dieſes recht auffallend in ſeiner Vorrede zur Braut. Den meiſten Arbeiten S. fehlt es an Einfachheit in der Handlung, die doch ein weſentlicher Beſtandtheil der hohen Ruhe iſt. Merkwürdig genug, daß unſere feurigſten Dichter, wenn bei ihnen das Feuer der Begeiſterung zu erlöſchen anfängt, gern Ruhe und Beſonnenheit empfehlen. Nutzlos wäre es zwar, das Feuer der Begeiſterung predigen zu wollen, und nützlich iſt es zu predigen, daß ein reifer Verſtand dieſes Feuer beherrſchen müſſe: aber Lehren zu geben, die ſo leicht zur Hervorbringung von ſteifen, kalten Werken führen, iſt für die Kunſt gewiß nachtheilig.« —

Der vierte und fünfte Band des Theaters von Schiller iſt im Stück 199 d. J. 1807 angezeigt. Maria Stuart erſcheint dem Recenſenten bei wiederholtem Leſen immer mehr als eines der nicht vorzüglichen Werke Schiller's. Er könne ihm den Platz nur über dem Fiesko und der unglücklichen Braut von Meſſina einräumen. Die Acte, welche Eliſabeth fülle, und Leiceſter's Neigung ſeien froſtig. Mortimer's Liebe empöre da, wo ſie auf der Bühne gewaltthätig werden wolle und Marien's Communion beleidige das religiöſe Gefühl gröblich.

Wilhelm Tell sei von Seiten der Sprache mit dem Wallenstein die gefeilteste Arbeit Schiller's, habe vor diesem voraus, nicht so üppig an Sentenzen zu sein und ein leichter zu umfassendes Ganzes auszumachen. Nur der letzte Act bleibe nach geschlossener Haupthandlung ein Anhängsel, den Eindruck schwächend.

Die hier zuerst mitgetheilte Iphigenia in Aulis hat Bouterweck's Erwartungen nicht befriedigt. In der englischen Übersetzung von Protter athme die zarte Jungfräulichkeit der Iphigenia freier als bei Schiller.

Als Geschichtschreiber lag Schiller's Stärke, sagt der Recensent, in der poetischen auf Quellenstudium gebauten Darstellung der Charaktere, die seiner unvollendeten Geschichte des Abfalls der Niederlande unnachahmliche Schönheiten ertheilte. Die Fortsetzung unterblieb wahrscheinlich zu Schiller's Ruhm. Die Geschichte des 30jährigen Krieges ist ein gutes Lesebuch. Schiller's Namen gab dem Werke einen bedeutenden Werth, den es nicht dem Namen zu ertheilen vermochte.

»Noch zeigen sich keine Spuren, so schließt die Anzeige, daß die lebende Generation ein neues großes Talent im Tragischen erblicken werde. Mag sie sich darum desto lebendiger des Genusses der wenigen vorhandenen Meisterwerke erfreuen und das Bewunderungswürdige in Schiller, jetzt des täuschenden Glanzes eines Modenamens beraubt, in wahren Gefühlen dankbar erkennen und verehren.«

Wir müssen noch einmal zurückschreiten, um einer Recens. Iffland's zu gedenken, die uns im Jahrgange 1792 B. I. S. 359 aufgefallen, und welche der Aufbewahrung uns in mehr als einer Beziehung werth schien. Die Kokarde, ein Trauerspiel von W. A. Iffland. 1791. »Wenn ein Hausvater, der an einem Krebsschaden laborirt, eine schmerzhafte chirurgische Operation dulden muß, damit sein Leben gerettet werde, und ein Mann, der ein Freund vom Hause, und zugleich ein verständiger Mann heißen will, käme auf den Einfall, Ach und Weh zu rufen über den Chirurgus und seine Gehülfen, und endlich gar alle Leiden der Familie beim Anblick der Schmerzen des Vaters in ein förmliches Trauerspiel einzukleiden, so könnte man das doch wohl, ohne ungerecht zu sein, einen betrübten Einfall nen-

nen. Ob es wohl mehr ungerecht sein sollte, etwas Ähnliches bei gegenwärtigem Trauerspiele zu denken, das, von der ästhetischen Seite betrachtet, so tief unter allen vorigen Producten des sonst so geschätzten Verfassers steht, daß wir es hier nur als einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters anzeigen, das sich bis dahin mit politischen Angelegenheiten noch nicht befaßt hat. Solch ein dummer Demagoge, wie der Magister Hahn, der in diesem Trauerspiele die Hauptrolle spielt, möchte wohl unter den ärgsten Enragés der Jacobiner in Frankreich nicht zu finden sein. Zu guter Letzt läßt Hr. J. seinem Fürsten noch die große Wahrheit verkündigen, daß ein Fürst Niemanden als Gott Rechenschaft schuldig sei. Friedrich der Einzige war anderer Meinung, denn er sagt mit kurzen Worten: **Un prince est le premier serviteur et le premier magistrat de l'état; il lui doit compte de l'usage qu'il fait des impots etc. Memoires de Brandenbourg Tom. III. pag. 62.** Sollte diese Recens. von Georg Forster herrühren? —

Die G. A. sind auch sonst keine großen Freunde der Iffland'schen Charaktergemälde. Im St. 59 d. J. 1795 werden 3 Schauspiele desselben, Scheinverdienst, All zu scharf macht schartig und Alte und neue Zeit anzeigt. »Der Rec., heißt es dort, hat alle Achtung für die Gattung von Lustspielen, zu welchen die drei angezeigten Stücke gehören. Er wünscht nur, daß diese Gattung nicht im ausschließlichen Besitz von unsern Bühnen sein und bleiben möchte. Es sind drei Charakterstücke, auf welche in unserer Literatur noch lange nicht ein Intriguenstück fällt. Nur gut, daß wir den Abgang der letzteren hinter so vorzüglichen Producten der ersten Art verbergen können. Diese drei neuen Schauspiele reichen nicht an die frühern Arbeiten des Verfassers: die Jäger, Verbrechen aus Ehrsucht, Bewußtsein u. s. w. Er schreibt zu rasch und zu viel. Nachdem der Inhalt des ersten Stücks angegeben, urtheilt der Rec. kurz, aber richtig: Abermals eine zu schnelle Bekehrung. Christians Schicksal bleibt unentschieden. Überhaupt ein unbefriedigender Ausgang. —

Werfen wir noch einen Blick auf die Stellung der G. A. zu der eigentlichen Romanenliteratur.

Wie man Wieland's humoriſtiſchen Roman (Don Sylvio) in Göttingen nahm, wie ſpäter die Goethe'ſchen Romane, haben wir oben geſehen. Man kann, glaub' ich, mit Recht ſagen, daß, wie die Entwickelung des Dramas, ſo auch die des Romans die Göttinger überraſchte, und daß ſie eigentlich nie zum Bewußtſein über die verſchiedenartigen Richtungen und Zwecke gekommen ſind, welche der Roman in den ſiebziger Jahren erſtrebte. Der ſentimentale Roman, der humoriſtiſche, der praktiſch-theologiſche und der ſinnlich-epicureiſche Roman wurden nach einem Leiſten beurtheilt, nach dem der Moralität, der frommen und guten Geſinnungen, welche dadurch in dem Leſer erzeugt wurden. Das ſchließt denn nicht aus, daß mitunter ein gutes treffendes Wort geſagt, eine ſcharfe Charakteriſtik gegeben wurde, das geſchah aber erſt in den 90er Jahren. Der Mann, welcher in Göttingen das Chaos der Romanenliteratur in den Jahren von 70—90 überſchaute, und der ſelbſt einen ſchriftſtelleriſchen Gegenſatz und Mittelpunkt gegen all die Extremitäten des Herder-Goethe-Lavater'ſchen Anhangs bildete, Lichtenberg, hatte andere Organe als die G. g. A. Mochte ſein ſcharfer ſatiriſcher Ton dem ruhigen und anſtändigen Charakter der G. A. nicht zuſagen, oder, wie wahrſcheinlicher, dieſe nicht ihm, mochten perſönliche Verhältniſſe dazukommen, genug, ſeine Thätigkeit für die G. A. beſchränkt ſich auf wenige Anzeigen gelehrter in Phyſik und Mathematik einſchlagender ausländiſcher Werke. Bis 1777 ſcheint Haller auch für die ſchöne Literatur noch immer hauptſächlich thätig geweſen zu ſein, viele dieſer Anzeigen tragen wenigſtens das charakteriſtiſche dieſer alten und damals ſchon veralteten Schule an ſich. Heyne ſelbſt betrachtete die Anzeige von Romanen wahrſcheinlich nur für Lückenbüßer, weshalb ſich denn die Verwahrung »obgleich wir nicht gewohnt ſind, Romane anzuzeigen« mehrfach wiederholt. Dennoch ſind in den 70er Jahren jährlich 6 bis 8 der erſchienenen Romane angezeigt, wie z. B. Sophiens Reiſe, die dem Recenſenten ſchon der Ausnahme werth ſchien, um ſo mehr, als der Verfaſſer bei dem dritten Bande gedroht hatte, ſein Werk abzubrechen, weil kein Wochenblatt ihn mit ſeiner Kritik beehre. Der Gött. Recenſ. lobt, daß das Buch »voll Empfindung und Tugend ſei«, und iſt begierig, wie ſich Sophie aus den ihr gelegten Schlin-

gen herauswinden werde. G. A. 1771 St. 120. Bei der Anzeige des vierten Bandes 1773 St. 21 meint der Recenſ., die Entführung der Sophie ſei doch zu gemein und thue der Würde des ſchönen Geſchlechts Abbruch, wie er St. 88 bei Anzeige des fünften Bandes über das »unangenehme Ende« der Geſchichte ſehr klagt und die Hoffnung ausſpricht, daß durch eine Zugabe die Geſchichte ein wahres Ende erreiche. —

Auch bei der Anzeige der dritten Auflage »der Begebenheiten der Jungfrau Meyerin« im St. 24 wird gerühmt, »daß es dem Verfaſſer mehr um Erregung frommer Geſinnungen, als um künſtleriſche Erfindung und Verwickelung der Fabel zu thun geweſen ſei.«

Über den Inhalt des 1ſten Bandes von »Sebaldus Nothanker« wird St. 58 v. J. 1773 nur referirt und bei Anzeige der 2ten Auflage St. 135 in Zweifel geſtellt, ob die Auflage verbeſſert ſei.

Ein von dieſem engherzigen Kleben an einer beſchränkten Moral verſchiedener Geiſt tritt in den 80er Jahren hervor, und offenbart ſich z. B. bei der Anzeige von Heinſens Ardinghello, St. 125 d. J. 1787.

»Dieſe Idealiſirung eines florentiniſchen Jünglings von edler Abkunft,« charakteriſirt der Recenſent, »den Gluth des Geiſtes und früh erweckte Leidenſchaften eine nicht gewöhnliche Bahn des Lebens und der Kunſt führen, und die letztere innig mit der erſteren verweben, enthält manche ſchätzenswerthe Bemerkung für den Maler, Bildhauer und Dichter, die immer dem Charakter des Sprechenden anpaßte, und wo ſie Widerſpruch findet, der Berichtigung des Leſers überlaſſen iſt.«

»Der Verfaſſer, der ſich nicht genannt hat, verräth die Fülle ſeiner Sprache und eine durch lange Studien an Ort und Stelle erworbene Vertraulichkeit mit den unermeßlichen Schätzen Italiens.«

»Das überhebt Schreiber dieſer Anzeige, ein Wort von der Sittlichkeit der Darſtellung zu ſagen. Der ſchrankenkundige Kämpfer bedarf keines Rathes. Wenn es nach S. 120 das Anſehen haben möchte, als ſei ſeinem Ardinghello unter dem heißen Himmel, mit deſſen Reinheit ſich Petrarca's große Seele vermählte, die vorzüglichſte Ausbildung jenes Geiſtes zur Thor-

heit geworden, so darf man nach S. 26 auch vermuthen, daß er wie den Künstler auch den Menschen aus seiner Verwirrung leiten werde. Welches Publicum ihm dann noch geblieben und ob der feinere Theil desselben eben so leicht zurückzubringen als zu verscheuchen sei, läßt sich schwer bestimmen. Freilich können die Richter sagen, das ist Feuer, überall Feuer, aber nicht bloß wächserne Hausgötter erliegen seiner Gewalt. Reicht die Entschuldigung, daß die Natur es verzehrend erschaffen habe, zur Rechtfertigung dessen hin, der, seiner wüthenden Flammen bewußt, einen Brand an den Tempel der Grazien legte?« —

Von wem diese Recension ausging, darüber wagen wir keine Vermuthung auszusprechen, die Tübinger würden uns durch ein Nachschlagen in Reuß Exemplare verbinden. Später war es Bouterweck, der Heinse sehr erhob und ihn namentlich den Romantikern entgegenstellte. In dieser Beziehung müssen wir eine Stelle aus der überhaupt lesenswerthen Anzeige der Briefe deutscher Gelehrten, aus Gleims literarischem Nachlasse, von Wilhelm Körte herausgegeben, S. 99 v. J. 1806 hier mittheilen.

»Das schönste Denkmal von Seiten des Geistes, heißt es dort, ist in der vorliegenden Sammlung Heinsen durch ihn selbst errichtet. Wir haben uns innigst gefreut, hier wieder so viel Treffliches von dem Manne zu lesen, der entschieden unter die ersten, originellsten, genievollsten Köpfe Deutschlands gehört, was lange nicht allgemein und tief genug anerkannt ward und jetzt beinah vergessen zu sein scheint. Wie es möglich wurde, daß so etwas dem Verfasser des Ardinghello und der Hildegard von Hohenthal begegnen konnte, mag uns im ersten Augenblicke unerklärlich erscheinen, in welchem wir nicht an die Zeichen der Zeit uns erinnern. Heinse schrieb nicht viel und zog deshalb die Aufmerksamkeit des Publicums nicht erneuert auf sich. Er, ein wahres dem ungekünstelten Genusse geweihtes Kind der Natur, scheint keine lebendige Neigung empfunden zu haben, als ein bedeutendes Parteihaupt in der literarischen Welt sich durch mühvoll errungene Connexionen aller Art zu erhalten und seine äußere Lage bot ihm auch nicht den Gebrauch der Folie an absoluter oder relativer Vornehmheit dar, die bei den nach vornehmen Verbindungen so

ſehr lechzenden Deutſchen auch in Fixirung des Werths der erſten Köpfe der Nation ſo ſehr in Anſchlag gebracht werden. Heinſe hat alſo all der qualvollen kleinen Mittel entbehrt, die ſo ſehr zur Verbreitung der ſelbſt am beſten verdienten Glorie mitwirken. Das Angeführte und einiges Andere macht begreiflich, daß das lebendige Gefühl, daß Heinſe eins der größten Genies Deutſchlands war, nicht wie es ſollte, im größern Publico herrſcht, daß man nicht lebendig genug fühlt, wie ihn keiner in feuriger Darſtellung des Schönen, gezügelt von dem richtigſten Urtheile, in den bildenden Künſten und der Tonkunſt gleich kam und Wenige wie er Naturſcenen zu ſchildern vermochten. —

Weiter heißt es: »eben ſo wenig läßt ſich Heinſe von bedeutenden Namen blenden, wenn es auf deutſche Herameter ankommt, ſondern ſagt gerade heraus, daß dieſe ſeinem Ohre und Gefühle und Allem, was er von Poeſie und Muſik in ſich habe, unerträglich und zuwider ſind, weil eine vermaledeite, hölzerne, ungelenke Mechanik, welche allen freien Numerus ausſchließe, darin herrſche.«

Da Gervinus behauptet, daß die Göttinger auf die Griechen in Beziehung auf den Roman hingewieſen, ſo haben wir in den G. A. eifrigſt nach ſolchen Hinweiſungen geſucht, jedoch ſolche nicht gefunden. Gervinus hat wahrſcheinlich nur eine Jugendarbeit Heyne's im Sinne, die Überſetzung einer äthiopiſchen Geſchichte, Theagines und Chariklea, aus dem Griechiſchen des Heliodor, in deren Vorrede jedoch ſchon des »reizenden Agathon«, »dieſes vortreffliche Werk einer reichen, glänzenden, nach dem ſchönſten griechiſchen Ideal gebildeten Phantaſie«, nicht nur gedacht, ſondern weit über Heliodor geſtellt wird, ſo daß die ganze Überſetzung nur damit entſchuldigt wird, daß man neben größeren Leuten ſeiner eigenen Nation auch einen Fremden noch gern ſehen könne, wie man den Rhein, nachdem man ihn neben dem ſchönen Mannheim bewundert, noch mit Vergnügen an ſeinem Urſprunge in den einſamen Alpen ſehe.«

Je mehr Göttingen zum Sitze großer Gelehrſamkeit wurde, je mehr bildete ſich auch jene Vornehmheit aus, welche auf die Belletriſtik ſtolz herabſah. Daher werden denn Romane von Jahr zu Jahr weniger angezeigt, und die Anzeigen von Romanen,

auf welche man ſtößt, ſind in der Regel die allerunbedeutendſten, jetzt vergeſſenen. Nicht Werth, nicht Neuheit entſchied hier, ſondern perſönliche Beziehungen zu den Verfaſſern. So iſt z. B. Hippel erſt 1800 S. 1640 und 1801 S. 390 beiläufig erwähnt. Daß Jakobi's Romane dagegen in Göttingen Anklang fanden, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Sein Woldemar wird 1794 S. 64 ſehr lobend beurtheilt. Der Recenſent ſucht denſelben zu analyſiren. »Zweck und Abſicht, ſagt er, iſt groß, iſt edel: Menſchheit, wie ſie iſt, erklärlich oder unerklärlich, auf das gewiſſenhafteſte vor Augen zu legen: aber eben dadurch, wenn erhellt, wie leicht bald Herz, bald Kopf auch die beſten Menſchen auf Verirrungen leiten kann (äußere Umſtände noch ungerechnet), zugleich Mitleid und Schonung des Unglücklichen zu erwecken, Sympathie und Gefühl auch gegen verſchuldete Leiden, zumal ſolcher Menſchen, die ſonſt gute und edle Menſchen waren, rege zu halten und die gefühlloſe, die Menſchheit ſo ſehr entehrende Härte, die ſich in unſern Tagen viele als Patriotismus anrechnen, wo möglich zu mildern.« Man ſieht es dieſem Satze an, daß ein lateiniſcher Menſch denſelben conſtruirt hat, und wird uns daher die Tugendſätze, welche der Rec. abſtrahirt, erlaſſen. Die zweite Auflage dieſes »geiſtvollen Products« wird im J. 1796 St. 203 angezeigt, von einem andern Rec., der den erſten einen ſo competenten Richter nennt, daß er nichts hinzuzufügen habe. Wir auch nicht, als daß wir daran erinnern, daß Goethe das ſchlechte Buch, andern zum warnenden Exempel, zu Ettersburg an eine Eiche nagelte und eine ergötzliche Standrede dabei hielt.

Daß Bouterweck's Graf Donamar 1792 S. 238 und 1009 angezeigt und gelobt war, erklärt ſich aus ſeiner Stellung in Göttingen; ſeine Schweizerbriefe und den Roman Guſtav und ſeine Brüder zeigte er ſelbſt an, 1796 St. 121, mit der Bedeutung, daß er dadurch wieder gut zu machen wünſche, was die Übereilung einer jugendlichen Phantaſie verſchuldet. Der philoſophiſche Zweck ſeiner Dichtung ſei die große Lehre, daß die Wege des treuherzigen Leichtſinns und der practiſchen Verſtändigkeit eben ſo wenig, wie der Weg der verſchönernden Phantaſie zum Ziele eines glücklichen Lebens führen, wenn der Menſch, gleich ob genießend oder raiſonnirend, über das ultra quam satis est hinausſchweife. Um dieſer Lehre willen werde auch

die Philoſophie, deren Befreundung mit den Göttern der Schönheit und Kunſt der Verf. zu ſeinem Berufsgeſchäfte machen möchte, ihm hoffentlich nicht abgeneigt werden.

Thümmel's Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich wurde 1791 S. 691 angezeigt und dabei die Laune, nachläſſige Grazie, feine Urbanität des Verf. ſehr gelobt. Als 1795 St. 39 der 3—5te Theil dieſer Reiſe angezeigt wurde, motivirt der Rec. jedoch: es würde unnöthig ſein, ein Werk anzupreiſen, das das Publicum früher in den Händen gehabt als der Rec. Über die Hyper-Superlative, mit denen es bereits geprieſen worden, ſei auch nicht hinauszukommen. Das Beſte ſei alſo, daß die Anzeigen bei ihrem gemäßigten Tone blieben und des Werks in der Reihe der übrigen rühmlichſt gedächten. »Die Kunſt, aus kleinen, alltäglichen, unbedeutenden Umſtänden, charakteriſirt der Rec. ſodann glücklich, wichtige Bemerkungen, inſonderheit über die Täuſchungen, Schwächen und Thorheiten des Menſchen zu ziehen; überhaupt die tiefſten Einſichten in die geheimſten Falten des Herzens; das Talent, ſie zu entwickeln, die verborgenen Schattenſeiten hervortreten zu laſſen, und es mit der größten Kunſt dahin anzulegen, daß es ſo ganz natürlich geſchehen muß; die Einmiſchung gutmüthiger Geſinnungen mitten in Auftritten des Spiels der Leidenſchaft, Argliſt oder Selbſtſucht; dies ſind die Seiten, von denen ſich das Buch ganz vorzüglich auszeichnet, wenn auch die pſychologiſchen Ausführungen, inſonderheit in den ſchlüpfrigen Stellen der Geſchichte, ſich zuweilen ein Wenig in die Länge ziehen.« Am Schluſſe heißt es: das Ärgerniß mag der Rec. nicht geben, etwas an dem Buche nicht vortrefflich zu finden; aber das kann er dem Verf. faſt kaum verzeihen, daß er ſeine Clara ſo gar weit ſinken und zu dem verächtlichſten Geſchöpfe werden läßt, welches die Wirkung von vielem Andern ſtört.

Vieles läßt ſich aus den G. A. allein gar nicht erklären, z. B. das gänzliche Ignoriren Jean Paul's bis 1798, da das Mißfallen, welches Bouterweck an den Jean Paulſchen Dichtungen fand, offenbar allein nicht hinreicht, Schweigen zu erklären. Denn gefällt uns etwas nicht, ſo mögen wir ſchelten, wenn wir berufen ſind zu ſprechen. Ignoriren beleidigt mehr als Tadel, und wir halten uns überzeugt, daß Jean Paul's

Empfindung eine freudige war, als er die erſte Anzeige ſeiner Schriften, nämlich des Kampanerthals, in den G. g. A. St. 129 d. J. 1798 las, obgleich der Rec. mehr Tadel als Lob ſpendete. »Unter allen Schriftſtellern, heißt es dort nämlich, die je in Proſa oder Verſen, Scherz und Ernſt, Thorheit und Weisheit, Gefühl und Poſſen, und was nur irgend äſthetiſch gefallen oder mißfallen kann, auf die barockeſte Art durch einander geworfen haben, reicht keiner an den, ſchon durch ähnliche chaotiſche Schöpfungen mit Recht berühmt gewordenen Verf. dieſes Buchs. Sterne, mit dem man ihn noch am erſten vergleichen könnte, iſt gegen ihn ein Cicero an Regelmäßigkeit der Anordnung und des Ausdrucks. Einen Auszug aus dieſem Buche zu geben, fühlt Rec. ſich ſo unfähig, als eine Pindar'ſche Ode in eine Tabelle zu bringen. Nichts als die zügelloſe Laune des Verf. hält den Gedankenfaden zuſammen. Sein Buch hat, wenn einen Anfang, doch gewiß weder Mitte noch Ende. Querfeldein wird erzählt, phantaſirt, philoſophirt, ſarcaſtiſirt, gerührt und amüſirt. Und in dieſem Quodlibet erkennt man auf jeder Seite einen der vortrefflichſten Köpfe. Durch Freiheit des Geiſtes und Adel des Gefühls, durch die lieblichſte Schwärmerei und die gerechteſte Satire zieht er unwiderſtehlich ſelbſt den Kritiker an. Warum muß neben dem Schönen ſo viel Froſtiges, neben dem reizend Natürlichen ſo viel Gezwungenes und bei den Haaren Herbeigezogenes, neben dem Treffenden ſo viel Mattes, neben dem Witzigen ſo viel kindiſch Poſſirliches ein Buch entſtellen, das ſonſt jeder Leſer von Geiſt und Seele zu ſeinen liebſten Büchern zählen würde? Warum muß ſich ein ſolcher Kopf, und wie es ſcheint, recht abſichtlich, gerade in dem vernachläſſigen, was ihn auszeichnet? Si qua fata aspera rumpas, Tu Marcellus eris.«

Welcher neuere Kritiker und Literarhiſtoriker, H. Heine, Gervinus, Gutzkow, Laube, hat in ſo wenig Zeilen ein ſo treffendes Charaktergemälde Jean Paul's entworfen? Aber Bouterweck hatte ſich in dieſer Charakteriſtik auch erſchöpft, das ſieht man an der dürren Anzeige des Titan v. J. 1803 S. 214. Jean Paul hatte den in der That guten Rath Bouterweck's nicht befolgt, welches denn die G. A. abermals mit Ungnade beſtraften, da weder Katzenberger, noch der Kampaner, noch Titel,

ſelbſt nicht die Flegeljahre einer Anzeige gewürdigt wurden, und erſt als Bouterweck von den Romantikern der »göttlichen Plattheit« beſchuldigt war, brach ſein Zorn gegen die Richterſche Manier aus, bei Anzeige der Levana St. 207 d. J. 1806.

»In der Proſa, ſagt der Rec., ſoll hervorragend der Gedanke herrſchen, welchem die auch hier noch ſo wichtige Sprache untergeordnet erſcheint. Aber zur Einwirkung auf den Verſtand, auf das Gemüth behält die Sprache den höchſten Werth. Lähmen, erſäufen kann ſie den Gedanken durch Geſchwätzigkeit. Kraft des Ausdruckes auf der einen, Witz auf der andern Seite, wird die Stärke des Eingangs des Gedankens beſtimmen. Allein nur bei dem nicht geläuterten oder geſünderen Geſchmack eines Zeitalters kann es für den Augenblick Mode ſein, Dunkelheit im Stile zu ſchätzen, durch welche da, wo weder die Neuheit, noch das ſchwer zu Faſſende des Gedankens einen klaren Vortrag für denkende Leſer verhindert, die Mühe, die ſonſt darauf gerichtet war, das an ſich Schwerſte zu verdeutlichen, jetzt völlig umgekehrt ihre Anwendung erhält. Das nämliche gilt von dem geſchraubten Witze, der ſtets Anſpielungen, Gleichniſſe ſucht, Bücher belehrenden, ernſten Inhalts in ernſter belehrender Abſicht geſchrieben, in einem Charaden- und Räthſelſtyle vorträgt. Dieſe Manier nach H. Richter's eigenem Ausdrucke »ein Epigrammen-Zeitpack, der uns jede Minute zu einem neuen Anfang und Sprunge antreibt«, iſt in großer Ausdehnung eine ſchlechte Manier. — Daß dieſer Schriftſteller ſo viel in einer geſuchten, ſich gleichbleibenden pretiöſen Manier ſchreiben, und dabei ein bedeutendes, großen Theils ihn gewiß nicht verſtehendes Publicum haben ſollte, wie Hr. Richter, das iſt eine Erſcheinung, die ſich in keiner Literatur in den Zeiten ihrer höheren Ausbildung, als nur in der deutſchen, findet. Wir ernſten, von Seiten einer gewiſſen Moralität noch ſo achtungswürdigen Deutſchen, ſind in Rückſicht des Hanges zu dem Neuen in der Manier ſeit einem Zeitraume das frivolſte Volk der Erde geworden. Die ſchlechte Manier eines mittelmäßigen Kopfes wäre ſicher nicht einer ſo langen Rüge werth. Allein wir halten Hr. Richter für einen ausgezeichneten Kopf und bedauern es daher innigſt, daß die Exuberanz einer ſchlechten Manier und ſeine Geſchwindſchreibe-

rei ihm hinderlich sein wird, ein classischer Schriftsteller der Nation für die Nachwelt zu bleiben.« Auf das Werk selbst bezüglich, heißt es dann: »was Rec. in Beurtheilung des Verfassers als lehrenden Schriftstellers am meisten schätzt, ist ein gewisser Reichthum an eigenen Ideen, der nicht seinen Excerpten die Entstehung verdankt, und besonders in diesem Reichthum, um in der neuen Sprache einer gewissen Schule zu reden, die göttliche Plattheit, die Aussprüche des gesunden Verstandes, die sich mitunter in ihm finden.«

Das Einzelne, was Rec. dann noch tadelt, können wir nicht hervorheben, da es nur unser Zweck sein kann, die Hauptrichtungen hervorzuheben.

Die Periode der classischen Kritik, unserer schönen Literatur, wenn wir so sagen dürfen, ist mit dem Jahre 1808 aber für die G. g. A. vorüber. Wir stoßen nur noch auf einzelne Ausfälle gegen die Romantiker, von denen wir einige ausheben wollen.

Bei der Selbstanzeige seiner Ästhetik i. J. 1807 St. 27 sagt Bouterweck: »vor etwa 8 Jahren wurde dieses Werk als Grundlage zu academischen Vorlesungen entworfen. Damals ahnte man noch wenig von der allerneuesten Modephilosophie und ihrem jüngsten Kinde, der allerneuesten Modeästhetik oder Kunstlehre, die aus dem Unendlichen schöpft, mit dem Unendlichen anfängt und endiget. Auch sprach man damals noch wenig von der neuen romantischen Kunst, nach deren Principien nichts so abenteuerlich, buntscheckig und phantastisch ersonnen sein kann, das nicht danach vortrefflich, ja göttlich wäre, wenn es nur ein »Streben des frommen Gemüths nach dem Heiligen und Höchsten« auszudrücken scheint, und dieses Streben in Versen vorzüglich durch die Poesie des Reims im Doppelreim, Zwischenreim — Assonanzen kund thut.«

Bouterweck behauptete schon damals, daß der poetische Mysticismus der romantischen Schule, so wohl der echte als der unechte dem Geiste des Protestantismus gerade zu zuwider sei. G. g. A. 1807. St. 151. p. 1512.

Er scherzte über die Kindlichkeit des Hrn. Ludwig Tieck, und fand in Novalis die moderne augustinische Form. Bei Anzeige des 6ten Bandes seiner Gesch. der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des 13ten Jahrh. St. 106. Jah. 1807 äu-

ßert er: »den deutſchen Kritikern unſerer Tage, wenigſtens denen, die den lauteſten Ton angeben, wird nicht einmal die Gerechtigkeit gefallen, welche der Verf. den franzöſiſchen Dichtern wiederfahren läßt. Sie werden vermuthlich auch in das Lob, welches er den Meiſtern der franzöſiſchen Beredſamkeit ertheilt, keineswegs einſtimmen, weil die claſſiſche Schönheit der franzöſiſchen Proſa Alles Phantaſtiſche, Affectirte und Überwitzige ausſtößt, was in der Sprache einiger neuer Kritiker unter den Deutſchen genialiſch heißt.«

Obgleich Franz Horn (Kritik der deutſchen Poeſie und Beredtſamkeit) der romantiſchen Schule angehört, oder wie Rec. ſagt »dem Geiſte und der Manier nach die Farbe des Zeitgeiſtes und der neuen Schule trägt,« ſo wird ſein Werk im Ganzen doch nach Gebühr anerkannt. St. 94. v. J. 1807 — man vergleiche auch St. 48. p. 477.

Auch Adam Müller's Vorleſungen über deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt werden ſehr gelobt und nur getadelt, daß derſelbe die Schulausſprüche über das Antike und Romantiſche theile. »Und wo man endlich gar eine Überſicht der deutſchen Literatur nach den verſchiedenen Fächern und Zeitaltern erwartet, um ſich eines Beweiſes über die patriotiſchen Behauptungen des Verf. zu erfreuen, da hört man ihn, den ſonſt ſo liberalen Kritiker, mit ſeiner eigenen und vermittelnden Kritik nur als Schüler und Anhänger einer Partei raiſonniren, die vor etwa 10 Jahren, als die Kant'ſche Schule ſich auflöſ'te, entſtand, und ſeit dieſer Zeit durch den Lärm und Unfug, den ſie in allen Theilen der deutſchen Literatur ſtiftet, und durch ihre ungeheuren Anmaßungen dem deutſchen Publicum hinlänglich bekannt iſt. G. g. A. 1807. p. 1483. Eine harte, aber gerechte Würdigung empfängt Werner's Martin Luther oder Weihe der Kraft. Bouterweck eifert aber jedenfalls zu rigoros gegen die Darſtellung des Kirchlichen auf dem Theater — was würde er erſt zu unſern neuen Opern geſagt haben, von denen keine ohne ein Stück Kirchenmuſik, eine Meſſe, ein Gebet u. dgl. exiſtiren kann.

Was er gegen den Theaterprunk ſagt, iſt noch immer ſehr beherzigenswerth, ob das Berliner Theaterpublicum jetzt ein an-

deres geworden ist, steht dahin. Die Anzeige findet sich in demselben Jahrgange p. 405.

Indessen wurden die westphälisch-französischen Einflüsse auf die G. g. A., wie wir in dem nächsten Abschnitte sehen werden, immer entschiedener; mit der Productivität deutscher Poesie und Literatur hörte natürlich auch die Kritik auf, und wir haben nur noch aus dem Jahre 1810 die Anzeige A. W. Schlegel's Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur zu erwähnen.

Obgleich Schlegel dem Recensenten (Bouterweck), wie dieser erwähnt, in jenen Vorlesungen ganz plötzlich und aus dem Hinterhalte einen Schlag versetzte, so vergalt dieser nicht Gleiches mit Gleichem, er begann vielmehr: »Es ist ein Vergnügen von eigener Art, einen Schriftsteller von Geist, Kenntnissen und ausgezeichneten Talenten nach mancherlei seltsamen Verirrungen wieder auf dem geraden Wege seiner Bestimmung zu erblicken. Mit diesem Vergnügen zeigen wir das Werk an, ohne uns durch gewisse Äußerungen des Verfassers, die den Unwillen uneingenommener Leser reizen müssen, in der gerechten Schätzung des Verdienstes irre machen zu lassen.«

Das ist noble Göttinger Art, daran müssen die G. A. festhalten und unsere heutigen Journalisten sollten sich dieselbe zum Muster nehmen.

Weiterhin heißt es dann: »Schlegel's Buch ist das vorzüglichste, was seit Lessing über dramatische Kunst und Literatur geschrieben worden. Selbst Lessing, der sich durch die Dramaturgie Diderot's zu einer falschen Würdigung des Natürlichen in der Kunst hat verleiten lassen, irrt oft neben dem Wege vorbei, der den Verfasser zum Ziele führt. Das Werk ist überdies mit nicht gemeinen Kenntnissen ausgestattet. Die Gedanken sind klar, bestimmt und im Ganzen vortrefflich entwickelt. Der Stil ist elegant, leicht, durchaus nicht mit Kraftworten belastet.«

Bouterweck macht dann einzelne Ausstellungen, z. B. gegen die Behauptung, daß man der Bildung der Griechen durchaus keinen höhern Charakter zugestehen dürfe, als den einer geläuterten, veredelten Sinnlichkeit, welche mit der Erklärung und Hochstellung der griechischen Tragödie doch schwer in Übereinstimmung zu bringen sei.

Bei Anzeige der zweiten Abtheilung im St. 42 macht Bou-

terweck die Bemerkung: »Einſeitig darf man Schlegel's Geſchmack nicht nennen, wohl aber, wenn es erlaubt iſt bei der Metapher zu bleiben, dreiſeitig. Was ihm ganz gefallen ſoll, muß entweder griechiſch oder romantiſch, und zwar das Romantiſche entweder ſpaniſch oder engliſch ſein. Geneigt zu Extremen in den Entgegenſetzungen findet er das Vorzüglichſte in den griechiſchen Dramen da, wo es ſich am weiteſten vom Romantiſchen entfernt, und unter den romantiſchen Schauſpielen haben ihn die ſpaniſchen und engliſchen, die dem Geiſte und der Form nach durchaus verſchieden von den griechiſchen ſind, ſo gefeſſelt, daß er ſelbſt in ihren Fehlern eine beſondere Vollendung der Kunſt zu erblicken glaubt.«

---

3) Wir wenden uns zur Hiſtorik und Politik.

Göttingen iſt die Geburtsſtätte einer für die Hiſtorik ganz unentbehrlichen Wiſſenſchaft, der durch einen barbariſchen, weder griechiſchen noch lateiniſchen Namen ſo getauften Statiſtik. Denn obgleich Renk ſchon im 17ten Jahrhundert im Helmſtädt Vorleſungen de notitia rerum publicarum hodiernarum hielt (vgl. ſein opus posthumanum de notitia u. ſ. w.), ja ſogar im 15ten und 16ten Jahrhundert ſchon in Venedig ſtatiſtiſche Notizen geſammelt wurden, ſo hat doch erſt Archenwall durch ſeine »Staatsverfaſſungen der europäiſchen Reiche, 1749,« eine wiſſenſchaftliche Methode eingeführt, und iſt daher nicht mit Unrecht Vater der Statiſtik genannt. Während ſo von Göttingen aus der Staat ſelbſt zuerſt in die bloße Dynaſtiengeſchichte hineingezogen wurde, Büſching die Erdbeſchreibung cultivirte, Schlözer in unſerer Periode zuerſt Publicität in die Statiſtik brachte, war es auf der andern Seite Gatterer, welcher nicht nur zuerſt auf die Sprache als das Unterſcheidende bei Claſſificationen der Urvölker hinwies, ſondern auch Culturgeſchichte zuerſt mit der politiſchen Geſchichte verband. — Wir haben hier ſo weit ausholen zu müſſen geglaubt, weil Gervinus dieſe erſten von Göttingen ausgehenden Beſtrebungen unverdient ignorirt, nur auf Schlözer, Meiners, Plank und Spittler hinweiſet, und den Namen Gatterer's nicht einmal erwähnt. Die Wirkſamkeit Gatterer's, Büſching's, Archenwall's in dieſer Beziehung für die G. A. fällt in die vorige Periode, und mag man uns unintereſſante

Beispiele anzuführen erlassen. In dieser Periode sind es Schlözer und Meiners, Plank und Spittler, später Rehberg, Brandes, Sartorius und Heeren, welche unsere Aufmerksamkeit von vorn herein fesseln.

Schlözer jedoch, so sehr bedeutend seine Persönlichkeit in Göttingen hervortrat, und so sehr bedeutend seine historische und politische Wirksamkeit in der Literatur (trotz seines Grundirrthums, den Staat für eine Erfindung zu halten) war,*) hat für die G. A. unmittelbar gar nicht gewirkt. Denn außer einigen Recensionen, historische Werke des Nordens betreffend, welche er 1766 bei einem Besuche in Göttingen von Petersburg schrieb, finden sich keine Anzeigen von ihm, wenn nicht seine Thätigkeit im hohen Alter, etwa seit 1800, wieder begonnen hat, worüber wir bei seinem Biographen keinen Aufschluß gefunden. Die Redaction seines Briefwechsels und seiner Staatsanzeigen, für seine Zwecke ein besseres Organ als die G. A., entzogen diesen seine Theilnahme. Persönliche Verhältnisse, deren Erörterung hier zu viel Platz einnehmen würde, thaten das ihrige hinzu.

Desto größer war dagegen Meiners Wirksamkeit für die G. A., Meiners, der zu Schlözer in ziemlichem Gegensatz stand. Denn während Schlözer das rein politische Element in der Geschichte verfolgte, hatte Meiners nur culturgeschichtliche Zustände im Auge, verglich die verschiedenen Völker und Zeiten, und begleitete diese Vergleichungen mit einem uns jetzt seicht erscheinenden breiten, moralischen Raisonnement. Meiners lebte und webte in jener sonderbaren Abneigung gegen die mongolische Race, die er für höchst untergeordnet hielt, während Schlözer gerade den Mongolen, den Arabern und Türken diejenige Bedeutung vindicirte, welche ihnen in der Weltgeschichte zukam, und dagegen das classische Alterthum beinahe zur Caricatur verzerrte, indem er das Griechenthum und seine Helden etwa in der Weise auffaßte, wie Shakespeare in Troilus und Cressida. Meiners Anzeige von Reisegeschichten u. s. w. mögen einzelne gute Bemerkungen enthalten, etwas Ausgezeichnetes oder ganz Neues enthalten sie nicht, da Meiners selbst bloß auf dem Standpunkte der Populärphilosophen stand, und ihm das Mo-

*) Vergl. Dr. A. Bock: Schlözer. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

ralische, das Nützliche und Brauchbare die Anlehnungspunkte gab. Plank war es, der nicht allein durch seine Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs die Historik selbst auf einen höhern Standpunkt hob, Spittler dadurch anregte, sondern auch in vielen einzelnen Bemerkungen auf eine ähnliche Bearbeitung der ganzen Geschichte hindeutete, wie er sie in jenem Buche versucht hatte. Wir kommen noch einmal auf Plank zurück und wenden uns hier zu Spittler, der von 1779 bis 1797 in Göttingen lebte und lehrte. Er repräsentirt den eigentlichen Charakter Göttingens, den auf das Empirische und Pragmatische gerichteten. Wie er gegen »das Hineintragen jenes Sturmes und Dranges in das stille Reich der Geschichte« kämpfte (bei Anzeige von Anton's Geschichte der teutschen Nation 1794 St. 23), eben so suchte er die Nothwendigkeit eines allgemeinen philosophischen Princips für die Geschichte zu bestreiten und abzuwehren. Mit Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit hatten sich die Empiriker, namentlich Spittler, schon aus dem Grunde befreundet, weil Herder von dem Grundsatze ausging, jedes Volk für das anzusehen, was es war und seiner Lage nach sein konnte, wodurch dann zuerst jene liberaleren Ideen in die Geschichte der Menschheit gebracht und jene egoistischen Grundsätze verscheucht wurden, nach denen wir nach dem Maßstabe unserer Cultur die sittliche und bürgerliche Ausbildung fremder und entfernter Völker zu messen pflegen, die nach ihrer Lage und ihren Verhältnissen so wenig das werden konnten, was wir sind, als es uns unmöglich ist, das zu werden, was sie sind und gewesen sind. Auch fand man bei Herder mehr geistreiche Ahnung als metaphysische Tiefe. Kant's Aufsatz: Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Hinsicht, hatte nicht die Aufmerksamkeit erregt, welche sie verdient; sein Buch zum ewigen Frieden war damals erst erschienen, als ein junger Mann, dem es zwar nicht an einer gewissen philosophischen Bildung, aber gleichfalls an metaphysischer Tiefe fehlte, von jenem erstern Aufsatze Veranlassung nahm: Grundlinien zur pragmatischen Weltgeschichte, als Versuch sie auf ein Princip zurückzuführen, zu ediren. Dies war Pölitz. Das Princip, nach dem von ihm die pragmatische Weltgeschichte ausgehe und

auf das ſie alles zurückführe, behauptete er, könne kein anderes ſein, als die von der Vernunft aufgegebene Annäherung an den Endzweck der Welt, durch ſtufenweis fortſchreitende Entwickelung und Ausbildung aller Anlagen und Kräfte des geſammten menſchlichen Geſchlechts! Gegen dieſe Anſicht traten nun die G. A. und in ihnen wahrſcheinlich Spittler auf. Er behauptete St. 22 d. J. 1795 — »wenn der erſte Zweck der Geſchichte nicht verkannt werden, wenn ſie die treue Erzählerin der vergangenen Begebenheiten bleiben ſolle, ſo folge daraus, daß ſie von allem äußerm Einfluſſe, philoſophiſchen nicht weniger als theologiſchen, rein erhalten werden müſſe, und daß wenigſtens die Gefahr, ſich von ihrer Hauptbeſtimmung zu entfernen, in eben dem Maße zunehme, als man jenem Hauptzweck einen andern unterzuordnen anfange.« Hier ſtellt ſich wieder der Grundirrthum der bloßen empiriſchen Wiſſenſchaft heraus, daß ſie nicht anerkennt, wie ſchon zu jeder ſinnlichen Erkenntniß nichtſinnliche Begriffe, Urtheile und Schlüſſe, bewußt und unbewußt hinzugebracht werden, und daß, je reicher der Menſch an Verſtand, Vernunft und Phantaſie gebildet iſt, deſto gründlicher, richtiger und reicher auch ſeine Geſchichtserkenntniß ſein wird, wie denn überhaupt eine Verkennung des Werthes der ſpeculativen Erkenntniß bei dieſem Urtheile zum Grunde liegt. Erwägt man dagegen, daß Pölitz Verſuch ein höchſt ſchwacher war, daß er den Werth der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft, wie ſie Spittler vorſchwebte, verkannte und herabſetzte, da er ſie ein bloßes Aggregat von Factis nannte, ſo waren die G. A. berechtigt dagegen zu behaupten, ſie ſei nicht ein Aggregat, ſondern ein Continuum, eine beſtändige Reihe von Urſachen und Wirkungen, berechtigt, Pölitz eine gänzliche Vernachläſſigung des kritiſchen Studiums der Geſchichte in ihren Quellen vorzurücken. Die ganze Frage, ob die Geſchichte philoſophiſch zu behandeln ſei, hatte aber damals nur die Bedeutung, ob ein weiteres Fortſchreiten der geſammten Menſchheit zu einem höhern Grade von Vollkommenheit anzunehmen ſei, und dieſe Behauptung beſtritten denn die Göttinger als eine Hypotheſe, von welcher die Geſchichte das Gegentheil ergebe. Spittler that hier aber einen richtiger ahnenden Vorblick, indem er ausſprach: »daß die Frage, wozu denn endlich dies Treiben und Drängen ſo unzähliger Kräfte führen

ſolle, außer den Gränzen unſers Geſichtskreiſes liege, ſo lange wir nicht das Verhältniß kennten, in welchem die geſammte Menſchheit mit dem übrigen Weltall ſtehe, da man früher unmöglich beſtimmen könne, ob dieſe (Erd-) Menſchheit ihren letzten Zweck ſchon in ſich ſelbſt habe, oder ob ſie vielmehr nur ein Glied in der Kette der vernünftigen Weſen ſei, welches mit den übrigen in unmittelbarer Verbindung ſtehe.« Die höchſte an die reinſte Philoſophie der Geſchichte zu ſtellende Forderung, alles Leben als das Eine Leben in Gott, nach der Weſenheit des Lebens ſelbſt zu erkennen, war damit geahnet. Da Pölitz nun dieſe Anforderung, ſo wenig wie irgend einer ſeiner Vorgänger (Voltaire unter dem Namen des Abbé Bazin, Leibnitz und ſelbſt Kant) befriedigt hatte, ſo war Spittler allerdings berechtigt, auf die ungeheure Kluft aufmerkſam zu machen, welche zwiſchen der Erfahrung und jener Idee liege, und auszuſprechen, daß ein unbefangener Forſcher ſein Urtheil wenigſtens — *aufſchiebe*, berechtigt auch, ſeine Zweifel geltend zu machen. »Wie wir auch die Geſchichte anſehen, ſo zeigt ſich uns höchſtens das Fortrücken *einzelner* Nationen (wir ſagen *höchſtens*, denn auch bei dieſem wurde der große Haufen ſelten um vieles klüger); aber in keinem einzigen Zeitalter und von keiner einzigen Seite betrachtet, ein Fortrücken des ganzen menſchlichen Geſchlechts, auch nicht einmal dem größten Theile nach. Ja, wenn es gleich ſein mag, daß die jetzigen aufgeklärten Länder Europas *intenſiv* einen höhern Grad von wiſſenſchaftlicher und moraliſcher Bildung erreicht haben, ſo wird es doch dem Geſchichtsforſcher nicht ſchwer zu beweiſen ſein, daß eben dieſe Cultur im Vergleich mit andern ſehr entfernten Zeitaltern, an *Extenſion* gar viel verloren habe, welches doch, ſobald wir unſer Augenmerk auf die *geſammte* Menſchheit richten, die Hauptſache iſt.« Und das Augenmerk auf Geſetzgebung und Politik gerichtet, fragt Spittler: »Sind die aufgeklärteſten Nationen der Erde, mit ſehr wenigen Ausnahmen, jetzt weniger der Willkür und dem Eigenſinne eines Einzelnen unterworfen, oder pflegen ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, ſich weniger von den Ränken ehrſüchtiger oder eigennütziger Volksanführer beſtricken zu laſſen als vor 2000 Jahren in Griechenland und Rom?« — Eben ſo ſprachen ſich die G. g. A. bei Anzeige der in Leipzig gehaltenen Abſchiedsvorleſung

Pölitzens: Über den nothwendigen Zuſammenhang der Philoſophie mit der Geſchichte der Menſchheit, St. 86 deſſ. J. aus. »Die eigentliche Beſtimmung des Hiſtorikers ſei und bleibe, heißt es dort, die geſchehenen Begebenheiten in ihrem vernünftigen Zuſammenhange zu kennen, und weil die Geſchichte uns Wahrheiten, und zwar für das practiſche Leben unendlich wichtige und brauchbare Wahrheiten lehre, ſo verdiene ſie es um ihrer ſelbſt willen, von denkenden Menſchen erlernt zu werden, und es bedürfe keines allgemeinen philoſophiſchen Princips, um ſie erſt zuſammenhängend, nützlich und eines vernünftigen Menſchen würdig zu machen. Mithin finde zwiſchen Philoſophie und Geſchichte kein nothwendiger Zuſammenhang Statt.« Dieſer Schluß, auf deſſen Conſequenzen tauſend Irrthümer aufgebaut ſind, und der von Göttingen aus immer vertheidigt worden, iſt aber falſch. Die empiriſche Geſchichtswiſſenſchaft, die geordnete Erkenntniß des wirklich Geſchehenen, hat ihren Selbſtwerth, wie jede Wiſſenſchaft, allein ſie kann und ſoll der Philoſophie, der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß des Ewigweſentlichen, Nothwendigen, für alle Zeit Geltenden, auch Deſſen, was geſchehen ſoll, nicht entbehren, da ſie ja allein den Maßſtab giebt, dasjenige, was wirklich gelebt worden und in der Zeit wirklich wird, an dem, was werden und gelebt werden ſollte, zu würdigen. Die höhere Geſchichtsanſchauung und Darſtellung wird alſo immer nur auf einer Vereinigung zweier ſonſt heterogenen und aus ganz verſchiedenen Erkenntnißquellen fließenden Wiſſenſchaften beruhen müſſen. Der Spott, mit welchem Spittler ſagt: »richtiger und deutlicher wäre es doch, man ſpräche von Geſchichte a priori (wie es nach den Entdeckungen der neueſten Philoſophie in der Welt hat hergehen müſſen) und a posteriori, wie es laut den vorhandenen Berichten darin hergegangen iſt«, beweiſet den Unglauben deſſelben an die Speculation überhaupt, durch den ſich Göttingen auszeichnet. Freilich ehe das Leben und die Weſenheit deſſelben, das was alle Weſen an ſich ewig ſind, worauf ſich der Grundtrieb ihres Lebens richtet, was ſie durch ihre innere Nothwendigkeit erſtreben, was gleichſam die Seele alles ihres Bemühens, aller ihrer Lebensarbeit iſt, philoſophiſch erfaßt war, war es voreilig, Geſchichte con-

ſtruiren zu wollen, und namentlich war Pölitz Verſuch mißglückt. Aber die Forderung an die Geſchichte zu ſtellen, ſich mit der Philoſophie zu vereinigen, war höchſt wichtig. Leider war Pölitz nicht der Mann, die Nothwendigkeit einer ſolchen Vereinigung zu beweiſen, und obgleich er daher gegen die erſte vorhin erwähnte Recenſion ein ganzes Buch ſchrieb, ſo zeigte ſchon der Titel deſſelben, daß er die Frage von einem falſchen Geſichtspunkte auffaßte. Der Titel lautete nämlich: »Sind wir berechtigt, eine größere künftige Aufklärung und höhere Reife unſeres Geſchlechts zu erwarten? Mit ſteter Hinſicht auf die gegenwärtigen Zeitumſtände unterſucht.« Spittler fertigte ihn im St. 115 der G. A. von 1795 damit ab, daß er ſagte, das Buch ſei ein Beweis, daß man ſehr wohl über die Fortſchritte in der Humanität geſchrieben haben könne, ohne eben ſelber große Fortſchritte darin gemacht zu haben, zugeſtehend, daß der menſchliche Geiſt zwar an intenſiver Cultur fortrücke, daß aber ein extenſiver Wachsthum der Cultur nach Zeugniß der Geſchichte nicht Statt habe, und die einzelnen wirklich fortgeſchrittenen Völker, ſo lange wir nicht die vielen Millionen unſerer Brüder in Aſien, Afrika, Amerika und Auſtralien in den Rang der Orangoutangs ſetzen wollten, bei weitem noch nicht zahlreich genug ſeien, um für Repräſentanten des ganzen menſchlichen Geſchlechts zu gelten.

Wir haben hier chronologiſch vorgegriffen, weil uns dieſe Recenſionen das beſte Beiſpiel gaben, zu zeigen, auf welche Seite ſich die Göttinger bei dem ſich ſeit den 80er Jahren immer mehr offenbarenden Zwieſpalt zwiſchen Geſchichte und Philoſophie ſtellten und wie ſie ſelbſt die Forderung einer Vereinigung beider Wiſſenſchaften abwieſen. Auf die Frage nach der Veredlungsfähigkeit der Menſchheit, welche damit in enger Verbindung ſtand, und welche überhaupt eine weit größere Rolle ſpielt, als bisher anerkannt ſcheint, kommen wir noch öfterer zurück. Eine Charakteriſtik Spittler's, ein Hervorheben ſeiner Verdienſte um die europäiſche Geſchichtswiſſenſchaft, wird man uns um ſo eher erlaſſen können, da dieſe ſo oft vor uns und von den bedeutendſten Männern gegeben iſt. Wir wollen daher aus ſeinen Anzeigen nur einiges Charakteriſtiſche oder ſonſt Intereſſante hervorheben. Die ausführlichen Mittheilungen daraus unterlaſſen wir, weil Wächter bei Herausgabe der ſämmtlichen Werke

Spittler's den größten Theil derſelben geſammelt hat, ſo daß wir hier eigentlich nichts zu retten oder aus dem Verließ der hunderte von Bänden der G. A. hervorzuziehen haben.

So müſſen wir wenigſtens jene Anzeige von Joh. Müller's Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaften im St. 4 der G. A. von 1781 erwähnen, welche Müller's Darſtellungsweiſe und Sprache hart tadelte und ihn ſo ſehr betrübte, daß die G. A. noch 1807 im St. 19 dieſelbe wieder gut und vergeſſen zu machen ſuchten, damals war es Johannes von Müller aber, der Göttingen von Caſſel aus regierte. Auch jene Recenſion der Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der ſpaniſchen Regierung von Schiller, 1789 St. 7, iſt von Spittler. Er erkannte Schiller's Talent wie ſeine Fehler an, und gab ihm den Rath, *ſchneller zu ſchreiben*, als er wahrſcheinlich thue, weil er ſich zu lange bei den Charakteren und der Introduction der Begebenheit verweile — *mehr deute*, als erzähle. Hierin iſt ſchon der Kern jenes *Tadels* enthalten, den ſpäter Niebuhr und jüngſt Gervinus auf Schiller als Hiſtoriker geworfen haben.

Höchſt intereſſant iſt die Anzeige von **Mirabeau de la Monarchie prussienne sous Fréderic le Grand**, 1789 St. 50. Spittler ſelbſt klagt darüber, daß zwiſchen dem erſten Leſen und der Recenſion ſo viele Zeit verfloſſen ſei, daß er darüber kalt geworden, daß der herrliche Zauber der Sprache verſchwunden. Das Buch enthält ihm zu wenig ſicheres Wahrheits-Reſultat. Aber Mirabeau hatte doch ſchärfer geſehen, wie das Jahr 1806 zeigte. Spittler predigte aber auch hier die Lehre, auf die er mit ſo großem Rechte immer und immer zurückkam: »*daß Staaten zweiten und dritten Ranges* (warum nicht jeder Staat!) *nur in der Förderung der Cultur und Aufklärung ihren eigenen Schutz, in der ununterbrochenen gleichförmigen Pflege derſelben die ſichere Garantie ihrer Unabhängigkeit fänden!* —

Zu der Zeit war die franzöſiſche Revolution ſchon ausgebrochen. Spittler war enthuſiasmirt, die Unvorſichtigkeiten, welche er ſich, nach Rehberg's Andeutung, hatte zu Schulden kommen laſſen, waren wahrſcheinlich nicht ſchriftlicher, ſondern mündlicher Art. Wir haben wenigſtens in den Anzeigen von

1789 und 1790 dergleichen nicht gefunden. Bei Anzeige des Buches: **Des droits et des devoirs du Citoyen. Par l'Abbé de Maby** — St. 130 v. J. 1789, hebt der Rec. freilich hervor, daß der Verfaſſer völlige bürgerliche Gleichheit und deshalb Gemeinheit der Güter fordere — und ſcheint mit demſelben anzuerkennen, daß die geſetzgebende Gewalt ein unveräußerliches Naturrecht der ganzen Nation ſei, wie er es für einen weiſen Rath, wenigſtens nach der Theorie des Verfaſſers, erklärt, daß alle 25 Jahre und nach jedem Kriege eine Reviſion der ganzen Staatsverfaſſung vorgenommen werden ſolle, allein das war wohl jene Unvorſichtigkeit nicht. Oder ſollten dieſelben in jener Reihe von Anzeigen über Schriften, die franzöſiſche Revolution betreffend, enthalten ſein, welche das Jahr 1790 mit dem Stücke 22 brachte? Denn bei Gelegenheit der Anzeige des: **Exposé de la conduite de M. Mounier dans l'Assemblé Nationale. Et les motifs de son retour en Dauphiné**, und des Berichts an die Gemeinde Straßburgs über die Lage der Nationalverſammlung im October dieſes Jahrs, von Joh. von Türkheim, Abgeordneten der Stadt Straßburg, 1789, billigt zwar Spittler den Rücktritt Mounier's nach den abſcheulichen Auftritten vom 5ten bis 6ten October und hofft, daß ſeine Schrift zur Decreditirung Mirabeau's beitragen werde.

Aber er iſt Freund Mounier's, »welcher klar einſah, daß mit Abthuung der wichtigſten einzelnen Beſchwerden nichts gethan ſei, daß eine ganz neue Conſtitution gegründet werden müſſe, daß die engliſche ihm die erprobteſte ſchien.« Er hält ihn zwar nicht für einen Mann von glänzendem, großen Geiſte, aber für um ſo ſyſtematiſcher und conſequenter, — »wie ſein Kopf, ſo ſein ganzer Charakter, ein Mann aus einem Stücke.« Spittler lobt, daß er ſtandhaft gegen die Benennung Nationalverſammlung geweſen und bedauert, daß er hier ſchon den Einfluß der Clubs auf die Berathungen, noch mehr den der Gallerien habe fühlen müſſen. Er lobt, daß M. es war, welcher den Eid vorſchlug, daß die Deputirten, der König möge befehlen, was er wolle, nicht eher auseinander gingen, bis die neue Conſtitution fertig ſei, — daß er den Vorſchlag machte, keine königlichen Truppen ſollten in den Verſammlungsſaal, und daß er mit

Mirabeau zuſammen ſtimmte, die zuſammen gezogenen Truppen ſollten enfernt werden. Er lobt, daß Mounier den vortrefflichen Plan entwarf, wie mit Ausarbeitung der Conſtitution ſolle verfahren werden (in allen Büreaus, dann an das Centralbüreau) und meint, daß viel Unheil, wenigſtens die Gräuel vom 5ten bis 6ten October unterblieben wären, wenn dieſe Einrichtung geblieben. Spittler tadelt das Abſtimmen durch Sitzenbleiben und Aufſtehen, auch Mounier wollte bei wichtigen Sachen ein Abfragen der Einzelnen, da mancher Einzelne, der nicht die Tribüne beſteigen mochte, doch vielleicht in drei Worten beim Votum etwas Wichtiges geſagt hätte, er tadelt mit Recht, daß es nicht mehr bei dem: »heute Motion, morgen Deliberation« blieb, daß nicht mehr 3 Tage über wichtige Punkte debattirt wurde, daß man die Dinge durch Acclamation und Inſpiration betrieb. »Es iſt kein Wunder, ſagt der Rec., daß alsdann ſolche Schlüſſe zu Stande kamen, wie vom 4ten Auguſt. Mounier, der am 6ten Auguſt einige höchſt vernünftige Erinnerungen machen wollte, wurde durch Lärm und Schreien übertäubt.«

Einen beſondern (wie die Geſchichte gelehrt hat höchſt unbegründeten) Haß hat Spittler der Zeit auf Mirabeau geworfen, den er ſchlechtweg Böſewicht nennt. »Ein Mann der Thätigkeit, des Talents, des höchſt böſen Sinnes, wie Mirabeau, habe durch das Heer der beſoldeten Journaliſten und des Pöbels ausrichten können, was er gewollt. Gott Lob, ruft er aus, wird das wohl nur auf kurze Zeit dauern, der Bund der Bosheit wird auch hier nicht halten, die Wahrheit endlich ſiegen.« —

Bei der Anzeige von Campe's Briefen aus Paris in demſelben Stücke tadelt Spittler, daß die Entwickelungsurſachen nicht individuell genug ausgeführt, und daß namentlich das Perſönliche des Königs nicht hervorgehoben ſei. »Wie ſehr lehrreich, ſagt er, muß das Beiſpiel (Ludwigs XVI.) für Fürſtenſöhne ſein, nicht bloß Menſchenrechte reſpectiren zu lernen, ſondern auch zu lernen, daß man ohne gewiſſe perſönliche Eigenſchaften, die das Kunſt- und Naturgepränge des Herrſchers ſein müſſen, unmöglich ſicher ein Herrſcher ſein kann.«

Im St. 23 wird M. Desmoulins Journal: Revolutions de France et de Brabant, angezeigt. Demoulins wollte damals bekanntlich die Verfaſſung von Penſylvanien in Frankreich

eingeführt wiſſen, und glaubte das Räthſel einer großen Republik ſei ſchon ſeit mehreren Monaten in Frankreich gelöſet, die Vorſtadt St. Antoine wachſe ſtets an Weisheit. Spittler theilt Auszüge mit, namentlich aus dem Aufſatze: daß es keine Reine des François, ſondern bloß eine Femme du Roi gebe. »Viel Pragmatiſches, meint er, liege in den Worten: *faites comme nous avons fait ici.*«

Daſelbſt iſt noch angezeigt: **Observation du Comte de Lally Tolendal sur la lettre ecrite par M. le Comte de Mirabeau au comité des Recherches, contre M. le Comte St. Priest, Ministre d'Etat**, welche Brochüre Mirabeau als einen gehäſſigen, unwahren Denuncianten darſtellte, worin Spittler beiſtimmt.

Im St. 34 ſind drei nicht nur gegen die herrſchende Partei, ſondern ſelbſt gegen die Nationalverſammlung gerichtete Schriften angezeigt: **Adresse au Provinces, au Examen des operations de l'Assemblée nationale. — Ouvrez donc les yeux. — Moins de paroles et plus d'effects; adresse sans fadeur a l'Assemblée nationale.** In der letzten dieſer Schriften war namentlich geſagt, daß es für einen Noailles etwas Leichtes ſei, ſolche Reſignationen (4. Aug.) in Anregung zu bringen, da ſeine Familie 800,000 Liv. Renten des **bienfaits du Roi** habe, und daß ſehr viele Deputirte ihr Vermögen durch die Aufhebung des Zehnten um $\frac{1}{6}$ vermehrt hätten, kurz daß für die großen Proprietärs durch das Decret geſorgt ſei, aber nicht für die Kleinen. Der Rec. behauptet, es erſchienen immer 2 — 3 Schriften gegen die Nationalverſammlung, während nur hie und da eine dafür, das ſei ein ſicheres Merkmal veränderter Geſinnungen.

Im St. 41 iſt angezeigt: **Paris justifié contre Mr. Mounier par M. Louvet de Couvrai.** Rec. ſagt darüber: »nicht ein Hauptfactum, auch nicht eine nur etwas bedeutende Erzählung von M. ſei berichtiget, viel weniger umgeſtoßen,« das **Memoire de M. le Comte de Lally-Tolendal, ou seconde lettre à ses commettans** im 65ſten St., daſelbſt auch das verfälſchte livre rouge; ſpäter ſchweigen die G. g. A. in dieſem Jahre.

Das Stück 8 des Jahres 1791 wird aber mit der höchſt wichtigen Anzeige Spittler's über Ernſt Brandes Beobachtungen über die franzöſiſche Revolution eröffnet. Spittler geht damals noch von der richtigen, eines Hiſtorikers würdigen Anſicht aus: daß kein großes Werk, zu dem viele Millionen Menſchen mitwirken ſollten, ohne ſtattliche mixtura dementiae vor ſich gehe. Dieſe Beimiſchung komme nicht von der Maſſe ſelbſt her, die in Gährung gebracht ſei, ſondern ſie ſei nothwendig um die Maſſe in Bewegung zu ſetzen. So wahr manches ehedem geweſen, was die Erasmuſſe gegen die religiöſe Revolution geſagt hätten, ſo unwiderſtehlich wahr (?) ſei auch der größte Theil deſſen, was gegen die neueſte franzöſiſche Revolution hier geſagt werde. Allein jenem Werke ſeien allmählich die Geburtsmahle verwachſen, und auch bei dieſen werde es ſo werden. Es frage ſich, was als mixtura dementiae ausgeſchieden werden ſolle. Über keine Frage ſei nun aber ſolche Uneinigkeit, als über die hier eintretende Präliminarfrage:

> »welcher allgemeinen Veredlung und Aufklärung ſelbſt eine große Menſchenmaſſe mit dem Fortgange der Jahrhunderte allmählich fähig werden möge?«

und hier habe Brandes Wahrheit und Irrthum, Verſtand und Unverſtand, Gutes und Böſes ſo meiſterhaft geſchieden, daß man oft zu leſen glaube, wie es gehen müſſe. Nur in einem Hauptpuncte könne ſich Rec. nicht überzeugen. Brandes ſei zu ſehr für die Scheidung des Nationalconvents nach Ständen, und glaube, daß ein Oberhaus und Unterhaus habe errichtet werden müſſen. Da habe ihn aber nur das Beiſpiel Englands getäuſcht, ſo verſchieden der Fall auch ſei. — Es muß zu dieſer Rec. aber bemerkt werden, daß Ernſt Brandes damals noch anerkannte: daß der Schlußſtein des ganzen Gebäudes Preßfreiheit ſein müſſe, daß Preßfreiheit aber allein und ohne danebenſtehende gute Verfaſſung nicht hinreichend ſei; 2) daß ſeit 1614 in Frankreich nicht einmal mehr der Schatten einer guten Verfaſſung vorhanden geweſen; 3) daß die Stände hätten zuſammenberufen werden müſſen; 4) daß an allem Böſen, was

bis Mitte Juli erfolgt, der Hof Schuld sei, seit Ende Juli treffe diese Schuld zwar die Majorität der Nationalversammlung.

Daß Heyne aber deshalb Recht hatte am 27. Februar 1792 von seinem Schwager zu schreiben: »der gute Ernst Brandes, der vorher der schrecklichste Democrat war, nun aber Hrn. Burke eine entgegengesetzte Partei nehmen sieht, fällt auf einmal in das andere Extrem. Hr. Spittler will gern noch Minister in Hannover werden, lenkt auch um, so wie Rehberg, und die Sachen bleiben doch, was sie waren u. s. w.« — glauben wir nicht, denn Ernst Brandes ist nie ein schrecklicher Democrat gewesen. Was Spittler anlangt, so darf man seinem Ehrgeize wohl zutraun, daß er nach Einfluß auf das Gouvernement trachtete. Ein solcher war offenbar aber nicht zu erlangen, wenn er sich nicht entschieden gegen die französische Revolution erklärte, da es in Hannover zum guten Tone gehörte, ganz zu Burke's Fahne zu schwören, außerdem aber die Anträge des Hofrichters Berlepsch auf dem Calenbergschen Landtage eine ungewöhnliche Aufregung der Gemüther hervorgebracht hatten, welche ein um so festeres Anschließen der Regierung an das Bestehende bewirkten. Dazu kam, daß, wie die Freifrau Sartorius von Waltershausen in der als Manuscript gedruckten Biographie ihres Mannes erzählt, dieser, damals Custos bei der Bibliothek, nebst zwei andern Göttinger Lehrern, »wovon der eine zu unsern ersten historischen Schriftstellern gezählt wird und bald darauf zu einem hohen Staatsdienst berufen ward,« — in einem französischen Blatte Vertheidiger der Menschenrechte an der Universität Göttingen genannt waren. Dies machte natürlich großes Aufsehen in Hannover und zwang Spittler vielleicht mehr Übereinstimmung mit Burken und seinen Nachbetern, als eine Art Vertheidigung ab, als er sonst vielleicht geäußert hätte. Was aber die Hauptsache war, die Sachen hatten sich wirklich geändert, und es gehörte ein Gottesvertraun oder Vertraun auf die Macht des Menschlichen dazu, wie es nur sehr wenige Menschen besaßen, damals an der französischen Revolution nicht irre zu werden, die Einsicht vorwalten zu lassen, daß Extreme nur durch Extreme überwunden werden könnten, daß die Gräuel der Revolution nur der Gipfel des elenden alten Zustandes sei, und daß Mißbrauch den Werth der Sache nicht schmälern könne,

wie dies Georg Forſter that. Die Nennung dieſes Namens zwingt uns zu einer Epiſode.

Als Georg Forſter, der mit ſeinem Vater als Jüngling die Welt umſegelte, zuerſt von ſeinem Wohnſitze Caſſel nach Göttingen kam (am 21. Januar 1779), wurde er beinah als ein Südſeeinſulaner angeſtaunt. Meiners, der ihn wegen der Herausgabe ſeiner Reiſebeſchreibung neben der Cooks hart getadelt hatte, bat um Verzeihung. Lichtenberg und Sprengel veranſtalteten ein Souper, Forſter erhielt den Ehrenplatz zwiſchen dem Prorector Magnificus Kulenkamp und Heyne; Käſtner, Büttner, Meiners, Gmelin, Wrisberg, Meiſter, Feder, Blumenbach, Murray ſaßen umher, und ließen ſich von dem 25jährigen Manne von den Sandwichinſulanern und ſonſtigen Merkwürdigkeiten erzählen. Sie ſtaunten die That der Weltumſeglung an, ſie, die Männer der Gelehrſamkeit. Das Intereſſe, das man Reiſegeſchichten von Göttingen aus damals zuwendete, erhöhte den Reiz einer mündlichen Unterhaltung. Wie ſich ein inniges Freundſchaftsverhältniß mit Lichtenberg ſeit dieſer Zeit entwickelte, ſo knüpfte ſich ſpäter, als Forſter nach Wilna ging, 1785, an dieſen Aufenthalt ꝛc. die Heirath der Thereſe Heyne (nach Forſter's Tode, verehl. Huber), und Göttingen war der Ort, aus dem ſich Forſter nach Caſſel und Wilna, beide auf gleiche Weiſe geiſtig und an Büchern verarmt, geiſtige Nahrung und Bücher holte, Göttingen der Ort, dem er ſeine Erhebung über die Pempelforter Freunde verdankte. Aber auch rein literariſche Beziehungen knüpften ſich an. Lichtenberg und Forſter gründeten das Göttinger Magazin, um durch Verbreitung practiſcher und gemeinnütziger Kenntniſſe gegen die vielen ſeichten, ſentimentalen und poetiſchen Journale ein Gegengewicht in die Wagſchale zu werfen, wie Heyne Forſter denn auch vom erſten Augenblicke als Mitarbeiter für die G. g. A. gewann. Ob und in wie fern die jetzt von Forſter's Tochter herausgegebenen geſammten Schriften auch die in den G. A. zerſtreuten, wenigſtens die wichtigſten Aufſätze Forſter's bringen werden, können wir in dieſem Augenblicke noch nicht ſagen, Gervinus in ſeiner Charakteriſtik Forſter's (Band 7) hat wenigſtens Rückſicht auf dieſe Arbeiten gar nicht genommen. Die Arbeiten aus der Zeit vor 1790 verſtecken ſich aber ſo unter den vielen

andern, daß es ſchwer iſt, ſie herauszufinden. Wir wiſſen nur, daß Forſter zu einer Zeit, da er ganz in den Banden Jakobi's war, und nicht begreifen konnte, »wie es Menſchen in der Welt geben könne wie Merk*), da Herder »nicht ganz ſein Mann,« Lichtenberg, »nicht für ſein Herz war,« Jakobi's Schriften in den G. g. A. (Jahr 1782) anzeigte. Er ſchrieb am 11ten December an Jakobi: »Ich danke Ihnen, daß Sie mich in den Stand ſetzen, Ihre Schriften nächſtens in den Göttinger Zeitungen — anzuzeigen. Behüte mich der Himmel, daß ich den Männern der philoſophiſchen Facultät auf den Saum treten ſollte.« Eine Anſpielung, die wir ohne den Brief Jakobi's nicht verſtehen. Dieſe erſten Anzeigen fallen jedoch theils in die frühere Periode, theils in ein anderes, als das hier zu beſprechende Gebiet. Wir haben es hier hauptſächlich mit dem Politiker Forſter zu thun. Dieſe Richtung von Forſter's Geiſte bildete ſich aber hauptſächlich durch ſeinen Aufenthalt in Mainz und ſeit der franzöſiſchen Revolution aus. Da er in dieſer Zeit aber eine Menge von Sachen überſetzte (Saconlala 1791), ſeine unübertroffenen Anſichten vom Niederrhein, für Archenholz Annalen Berichte über die engliſche Literatur, für die Berliner Monatsſchrift (über Proſelitenmacherei), für die Thalia (Kunſt und Zeitalter) ſchrieb, ſo war ſeine Thätigkeit für die G. A. geringer, als Heyne es wünſchte, und können wir eigentlich nur über *eine* Recenſion deſſelben berichten, und zwar gerade über diejenige, welche ſeiner Thätigkeit für die G. A. ein Ende machte. Dies war die Anzeige von des citoyen **Brissot Warwille** neuer Reiſe in die vereinigten Nordamerikaniſchen Staaten, St. 4 d. J. 1792. Dies Buch war geſchrieben, damit die Franzoſen an einem neuerſtandenen Freiſtaate ſich ſpiegeln und einſehen möchten, welches die Grundfeſten aller politiſchen und bürgerlichen Freiheit ſeien. — Forſter ſagte: »Briſſot's großes Thema iſt die unumſtößliche Wahrheit, daß keine freie Verfaſſung beſtehen könne ohne Reinheit der Sitten. Er ſtreitet aus allen Kräften gegen den ſophiſtiſchen Unterſchied zwiſchen öffentlicher und Privatſittlichkeit, und zeigt, nicht ganz ohne ſtrafende Seitenblicke auf die Schwelgerei gewiſſer Demagogen, daß die Vernunft dieſen Un-

*) Forſter's geſ. Werke. Band 7 p. 137.

terſchied nicht anerkennt.« Dies nur eine Probe des ſich durch mehre Stücke ziehenden meiſt referirenden Aufſatzes, den man ganz leſen muß, um ſeine Unſchädlichkeit und die Ängſtlichkeit in Hannover und Göttingen zu begreifen. Der Anfang dieſer Anzeige war am 7ten Januar erſchienen, am 16ten Februar ſchon ſchrieb Heyne an ſeinen Schwiegerſohn: »Ich höre, Sie überſetzen den Briſſot; laſſen Sie ſich nicht hinreißen, von dem Ihrigen etwas einzumiſchen oder beizufügen. Ihre Recenſion von dem Buche läßt mich Alles fürchten, ſie charakteriſirt gewaltig, ſie iſt auch überall ſo aufgefallen, daß von allen Orten her Fragen nach dem Verfaſſer geſchehen, und dies mit der Beifügung, daß der Umſturz des etablirten Gouvernements in einigen Stellen ſo ziemlich klar gepredigt werde. Das iſt freilich nicht erlaubt, kann nicht gut thun.«

Nun muß man freilich die Recenſion geleſen haben, die nicht den mindeſten Grund zu derartigen Beſchuldigungen gab, um ſich Forſter's Zorn erklären zu können, mit dem er am 21. Februar 1792 antwortete: »ſolche jämmerliche gewiſſenloſe Anzeigen, wie die in den G. g. A. von Burke's Appeal to the oldwhigs und Payne The rights of men thun offenbaren Schaden u. ſ. w. — Fern ſei von mir der Gedanken, Ihnen in Ihren dortigen Verhältniſſen Verdruß zu machen. Wenn das Folge von meiner Art zu recenſiren iſt, ſo ſchicken Sie mir nur immer die Recenſionen zurück, die nicht durch das hannoverſche Sieb gehen, oder was noch beſſer iſt, weil ich dann auch nicht Zeit und Mühe umſonſt anwende, erlauben Sie mir, daß ich der Fraction, die ſich von den Broſamen von Hrn. Burke's Tiſche nährt, den Platz gänzlich räume.« *)

Und obgleich nun Heyne ſchon am 21ſten Februar ſehr begütigend antwortete, das Umſatteln des Hrn. Brandes, Rehberg und Spittler tadelte und erklärte, die Mißbilligung dieſer Herren würde ihn wenig gerührt haben, aber das Miniſterium ſelbſt ſei aufmerkſam geworden und habe ihn reſponſabel gemacht, ja ſelbſt die Fortſetzung der Recenſion unverändert abdrucken ließ, ſo hatte doch G. Forſter die Luſt, für die G. A. zu arbeiten,

*) Forſter's Briefwechſel, von Thereſe Huber herausgegeben, oder von den jetzt erſcheinenden geſammelten Werken Forſters Theil 8.

verloren, außerdem trieben ihn aber die Ereigniſſe ſelbſt ſeinem tragiſchen Geſchicke entgegen.

Bei der Eroberung von Mainz durch Cüſtine, oder bei dem ſogenannten Verrathe von Mainz, wie man in Deutſchland ſagte, waren mehre Göttinger und Göttingerinnen, welche mit der Univerſität in mehr oder weniger Beziehung ſtanden, activ thätig, namentlich der 1839 in Göttingen als Privatdocent geſtorbene Georg Wilhelm Böhmer, Sohn des damals noch lebenden berühmten Juriſten Georg Ludwig Böhmer, auch Forſter nahm bekanntlich von da an, als Deputirter der Stadt Mainz, thätigen Antheil. Dies führte dann zu einer beſonderen Aufſicht über das Thun und Laſſen der Göttinger Profeſſoren, ja es ward ſogar in höheren Kreiſen davon geſprochen, Halle wie Göttingen langſam eingehen zu laſſen. Aus jener Zeit iſt noch vieles unaufgeklärt, Memoiren allein könnten aushelfen, *) auch wären Männer wie Hugo und Mitſcherlich, die einzigen noch lebenden Profeſſoren aus jener Zeit, gewiß im Stande, manche Aufklärung zu geben. Um nur an einem Beiſpiele zu zeigen, wie ſehr gereizt die Stimmung über die franzöſiſchen Angelegenheiten in Göttingen zu jener Zeit geweſen, laſſen wir aus der Beilage zum 184ſten St. der G. A. von 1792 eine Erklärung von Abraham Gotthelf Käſtner abdrucken. **)

---

*) Leider iſt zu der bändereichen Sammlung in Geheimſchrift geſchriebener Tagebücher und Memoiren jener Zeit, welche Böhmer hinterlaſſen, nur ein unvollſtändiger Schlüſſel gefunden. Es wäre gewiß der Mühe werth, wenn ein Buchhändler einmal mit dem in Meklenburg als Gutsbeſitzer lebenden Sohne Böhmer's wegen der Herausgabe dieſer Tagebücher unterhandelte.

**) Ich werde, wie man mir zuverläſſig erzählt, in der Mainzer Zeitung als Verfaſſer eines Epigramms genannt, das ſich auf neuere, Frankreich betreffende Umſtände bezieht.

Schon vor einigen Wochen habe ich hier gehört, daß mir ſo was zugeſchrieben würde; wo ich Gelegenheit hatte, verſichert, es ſei unwahr, und die Befriedigung genoſſen, daß Leute, die mit meinen Verſen einigermaßen bekannt ſind, urtheilten: Ich könne dies nicht gemacht haben.

Eine Erklärung ähnlichen Inhalts habe ich vor mehren Wochen Hrn. Hofr. Zimmermann nach Braunſchweig geſandt, ſie wird hoffentlich mit dem nächſten Stücke ſeiner Annalen erſchienen ſein, oder noch erſcheinen.

Die Geſinnungen dieſer Verſe ſind nichts weniger als die meinigen.

Das Gute der Franzoſen habe ich nie verkannt, zumal was ich beſonders in meiner Lage kennen lernte: ihre Verdienſte um die Wiſ-

Käſtner that aber zugleich noch mehr, er ſchrieb ein Buch: »Gedanken über das Unvermögen der Schriftſteller, Empörungen

---

ſenſchaften, welche ohne Anordnung und Aufmunterung ihrer Könige und deren Miniſter nie ſo groß geworden wären.

Daß ich ſonſt gern über die Franzoſen gelacht habe, zeigen Stellen in meinen Schriften, die mit Beifügung meines Namens gedruckt ſind. Empörung, Pöbelwuth, durch Factionen zu Gräuelthaten gereizt, haben ſie mir doch wohl nicht verehrungswerther gemacht?

Helvetiern und Batavern, habe ich ihr republikaniſches Glück gegönnt, aber gelacht, wenn ſie, als die einzigen Freien! ſtolz thaten, und mich in den beiden Provinzen Deutſchlands, in denen ich mein Leben zugebracht habe, eben ſo frei empfunden, als ſie.

Unter Fürſten würde es ſich allemal ſo gut leben, als in andern Staaten, wenn alle bedächten, was doch immer welche bedacht haben, und noch bedenken, daß ihre Macht, ihr Ruhm, ihr Wohl auf dem Wohlſtande und der Liebe ihrer Unterthanen beruht, wenn ſie nicht aus der Acht ließen, was ſogar einer von Kaiſer Auguſt's Hofpoeten geſagt hat:

Regum tremendorum in proprios greges,
Reges in ipsos imperium est Jovis.

Die Politiker, welche den Vorzug eines Staates größtentheils in ſeine Form ſetzen, ſollten ſich aus der Logik erinnern, daß ein Syllogismus in forma richtig ſein kann, und in materia gewaltig pecciren.

Es giebt Gelehrte, die viel von Freiheit declamiren, und über das, was ſie unter ihrer Gewalt haben, Tyrannen ſind.*) Auch von Staaten, die für ihre eigne Freiheit ſorgfältig wachen, kennt man ziemlich despotiſche Behandlungen ihrer Unterthanen.

Bei vielen, die Fürſten nicht gehorchen, läßt ſich an Haller's Vers denken:

Das macht uns noch nicht frei, daß wir nur Meiſter ändern.

Demokraten haben immer Demagogen.

Was nur Menſchlichkeit iſt: Leidende zu bedauern, geſetzt, daß ſie ſich ihr Leiden zugezogen hatten, war ja in dem freien Paris nicht verſtattet.

So viel von meinen politiſchen Geſinnungen hier drucken zu laſſen, iſt wohl Nothwehre.

Etwas zu ſchreiben, dabei ich mich verſtecken müßte, habe ich ſtets für poltronmäßig gehalten. Manches habe ich Bekannten geſchrieben mitgetheilt, zu deſſen Drucke ſich erſt lange darnach Gelegenheit zeigte. Dergleichen findet ſich im Anhange zur dritten Auflage meiner vermiſchten Schriften. Eben daſelbſt habe ich auch Urſachen angegeben, warum ich nicht Alles dieſer Art ſammelte. Daß ich bereuete, etwas gemacht zu haben, oder mich fürchtete es anzuerkennen, iſt nicht unter ihnen. Leicht ſchlich unter das, was nur geſchrieben vorhanden war, was Fremdes ein. Kenner meiner Art zu denken und zu ſchreiben, haben das bald ausgeſchloſſen, ein beſſerer Epigrammatiſt als ich, hat auch wohl mir das Seinige nicht untergeſchoben. Aber ſo was Elendes iſt meines Wiſſens mir nie aufgebürdet worden.

---

*) Hier iſt offenbar Schlözer gemeint, mit dem Käſtner bekanntlich in beſtändiger Fehde lebte, und der wenigſtens ſeine Kinder tyranniſirte.

zu bewirken.« Nach der Anzeige im St. 158 v. 1793 ging sein Bestreben dahin zu zeigen, daß die Revolution nicht sowohl Lehrer als Anführer, so wie Arme vom Magen regiert, bedürfe, und daß bei der Vernunft der Deutschen von diesen nichts zu besorgen wäre. Dem stimmt der Rec. bei und beruft sich auf die Erfahrung: »auch die Genie-, Kraft- und Sturmmänner hätten die Deutschen vor einigen Jahren aus der Ästhetik weggelacht.« Diese Dinge nöthigen uns zu einem Hinblick auf Hannover und die beiden Schriftsteller, welche die dortigen Ansichten

---

Meine poetische Ehre überließ ich sicher dem Geschmacke meiner Landsleute, und hielt dieserwegen nicht der Mühe werth, durch öffentliche Rügung dem Dinge Aufmerksamkeit zu verschaffen.

Nur, in sofern mir die Gesinnungen darin sollten zugeschrieben werden, mußte ich erwähnter Maßen mich von dem Wechselbalge lossagen.

Den Schreiber, der, wie mir gemeldet wird, in der Mainzer Zeitung mich noch damit behelliget, und mir gar dadurch ein Compliment zu machen wähnt, hätte der gemeine Menschenverstand bei der geringsten Überlegung an zwo Fragen erinnert: Ob ich Verfasser sei? und ob ich dafür wolle bekannt sein? Die erstere mußte er sich in seiner jetzigen Lage nur darnach beantworten: Ob die Zeilen dem ähnlich sind, was etwa sonst von mir gelesen wird. Wie er sich dabei verhielt, stellt ein Sprüchwort in einem etwas niedrigen, aber Seinem Geschmacke völlig anständigen Ausdrucke dar: Er nahm Mäusedr — für Pfeffer.

Die andre Frage betreffend, wußte er doch, daß manche Schriftsteller, witzige und unwitzige, unbekannt zu bleiben wünschen. So war es Schonung, die ein Billigdenkender wohl jemanden, der ihm gleichgültig ist, widerfahren läßt, einen Namen nicht zu nennen, der, mehr als wahrscheinlich, hier nicht wollte genannt sein.

Fand er das Zeug trefflich, so that es ja wohl Wirkung, wer auch der Verfasser sein mochte. Nach Freiheit Strebende sollen ja nicht sich von Autoritäten lenken lassen.

Wirklich aber könnte er mit seinem Allegate der Sache, für die er schrieb, mehr Schaden als Nutzen gebracht haben. In den Gegenden, wo sein Aufsatz verbreitet ward, sind doch gewiß Leute von Geschmack, bei denen das Ding eher Widerwillen erregt, als Beifall.

Ich rede begreiflich von dem Schreiber. Der, in dessen Diensten er schrieb, bekümmerte sich natürlich nicht darum, wie das Wesentliche was zu schreiben war, eingekleidet, und mit was für Zusätzen ausgeschmückt ward. Ist ihm das sein sollende Sinngedicht verdolmetscht worden, so traue ich ihm, seiner Nation wegen, zu, daß ihm die Form nicht sehr gefallen hat, wenn er auch mit der Materie zufrieden war. Ob so was bei den Deutschen Witz heiße, und Witz eines berühmten Gelehrten, das konnte ihm sehr gleichgültig sein, wenn ihm nur Wirkung davon versprochen ward. Absichten, wenigstens auf eine Zeitlang zu erreichen, werden ja allerlei Mittel gebraucht, auch Fischweiber und Ohnehosen.

Göttingen, den 3ten November 1792.

der Dinge vertraten, Rehberg und Ernſt Brandes. Beide ſtammten aus der Schule von Archenwall, Gatterer und Schlözer, und zum Theil Spittler's. Rehberg war ſogar mehr Kantianer als er es ſich geſtehen mochte. Schon deshalb erhoben beide ſich über die damals gewöhnlichen und in Deutſchland practiſchen Politiker, welche den Staat für eine Maſchine hielten, und über jene Statiſtiker, welche die Kräfte deſſelben in ihren Tabellen zu haben glaubten und die geiſtigen Kräfte für Nichts achteten. Beide waren Ariſtokraten, in dem Sinne, daß ſie den Staat mehr oder weniger für eine Erfindung zum Nutzen und Frommen einer Ariſtokratie der Geiſtigbefähigten hielten, die ſich nach den naturwüchſigen Zuſtänden, wie wir heute ſagen würden, an und um eine Dynaſtie mit Liebe und Treue ſchaaren müſſe. Es fehlte beiden der Glaube und das heilige Vertrauen an den Menſchheitszweck der Perfectibilität. Sie glaubten nicht an die Fähigkeit des Volkes zur Freiheit, ſie liebten das Volk nicht. Aber ſie wollten eine auf das Beſte des Volkes gerichtete, gutmüthige und wohlthuende patriarchaliſche Politik, Alles für das Volk und Nichts durch daſſelbe, ſie wollten allmählige Verbeſſerungen des Volkszuſtandes, Verbeſſerungen gewiſſer einzelner Mängel und Gebrechen, wofür ihnen der Sinn keineswegs fehlte. Sie fürchteten aber, aus dem Beſtehenden einen Stein herauszubrechen, auch wenn ſie glaubten, daß er morſch ſei, weil Frankreichs Beiſpiel gezeigt, daß dann das ganze Gebäude leicht einſtürze. Deshalb ließen ſie das Volk ſo oft wie möglich in dem »magiſchen Revolutionsſpiegel« alle Schreckgeſtalten und Gräuel derſelben ſehen. Sie haßten die Theorie und Philoſophie, aber aus ſehr verſchiedenen Gründen und auch auf verſchiedene Weiſe, oder wie die Freifrau Sartorius von ihrem Manne und Rehberg ſagt: »ſie wollten nur das wirklich Beſſere, nicht ſolche unerreichbare Ideale, wie die einſeitige und blinde Theorie ſie ſo leicht ſchaffen kann.« —

Rehberg hatte bei dem »wirklich Beſſeren« wenigſtens immer das freie England im Sinne, Brandes war dagegen Sklav der Burke'ſchen Politik. Eine genaue Charakteriſtik beider für Hannover ſo bedeutenden Männer fehlt noch, die Zeit ſie zu veröffentlichen, iſt wohl noch nicht gekommen, aber gewiß die Zeit, ſie niederzuſchreiben, denn der Mitlebenden, der

Mitthätigen ſind nur noch Wenige. Möge ſie nicht verſäumt werden. Müſſen wir Rehberg's theoretiſche Anſichten auch in den Grundprincipien bekämpfen, ſo erkennen wir gern an, daß ſich Hannover bei dem glücklich fühlen würde, was er verwirklichen wollte. Aber die Ungunſt der Zeiten! — Ernſt Brandes hat anderer Seits gleichfalls ſich namentlich um Göttingen und ſeine Erhaltung große Verdienſte erworben, die wir hier jedoch nicht ausführen können. — Das Jahe 1792 war das der Scheidung; es wurden noch Stimmen für und wider laut, dann verſtummten dieſe Stimmen immer mehr, die Politik wurde für die G. A. ein zu verfängliches Feld, man ſchwieg lieber.

Charakteriſtiſch iſt es jedenfalls, daß ſchon 1792 die gute Geſinnung auf ähnliche Weiſe empfohlen ward als heute. Ein gewiſſer Horn hatte ein Buch geſchrieben: »Über Gleichheit und Ungleichheit aus dem Geſichtspunkte der gegenwärtigen Zeiten« und dem Kaiſer und dem Könige von Preußen zugeeignet, mit dem Wunſche, daß die Wahrheiten, die der Verfaſſer in dieſem Buche vorzutragen bemüht ſei, eben ſo ſiegreich ſein mögen, als die Krieger, welche Ihre Majeſtäten aus Liebe für die Menſchheit und für das deutſche Reich gegen die Franzoſen abgeſchickt haben. Wir wiſſen heute, daß dann die Verbreitung dieſer Wahrheit nicht weit um ſich greifen konnte, und ohne das Buch ſelbſt zu kennen, glauben wir, daß die Wahrheit nicht viel dabei verloren hat, wie wahrſcheinlich auch die Menſchheit nicht viel bei dem Rückzuge der Verbündeten. Der Recenſent ſelbſt findet ſich bewogen, folgenden artigen Schluß hervorzuheben, pag. 216: »was wäre damit gewonnen, wenn jeder Reiche ſich den höchſten Grad der Vollkommenheit erwürbe und anſtatt durch Weichlichkeit ein Schöpfbrunnen für Andere zu werden, aus anderen Quellen mitſchöpfe und ſeine Reichthümer immer noch mehr anhäufte?« — Noch ſchöner iſt aber offenbar folgende Stelle, p. 356: »Menſchen! Habt ihr auch je erwogen, wie ſchwer Herrſcherſorgen, was Kronen für drückende Laſten ſind? Habt ihr je erwogen, was für raſtloſe Mühe, welche Arbeiten des Geiſtes, welche erhabene Denkungsart, welche rühmliche Handlungen, welche große Thaten dazu gehören, um — — einen Stern, ein Ordensband zu erwerben?« — Der Rec. meint, man möge ſolche ſchwache Stellen der Unbekannt-

ſchaft des Verfaſſers mit gewiſſen Verhältniſſen in der Welt verzeihen, indem man ſeinen guten Geſinnungen und Kenntniſſen eine angemeſſenere Beſtimmung wünſche; außerdem empfiehlt er das Buch als Volksſchrift.

Dagegen hört man auch noch hin und wieder die freiere Stimme Spittler's wie es ſcheint. Z. B. bei Anzeige der Vorſchrift der franzöſiſchen Nation an ihre Stellvertreter im Jahre 1789, welches der Rec. St. 112 d. J. 1792 für eins der vorzüglichſten Bücher hält, was in Deutſchland über die franzöſiſche Revolution erſchienen, wird die Einführung der Geſchwornengerichte als ein höchſt weiſer Gedanke geprieſen, und nur bedauert, daß man daſſelbe auch bei dem Militair- und Seedienſt eingeführt habe, wie denn die Nationalverſammlung leider Alles übertrieben und dadurch die Einführung der neuen Conſtitution unmöglich gemacht habe. Dann theilt Rec. zum Schluß Auszüge gegen Hoffmann's Wiener Zeitſchrift mit und ruft aus: »Vortrefflich! ſo müßte man allen denen antworten, welche die Aufklärung, das ſchönſte Geſchenk des Himmels, verdächtig zu machen ſuchen.« Eben ſo ſcheuen ſich die G. A. St. 120 nicht, trotz der Nähe Caſſels, aus Ewald's Buche über die Revolutionen, ihre Quellen und Mittel dagegen, den menſchlichſten Fürſten gewidmet, folgende Stelle auszuheben: »Das Volk fühlt dieſe Seelenverkäuferei, wenn es auch lange ſchweigt! Ich höre Väter klagen über den Raub ihrer Söhne. Ich ſah ihre bebenden Lippen, ihre zum Himmel emporſtarrenden Augen, ihre krampfhaft ſich windenden Hände. Ich ſah manche gezwungene Soldaten, wie ſie den Sklavenrock mit Füßen traten und ihr Gewehr an einem hingekritzelten Fürſtenbilde verſuchten. Ich hörte ihren gräßlichen Fluch und ſah ihre noch gräßlicheren Blicke.« —

Bei Anzeige des Buches: »Du pouvoir exécutif dans les grands états par M. Necker«, im St. 137 meint Spittler(?): daſſelbe ſuche excentriſche Köpfe auf die Bahn zurückzubringen, er zweifle aber ſehr, daß dieſe Kritiken und Reformationsprojecte wirken würden, ſelbſt dann, wenn die Gemüther weniger erhitzt, die Parteien weniger tobend und die letzte ſchreckliche Kriſis weniger nahe wäre. Wenn man noch ſo billig urtheile, und dabei bloß das zu Grunde lege, was Hr. Necker ſelbſt erzähle, ſo

lägen doch Data genug vor, begreiflich zu machen, wie ein Mann dieſer Art eben ſo wohl das Zutrauen der Mounier's und Lally's verlieren, als Gegenſtand der Verfolgung von Mirabeau und Anderen ſeines Gleichen werden müſſen. Der Zweck des Buches ſei, zu zeigen, daß in der neuen Conſtitution die Formirung der executiven Gewalt theils ganz vergeſſen, theils völlig verfehlt ſei, daß die hochweiſen Herren mit vielem Prunk ein mächtig künſtliches Schiff gebauet hätten, das aber vom Stapel gelaſſen und ins Waſſer gebracht nicht von der Stelle kommen könne und nie von der Stelle kommen werde. In den wichtigſten Punkten treffe Necker mit dem überein, was Rehberg und Brandes geſagt hätten. — Dieſe beiden wichtigen Bücher gegen die franzöſiſche Revolution ſind nun gleichfalls von Spittler angezeigt, und aus dieſen Anzeigen folgt mehr oder weniger, daß Heyne ſo ganz Unrecht nicht hatte. Die Wandlung Spittler's trat aber bei weitem nicht ſo offen hervor als die Ernſt Brandes. Sein Buch hieß: »Über einige bisherige Folgen der franzöſiſchen Revolution,« die Anzeige deſſelben findet ſich aber im St. 81 d. J. 1792. Spittler erklärte dieſes Buch für eine der wohlthätigſten Schriften, die ſeit Jahren erſchienen. Ihr Erſcheinen ſei ein wahres Nationalbedürfniß und ſie müſſe ſicherlich einen herrlichen Effect zur allgemeinen Beruhigung hervorbringen. Wer die Totalſumme vieler zwar kleiner, aber anhaltend wirkender Urſachen zu berechnen verſtehe, meinte oder ſagte wenigſtens Spittler, dem ſchaudere längſt auch für Deutſchland, wegen einer endlich durchbrechenden Revolution, ſo wenig ein wahrer Anſchein irgendwo vorhanden ſein möge, aber der Kinderleichtſinn einiger unſerer Schriftſteller ſei unbeſchreiblich. »Wie ſie rütteln, treiben, jagen, als ob ſie wirklich wollten, was ſie doch, bei Gott, nicht wollen werden, oder als ob der Deutſche kein Geſchöpf wäre, was endlich doch auch verführt werden könnte.« Die Schriftſteller halte Furcht zurück, als Apologeten deſſen angeſehen zu werden, was hier ein Fürſt, dort eine Regierung gethan habe, um den erſchlichenen landesherrlichen Despotismus auf Koſten der Unterthanen recht ſicher zu behaupten, oder den Fortgang gewiſſer Meinungen zu hemmen, die man als Vorboten eines allgemeinen Zerfalls der Religion, alſo auch des Staats anſehe. »Jene Thaten und

dieſe Anſtalten, fährt Spittler fort, und die Gegenwart möge ſich dieſe Worte einprägen, waren offenbar theils der Art, daß kein Freund der Wahrheit und des Rechts ſie vertheidigen konnte, theils aber auch ſo gefährlich und ſo zweideutig, daß ſie vielleicht noch ſchneller zu dem unglücklichſten Ziele führen mochten, als alle Schreibereien unſerer jüngſt gewordenen Politiker« — denn dieſe Lehre hat man heute wahrlich vergeſſen.

Spittler geht dann zu dem Inhalte des Buches über, und auch wir müſſen uns zu demſelben wenden, da Brandes eine zu wichtige Perſönlichkeit für uns iſt und er ſelbſt durch ſeine Stellung zum Gouvernement und der Univerſität, dann aber auch als Mitarbeiter der G. g. A. ſelbſt, auf dieſe bedeutend einwirkte.

Brandes nun hatte zuerſt die Frage aufgeworfen: »welche Wirkungen hat die franzöſiſche Revolution ſchon bis jetzt in den Regierungen der verſchiedenen Staaten hervorgebracht?« Er hatte natürlich nicht viel anzuführen gewußt und Spittler erwähnt nur einer ſcharfſinnigen Apologie der geiſtlichen Staaten. Wenn indeß, wie Spittler ſagt, das ſtärkſte Argument derſelben das war, daß ſie einmal da ſind, ſo können wir den Scharfſinn nicht tief finden. Bei der zweiten Frage: »was iſt der bisherige Einfluß der franzöſiſchen Revolution auf die herrſchenden Geſinnungen und Neigungen?« hebt Brandes hervor: Übertreibung des Begriffs von der Perfectibilität des Menſchengeſchlechts und der bürgerlichen Verfaſſung nebſt der unrichtigen Anwendung dieſes Begriffs.

Spittler ſagt dazu: »Unſere Zeit habe in dieſen Dingen einen Umſchwung genommen, wie es zu geſchehen pflege. Die Theologen hätten ehedem viel von dem angeborenen Verderben des Menſchen geſprochen, ſeit ein paar Jahrzehnten ſei umgeſtimmt worden. Geſetzgeber und Politiker hätten ehedem nach jenen theologiſchen Vorausſetzungen gehandelt, jetzt experimentirten nun politiſche Legislatoren nach der neuen Hypotheſe und auch die franzöſiſche Conſtitution ſei ein ſolches Experiment auf Tod und Leben. Man baue alles auf den Grundſatz, daß es nur auf die Cultur des Verſtandes ankomme, und vergeſſe die

Kluft, die aller Erfahrung zufolge Erkennen und Wollen so sehr scheide.«

Nachdem Spittler mehrfache Auszüge mitgetheilt, lobt er: »ein frischer Hauch der edelsten Empfindung durchzieht das Ganze — ein gewisses schönes warmes Sagen der Dinge ohne alle Declamation, ein animirter Ton des Rechts und der Billigkeit. Vielleicht, sagt er, wird es Manchem leid thun, daß sich der Verfasser gleichsam recht darauf gesetzt zu haben scheint, das Alte zu vertheidigen, aber wer die Brauseköpfe zur allmähligen Reformation bewegen will, muß ihnen wohl erst zeigen, wie viel man gegen jede Reformation überhaupt noch sagen könne.«

Wie diplomatisch ist dieser Tadel ausgedrückt!

Diese Recension und eine andere von Rehberg: »Untersuchungen über die französische Revolution, nebst kritischen Nachrichten von den merkwürdigsten Schriften, welche darüber in Frankreich erschienen sind,« waren wenigstens hinreichend, Spittler nach damaliger Ansicht zu einem Aristokraten zu stempeln. Wir theilen daher auch von dieser Anzeige, welche sich im J. 1793 S. 19—22 findet, einen Auszug mit:

»Kein Leser dieser Blätter, sagt Spittler, wird einen darstellenden Auszug dieser wichtigen Schrift erwarten, denn gewiß wenige werden sein, die sie selbst nicht lesen. Man kann der scharfsinnigen und höchst consequenten Entwickelung der allgemeinen Grundsätze den Beifall unmöglich verweigern, wenn man auch das, was manchmal in directer Anwendung gesagt wird, bald unrichtig, bald allzuhart finden wollte. So wenig auch Rec. mit vielen einzelnen Äußerungen des Verf. einverstanden ist, so wenig er manche Einrichtungen des so genannten neuen Systems eben so verwerflich findet, als sie hier in einigen Stellen dieser Schrift geschildert werden, und so sehr er sich überzeugt hält, daß eben diese Einrichtungen nicht bloß im Zusammenhang mit den unrichtigen Principien betrachtet werden müssen, durch welche ihr Dasein zwar befördert, aber nicht einzig und allein bewirkt worden ist; so stark hat doch die wiederholte Lesung dieses Buchs, und die volle Intuition des Schadens, den ein solches so genanntes philosophisches Regierungssystem hervorbrachte, auch auf seine Überzeugungen gewirkt. Nicht nur

einmal hat Rec. während Leſung deſſelben die Frage zur neuen Überzeugung genommen: ob wir denn in Deutſchland Anſteckung oder ähnliche Phänomene je zu befürchten haben möchten? und ob denn die Zeiten ſchon da ſeien, da jeder gute Bürger ſeine Meinung nicht mehr theilen, ſondern mit einer Energie, die nicht ſowohl auf philoſophiſche Präciſion, als auf mächtige Gegenwirkung berechnet iſt, durchaus zu einer Partie ſich bekennen muß? Noch ſcheint's ihm aber, daß weder die gegenwärtige Stimmung unſers deutſchen Publicums eine ſolche Nothwendigkeit veranlaſſe, noch daß man bald fürchten müſſe, allmählig Alles zu einer Nothwendigkeit dieſer Art hinreifen zu ſehen; denn offenbar ſind weder Schriftſteller noch Publicum in Deutſchland auf eben dem Wege zur Entwickelung, auf dem ſie in Frankreich vor der Revolution geweſen. Zwar erinnert ſich Rec. ſehr wohl, daß ein Paar unſerer geleſenſten deutſchen Polygraphen Grundſätze aufgeſtellt und in mehrern Schriften mit vieler Geſchäftigkeit verbreitet haben, die ſchwerlich irgend ein Mann von Nachdenken und Erfahrung, dem Ruhe und Ordnung werth ſind, vollends in Zeiten einer großen nachbarlichen Gährung, wirklich billigen kann. Auch iſt es wohl Niemand zu verargen, wenn er es ſehr bedenklich findet und als Zeichen der Geſinnungen der deutſchen Schriftſtellercorps anſehen will, daß einige derſelben, gleich bei den erſten Verſuchen der Franzoſen, in Deutſchland einzudringen und ihre Grundſätze auch hier geltend zu machen, bald mit lautem Beifall, bald mit wahrer Theilnehmung, der ſo genannten neuen Ordnung der Dinge beigetreten. Der Anfang ſcheine alſo in Deutſchland eben derſelbe zu werden, wie ehedem in Frankreich, und auch die Rolle der deutſchen Gelehrten ungefähr eben dieſelbe, wie die der franzöſiſchen vor der Revolution. Allein bei einer ſo ängſtlichen Bemerkung kleiner, in der That doch unbedeutender Analogien überſieht man offenbar die ungeheuer große Verſchiedenheit, die ſich, gerade auch in dieſer Beziehung, zwiſchen dem ehemaligen Frankreich und dem jetzigen Deutſchland findet. Im erſtern Reiche war ehedem faſt nur eine Stimme aller Gelehrten für die Nothwendigkeit einer großen, recht ins Allgemeine gehenden Veränderung; man ſah und empfand damals nur das gegenwärtige Übel, und kein menſchliches Auge konnte voraus wahrnehmen, daß die Curart noch angreifender

werden würde, als die Krankheit ſelbſt. In Deutſchland ſind und waren es von jeher nur einzelne Stimmen, und eine große, ſehr große Mehrheit iſt offenbar ganz gegen die neuen Grundſätze; auch werden gewiß dieſer einzelnen Stimmen immer wenigere werden, je mehr ſich jenſeits des Rheins die Erfahrungen entwickeln. Sollte man es denn z. B. nicht als einiges Signal der Geſinnungen der Mehrheit des ſchriftſtelleriſchen Publicums anſehen dürfen, daß hier, an einem Orte, wo ungefähr funfzig Schriftſteller völlig cenſurfrei ſchreiben, deren manche ſchon in mehr als einem Falle dem Publicum ihre Meinungen freimüthig und unerſchrocken vorgelegt haben, bis jetzt auch nicht einer ſich gefunden, der für franzöſiſch-demokratiſche Grundſätze, oder nur für eine raſche Veränderung der in Deutſchland beſtehenden Verfaſſungen auf irgend eine Art ſich erklärt hätte. Man müßte zwar ſehr leichtſinnig ſein, wenn man die Vorſorge nicht ehren wollte, die thätig oder warnend unausgeſetzt dafür wacht, damit doch Deutſchland gewiß nicht von dem Elend betroffen werden möge, unter dem das unglückliche Frankreich, wer weiß wie lange, leiden wird; aber indeß dieſen Männern, ſeien es Schriftſteller, ſeien es Regierungen, wahrer Dank gebührt, ſo darf der Dank auch dem andern Theile nicht verſagt werden, der in ſteter Beziehung auf ſeine Erfahrungen, Stimmung des Publicums betreffend, — jene frohe Unbefangenheit zu erhalten ſucht, in der der ſchönſte Genuß öffentlicher Ruhe liegt. Je gefährlicher es wäre, wenn Vorſorge zur Ängſtlichkeit und Furcht würde, je mehr dadurch die zuverläſſige Aufklärung einzelner Factums, wovon am Ende die ſichere Beurtheilung der Stimmung des Publicums abhängt, nothwendig leiden müßte, deſto beſſer iſt's, wenn beide Parteien neben einander beſtehen, und jene eben ſo wenig durch ſo genannte Ariſtokratenbeſchuldigungen, als dieſe durch Demokratenbezeichnung ſich irre machen laſſen. Es giebt keine drückendere Lage des Geiſtes, als die der Ängſtlichkeit und des habituellen Argwohns! Offenbar iſt alſo vom deutſchen Schriftſtellercorps kein nachtheiliger Einfluß auf die Ruhe von Deutſchland zu fürchten, wenn unſere deutſchen Regierungen das bleiben, was ſie ſchon langeher waren.«

Man ſieht nur die größere Vorſicht, mit welcher Spittler die Dinge anfaßte, ſeiner Grundüberzeugung war er treu ge-

blieben. Direct zu widerſprechen, Rehberg zu widerlegen, wie es kurz darauf Fichte in ſeiner mächtigen Gegenſchrift that, welche Rehberg wie die G. A. ignorirten, wagte er nicht. Er ſcheint ſich im J. 1793 und 94 überhaupt von den Anzeigen von Schriften, welche die Gegenwart betrafen, zurückgezogen zu haben, aber er arbeitete damals ſeine europäiſche Staatengeſchichte aus, wodurch er ſich hinreichender gegen jenen Vorwurf ſchützte, als ſpäter durch ſeine Laufbahn als Miniſter. Wir wenden uns zu den intereſſanten Anzeigen Spittler's aus dem Jahre 1795 und ſtoßen auf eine Charakteriſtik Robespierre's bei der Anzeige des: »Rapport fait au nom de la Commission chargée de l'examen des papiers trouvés chez Robespierre et ses complices par C. B. Courtois.« Spittler glaubt nicht an die Flucht, die man R. ſchuld gab, und hält den Brief, durch welchen man R. derſelben zu verdächtigen ſuchte, für apocryphiſch. Aber ein deſto ungünſtigeres Bild entwirft er von deſſen Perſönlichkeit.

»Es beſtätig ſich immer mehr, ſagt er, daß Robespierre ein ſehr mittelmäßiger Kopf war. Nicht eine der großen, wilden oder wahren Ideen, die im Fortgange der Revolution zum Vorſchein kamen, war urſprünglich von ihm. Nicht einen Hauptplan über irgend einen Gegenſtand hat er angegeben, und nicht eine der Hauptkriſen, die vorkamen, hat er vorzüglich beſtanden. Aber eben dieſe Mittelmäßigkeit ſeines Genies, verbunden mit raſtloſem Ehrgeiz, der ihn unaufhörlich trieb, und verbunden mit einigen wenigen guten charakteriſtiſchen Eigenheiten ſeines Geiſtes, die ſich mit ſeinem Neid und Freiheitsfanatismus ſeltſam genug amalgamirt hatten, machten ihn vorzüglich geſchickt, ſo lange Zeit hindurch die Menge zu führen. Er ſchien den Gang der Ideen und Empfindungen des großen Haufens weit leichter aus ſich ſelbſt hernehmen zu können, als manche der übrigen Chefs der Revolution, die weit beſſere Köpfe als er waren. Und auch ſeine ſo genannte Beredtſamkeit, die ſich immer nur auf Gemeinplätzen herumtrieb und deren Hauptelemente lauter obſcure Ideen waren, ſchien recht dazu gemacht zu ſein, gerade auf den großen Haufen zu wirken, der im Club und Convent alles entſchied. Übrigens ging ſein Beſtreben immer mehr aufs Zerſtören als aufs Bauen. Er ſelbſt hatte keinen Plan, wie es werden ſollte, dazu war er zu kurzſichtig. Er hatte nur

Projecte der Zerſtörung und des Angriffs auf dieſen oder jenen einzelnen hervorragenden Mann, oder auf dieſe und jene Partei.« —

Aus einer ausführlichern Anzeige der quelques notices pour l'histoire et récit de mes périls depuis le 31. Mai 1793. J. B. Louvet. — im St. 74 d. J. entnehmen wir folgende Charakteriſtik einiger Girondiſten.

»Vergniaux war von Natur indolent und nur in einigen wenigen Situationen, wo ihn ſeine Freunde tüchtig auftrieben, oder wo ihm ſelbſt das Licht ſtark genug in die Augen fiel, erhob ſich ſeine Beredtſamkeit zu der unwiderſtehlichen Stärke, die ſelbſt noch vor dem Revolutionstribunal gewaltig zu wirken anfing. — Pethion beſaß eine unzerſtörbare Seelenruhe, die ihm wohl in manchen großen Kriſen zu Statten kam, die ihn aber völlig unfähig machte, einen Kampf mit Danton, Robespierre und Marat zu beſtehen. Quadet war der leichtſinnigſte, unbedachtſamſte junge Menſch, deſſen Muth und Hoffnungen bloß im Blute lagen, und der eben ſo wenig ſicher geleitet werden konnte, als er ſelbſt zu leiten im Stande war. Barbarour, ein junger Mann von 28 Jahren, dick und fett wie ein 40jähriger, von ſehr entſchloſſener und geſetzter Tapferkeit, aber die Weiber! — Louvet ein wahrer Romanenkopf, der, wie man aus dieſer Schrift ſieht, Alles übertreibt.« —

Sehr intereſſant iſt auch die Relation Spittler's bei Gelegenheit der Notice sur la vie de Sieyes — im St. 79 d. J. Wir theilen hier nur das Bild mit, welches Spittler von Sieyes, den er für den Verf. dieſer Notizen ſelbſt hält, entwirft. »Er iſt, wie es uns vorkommt, ein rechtlicher Mann, dem, was ihm Wahrheit ſcheint, überaus treu. Frei von den kleinen Leidenſchaften der Bereicherungsſucht, der Eitelkeit glänzen zu wollen, den perſönlichen Animoſitäten u. dgl. m., aber herb und unerbittlich hart, wie ein ganz entſchiedener Syſtematiker. Er mag wohl den Menſchen kennen, auch über Staatswiſſenſchaft und geſellſchaftliche Organiſation viel nachgedacht haben, aber er kannte ſeine Menſchen nicht, und er ſcheint es nicht einmal der Mühe werth gehalten zu haben, erſt auch dieſe kennen zu lernen, ehe er ſeine Ideen von der Nationalrepräſentation das Siegel der alleinigen Richtigkeit und Untrüglichkeit aufdrückte.« —

Mit welcher Aufmerkſamkeit Recenſionen über die Gegenwart damals aufgenommen wurden, mag man daraus erſehen, daß Dumouriez ſich nicht nur gegen Girtanner und Archenholz, ſondern auch gegen die Anzeige ſeines Lebens in den G. g. A. (1795 St. 39) vertheidigte in den bei Hoffmann in Hamburg erſchienenen »Lettre du Général Dumouriez au traducteur de l'histoire de sa vie, pour servir de suite au coup-d'oeil politique sur l'avenir de la France.« Leider läßt jene Rec. Spittler's keine auszugsweiſe Mittheilung zu, wir möchten ſie ſonſt gern den Unparteilichkeitsprahlern, die es, wie S. ſagt, gewöhnlich am wenigſten ſind, zur Nachachtung mittheilen.

Dies Eingreifen in die Discuſſion des Tages ſelbſt, hörte aber mit Spittler's Abgange von G. (1796) beinah gänzlich auf und es wurden höchſtens noch die Gelegenheiten ergriffen, welche ſich darboten, um zu zeigen, wie Recht Rehberg und Brandes in ihren Vorherſagungen gehabt hätten. Z. B. Anzeige: »Essai sur l'Art de rendre les Revolutions utiles« 1801 St. 192, wo der Rec. unter andern behauptete, Frankreich ſei vor der Revolution beſſer regiert geweſen, als der größte Theil der monarchiſchen Staaten, wo keine Revolution entſtanden und ſich rühmte, daß das, weshalb er (92 und 93) als Obſcurant verſchrieen ſei, jetzt ziemlich allgemein anerkannt werde. Man vergl. auch die Anzeige der Annales of the French Revolution im St. 101 d. J. 1800.

Wenn man ſich jedoch erinnert, daß, und aus welchem Grunde 1796 Schlözer nicht nur die Herausgabe der Staatsanzeigen, ſondern auch jeder periodiſchen Schrift unterſagt wurde, dann wird die Dürftigkeit der G. A., und daß wir aus den nächſten Jahrgängen nichts mitzutheilen wiſſen, was im Gebiete der Politik irgend hervorragend geweſen wäre, nicht auffallen. Fr. C. von Moſer ſagte damals in ſeinen politiſchen Wahrheiten eben in Beziehung auf Göttingen: »und wenn alle die ſo reden ſollten, nicht mehr reden können, ſo werden die Steine ſchreien.« — Naturwiſſenſchaften mußten die Blätter füllen und Theologica, namentlich wurden eine große Anzahl Zeitpredigten beurtheilt und empfohlen.

Eins verdient jedoch noch anerkannt zu werden, das iſt die durchaus ehrenwerthe Stimme und der einſtimmige Verdam-

mungsſpruch, den die G. A. von Spittler's Vorgange über die Theilung Polen's laut werden ließen. Spittler, Rehberg, Sartorius, Heeren, Saalfeld, ſelbſt der Feldzeugmeiſter von der Decken ſtimmen da überein. Spittler's Anſicht erhellt am beſten aus der Anzeige »Méhée Histoire de la pretendue revolution de Pologne avec un examen de sa nouvelle constitution« in den G. A. v. 1792 — womit man die Rec. des mit reizbarer Heftigkeit geſchriebenen Buches: vom Entſtehen und Untergange der polniſchen Revolution 1794 St. 118 vergleiche. Im St. 138 v. J. 1796 ſtimmt der Rec. des ohne Anzeige des Druckorts erſchienenen »Verſuchs einer Geſchichte der letzten polniſchen Revolution,« zwar dem Ausſpruche Pitt's im Parlament bei, »niemand könne dieſe Geſchichten ohne den größten Unwillen hören« — meint aber doch: zum Mitleiden könne man nicht kommen, denn eine ſo tief herabgeſunkene Nation ſei ſelbſt bei günſtigern äußern Verhältniſſen nicht zu retten geweſen. Daß Rehberg dieſer Rec. nicht war, beweißt die Theilnahme, die er, der alte Mann, den Kämpfen im Jahre 1831 ſchenkte.*)

Die Dinge hatten indeß eine unerwartete Wendung genommen. Hannover war wie im Traume in franzöſiſchen Kriegsbeſitz gekommen, am 3ten Juni 1803 verließ der Herzog von Cambridge Hannover, am 6ten rückte der General-Lieutenant Mortier ein, und am 23 Prairial an XI. wurde bekannt gemacht, daß das Landesdeputationscollegium an die Stelle der Regierung getreten ſei. Die Göttinger Gelehrten zogen ſich bei ſo bewandten Umſtänden tiefer in ihre Studirſtube. — Brandes hatte adminiſtrative Sorgen, Rehberg wagte es, ſein Buch über den deutſchen Adel herauszugeben, wodurch er es natürlich keiner Partei recht machte. Der Anzeige dieſes Buches, die übrigens nichts weniger als bedeutend iſt, ſchreibt die Fr. v. Wallershauſen die Freundſchaft zwiſchen Sartorius und Rehberg zu, welcher durch eine ſpätere, noch unbedeutendere, bloß referirende Recenſion aus d. J. 1826 St. 90 »die Krone aufgeſetzt werden ſollte.«

*) Aus ſpäterer Zeit vergl. man 1807 St. 107 und 1808 St. 86.

Wenn man eine solche Anzeige in Göttingen für ein Wagniß hielt, so hatte der Freiherr von Moser wahrlich wohl Recht zu seinen Klagen. Oder waren es vielleicht nur die Zustände der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts, die das Ding als ein Wagniß erscheinen ließen? Doch hören wir die Freundin Goethe's selbst reden: »Der als Staatsmann und Schriftsteller gleich bekannte geheime Cabinetsrath August Wilhelm Rehberg hatte 1803 sein Buch über den Adel geschrieben, das, wie die Zeitumstände es kaum anders erwarten ließen, damals keineswegs die Anerkennung fand, welche ihm jetzt nirgends mehr entstehen würde. Von dem democratisch gesinnten Theile der bürgerlichen Gesellschaft war der kühne Verfasser dieser merkwürdigen Schrift als ein Adelsknecht angefeindet, von der vornehmen Welt aber vornehm ignorirt. Es war der Mensch, der von seinen Zeitgenossen verurtheilt wurde, weil sie sich in ihren Ansprüchen und Gerechtsamen von ihm beeinträchtigt hielten. Den Gegenstand selbst unparteiisch ins Auge zu fassen, dazu waren die Gemüther noch viel zu bewegt. Um so weniger konnte es Rehberg entgehen, daß aus reiner Überzeugung ein ihm gänzlich Unbekannter es wagte, für die im Voraus verurtheilte Sache eine Lanze zu brechen, und auf eine Weise in das Werk einzugehen, die an sich schon seine gerechte Würdigung enthielt« (d. h. nicht offen anzuerkennen, beizustimmen und zu loben, sondern nur ausführlich besprechen). Daß bei so bewandten Umständen unser Fischzug in den Jahren 1796 bis 1806 kein reichlicher sein konnte, versteht sich von selbst. Zwar sind in dieser Zeit eine Unzahl französischer und englischer Memoiren angezeigt, und diese Anzeigen lassen sich auch sämmtlich gut lesen, da sie referirend immer das Neueste und Interessanteste mittheilen, es konnte aber in den von uns ausgespannten Netzen davon nichts hängen bleiben.

Es kamen jedoch wieder bewegtere Zeiten, denn während der französischen Occupation hatte Göttingen selbst gar nichts vom Kriege oder nur von einer französischen Occupation gespürt. Auf Brandes Rath hatte man sich an den ersten Consul Frankreichs gewendet, und dieser hatte durch Berthier und Talleyrand der Universität seinen besten Schutz zugesagt. Die Gehalte wurden aus den reservirten Klosterfonds nach wie früher aus-

gezahlt, die Frequenz der Universität minderte sich nicht, es fehlte nicht einmal an Ausländern, sogar an Prinzen, denn Ludwig von Baiern damals in Göttingen studirend, woraus wohl zu schließen, daß die Grundstimmung der Universität teutsch müsse gewesen sein, weil sonst nicht einen solchen teutschgesinnten Regenten erzeugend. Es sollte indeß ein, wenn auch kurzer, doch die Gemüther heftig erregender Wechsel kommen. Nachdem im September 1805 die Franzosen das Land verlassen, Ende October die erste Bekanntmachung des hannoverschen Ministeriums wieder erlassen war, wurden schon am 27sten Januar 1806 unter der Hand Proclamationen des Königs von Preußen in Hannover verbreitet, wonach derselbe das Land »in Verwahrung und Administration genommen habe.« Graf Münster reiste am 3ten Februar ab, nachdem am Tage vorher Preußen in Hannover eingerückt waren. Die »Administration Hannovers bis zum allgemeinen Frieden« dauerte jedoch nur bis zum 1sten April, wo die »Königlich-Preußisch-Hannoverschen Provinzen« durch Tausch zwischen Napoleon an Preußen abgetreten sein sollten. Am 9ten November war jedoch, nachdem die Schlacht von Jena geschlagen, Mortier wieder in Hannover und wurde »als Befreier« begrüßt, während er am 12ten November Namens des Kaisers Besitz ergriff. — Diese Dinge wirkten auch wieder auf die G. A. etwas belebend. Wir wenigstens halten uns überzeugt, daß der Zorn, mit welchem dieselben von jetzt gegen die politische Rechnerei, Tabellen-Statistik, Vergrößerungssucht auftraten, durch diesen eben so unrechtmäßigen, als unpolitischen Schritt Preußens hervorgerufen war. Wir wissen nicht, ob Rehberg der Verfasser der Anzeige von der Manner'schen Statistik 1806 St. 84 war, oder ob der alte, aber noch kräftige Schlözer, der wie Jesai X. 14, über das Verkaufen, Vertauschen und Verkuppeln der Völker fluchte, seines Organs beraubt, der G. A. sich bediente. Was diese damals predigten, das hat man leider noch heute Grund zu wiederholen, wo die s. g. materiellen Kräfte, freilich nur auf andere Weise, ihre Herrschaft geltend gemacht haben und die geistigen Kräfte gering geachtet werden. — »Hat man, sagt der Rec., bei der Tabellen-Methode in einigen Columnen die Zahl der Quadratmeilen,

der Einkünfte, der Einwohner und des lieben Viehes vor Augen, so hat man auch die Überſicht von den Kräften des Staats; für Nationalgeiſt, Freiheitsliebe, das Genie und den Charakter großer und kleiner Männer an der Spitze, giebt es keine Columnen. Dergleichen Dinge werden alſo auch nicht in Anſchlag gebracht, wenn gleich der Augenſchein und die Erfahrung aller Jahrhunderte lehrt, daß es viel weniger der Körper, als der Geiſt iſt, der die Kraft der Staaten beſtimmt. Es wäre leicht, zu zeigen, welchen Einfluß dieſe Methode auf das beliebte Vergrößerungs- und Arrondirungsſyſtem der beiden letzten Decennien gehabt hat. Die gefährlichſten Irrthümer ſind immer diejenigen, welche einen leichten Eingang bei der großen Schaar der mittelmäßigen Köpfe finden.«

Wir dürfen dieſe ganze Anzeige einmal zum Nachleſen empfehlen, nicht minder eine andere Anzeige von derſelben Hand, wenn nicht etwa von Sartorius: »Theorie der Statiſtik,« St. 14 und folgende d. J. 1808, und die Anzeige über Friedrich von Gentz: »Authentiſche Darſtellung des Verhältniſſes zwiſchen England und Spanien vor und bei dem Ausbruche des Krieges zwiſchen beiden Mächten,« im St. 91 d. J. 1806.

Was der Rec. hier über politiſche Schriftſtellerei ſagt, verdient noch heut zu Tage Beherzigung: »der politiſche Schriftſteller vom edlen Charakter, der für das ewig Wahre und Gute glüht, wird ſich nie zum Schmeichler erniedrigen, nicht gegen die Großen, nicht gegen den Zeitgeiſt, mit welchem ein ſolcher Charakter, er mag ſchreiben, worüber er will, ſich faſt immer in einigem Kampfe befinden muß. Ergriffen von ſeinem Gegenſtande, wird er, ſeine Überzeugung mitzutheilen, ihr Eingang zu verſchaffen ſuchen, und er wäre der Mann nicht, der er iſt, wenn nicht einige Selbſttäuſchung über den Eingang, den er etwa finden könnte, anfangs bei ihm obwaltete. Allein wenn er mehr, als ein wohlmeinender Denker, wenn er ein wahrer Beobachter iſt, ſo wird ihn die Erfahrung bald von dieſer Täuſchung belehren. Nicht, weil er Nichts wirkt, dürfte er laß werden, ſondern weil er Etwas, aber nur Weniges wirken kann, dieſes Wenige aber ſchädliche Folgen hat, wenn es unrecht, halb, matt oder ſchief angewendet wird, wenn nur Velleitäten entſtehen, wo allein der feſteſte Wille entſcheiden könnte; wenn in

einer großen Kriſe der rechte Augenblick ungenutzt dahin ſtreicht, die Schäferſtunde, die in der Politik ſo gut wie in der Liebe entſcheidet, und häufig nur Einmal ſchlägt. In der Klugheitslehre iſt es nicht wie in der Moral, wie in Rechtsprincipien, wo der kategoriſche Imperativ keine Folgen zu berechnen hat. Die Stimme eines Predigers in der Wüſte zu ſein, nichts zu wirken: darüber könnte ein Schriftſteller, der über das, was in den großen politiſchen Angelegenheiten des Tages geſchehen müßte, ſich äußert, ſich noch beruhigt halten. Hat er doch, beſchäftigt mit ſeiner Arbeit, in der Hervorbringung eines freien Werkes ſeines Geiſtes gelebt: aber nicht alſo, wenn er ein wenig Eingang bekömmt, er durch ſeine Rathſchläge, weil ſie nicht auf das Maß von Geiſt und Kraft der vorhandenen lebendigen Werkzeuge berechnet waren, auch nur entfernt zu einer großen Verſchlimmerung des Zuſtandes mitwirkte, welchen er, ſeiner Abſicht nach, zu verbeſſern ſuchte. Aus mannigfaltigen Urſachen wird höchſt ſelten ein Schriftſteller der Gattung, von welcher wir reden, unmittelbaren Einfluß auf die Stimmung der Cabinette erhalten, die nicht aus Büchern, wenn auch noch ſo trefflichen, lernen wollen was geſchehen müſſe, ſondern höchſtens durch Federn, welche ihnen jederzeit zu Gebote ſtehen, wiſſen laſſen, daß dasjenige gut ſein ſoll, was ſie zu thun gedenken.«

Daß die Lehre von der Pflicht der Parteinahme aber nicht erſt in unſern Tagen gepredigt ſei, beweiſet auch dieſe Recenſion; ihr Verfaſſer ſagt: »daß Hr. von Gentz entſchieden Partei nimmt, iſt hinlänglich bekannt; da er ſich aber hier keine Verdrehungen von Thatſachen, noch Sophiſtereien erlaubt, ſo mag ihm das nur von ſolchen Zeitgenoſſen, die ihrer Charakterloſigkeit wegen ſich unparteiiſch nennen, verargt werden.«

Und auch die G. g. A. fangen an Partei zu nehmen, Partei für das Vaterland. Dieſe Parteinahme darf ſich zwar nicht frei und offen ausſprechen, da Caſſel in der Nähe iſt, wo Deutſche die freien Äußerungen in Göttingen überwachen, allein von 1806 bis 1808 geſchieht durch die G. g. A. ſo viel zur Erweckung deutſchen Gemeinſinns, als nur die Umſtände es erlauben, und ſollte öfters auch weiter Nichts geſchehen können.

als treffende Stellen aus andern Büchern hervorzuheben, so ist doch dies schon anerkennungswerth. Wir wissen nicht, wem wir diese patriotischen Anregungen in den G. g. A. danken. Möglich, daß der alte Leue Schlözer noch dann und wann seine Mähnen schüttelte. Am meisten wären wir geneigt, an Sartorius zu glauben; zumal da die Arbeit, welche er als Ableitung seines Blickes von der Gegenwart benutzte, die Bearbeitung der Preisaufgabe über den Zustand der Völker Italiens unter dem Reiche der Ostgothen, wobei »eine ferne Vergangenheit mit ihrem breiten Schatten die drückende Gegenwart überflügelte« erst in die Jahre nach 1810 fiel. Vielleicht war auch schon der damalige Magister Saalfeld in diesem Sinne thätig. Rehberg und Brandes, beide eifrige Hannoveraner, waren gleichfalls nicht müssig, wenn auch ihre Begeisterung nicht ganz rein war.

Wie die G. g. A. deutschen Gemeinsinn zu erwecken strebten, davon giebt z. B. Zeugniß die Anzeige eines Buches: »Über den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache, und beider Anlage zur Poesie, im St. 101 d. J. 1807. Dies Buch trug eine Dedication an den König von Preußen: »dem deutschgesinnten Monarchen, der deutsches Verdienst ehrt und durch Schätzung des Einheimischen den fast erstorbenen Gemeinsinn wieder belebt. — Ihm, der die verachtete Landessprache, des Nationalgeistes Abbild und Pflegerin, dem Throne wieder näher brachte.« —

Der Rec. sagt: »Gewöhnlich will man jene Überschätzung des Auslandes und jene Gleichgültigkeit gegen das Vaterland, wodurch der Deutsche sich vor allen Völkern auszeichnet, daraus erklären, daß Deutschland in mehre Staaten getheilt ist, und eines allgemeinen Mittelpunktes, einer Hauptstadt entbehrt. Allein andere Gründe, aus denen das Unstatthafte dieser Erklärung hervorgeht, nicht zu gedenken, befand sich nicht in einer ähnlichen Lage auch das alte Griechenland und das neuere Italien? und wurde dort je Schätzung des Einheimischen oder Liebe zum gemeinsamen Vaterlande vermißt? Begreiflicher wird jene Erscheinung aus folgender Ansicht. Deutschland war durch einen ungünstigen Einfluß mehrer Ursachen in allem, was Geschmack heißt, gegen die südlichen Nationen Europas zurückgeblieben. Das Bedürfniß höherer Bildung konnte daher, als

es zuerst in deutschen Köpfen erwachte, nur vom Auslande befriediget werden, woraus denn natürlich Schätzung des Fremden und Verachtung des Einheimischen entstehen mußte. Zur Befriedigung jenes Bedürfnisses schmeichelte sich vorzüglich die französische Sprache und Literatur an. So wie der dreißigjährige Krieg der Zeitpunkt ist, von dem die Verbreitung der französischen Sprache ausging, so ist er auch die Epoche des Untergangs des deutschen Gemeinsinns geworden. Allgemeine Herrschaft der Sprache muß über kurz oder lang allgemeine Herrschaft des Volkes nach sich ziehen, das sie spricht. — Das Unheil, das unter den vornehmsten Classen angefangen hatte, und schnell und mächtig um sich griff, liegt am Tage; wie demselben entgegengewirkt werden könne, ergiebt sich aus der Geschichte seiner Entstehung. Unsere Sprache und Literatur ist längst aus den Jahren der Unmündigkeit heraus, und kann sich dreist mit jeder ihrer Schwestern messen.«

»Ausschließende Achtung der Landessprache von oben herab, Unterstützung der Nationalliteratur, vorzüglich der schönen, die auf Bildung und Sitten den unmittelbarsten Einfluß hat, würde das sicherste Mittel sein, das allmählich wieder gut zu machen, was auf dem entgegengesetzten Wege verdorben worden.« Der Rec. wiederholt hier freilich nur, was der Verfasser mit einem »an die Klopstock'sche Bardenzeit erinnernden Eifer« schon ausgesprochen hatte, allein er spricht doch seine volle Beistimmung aus. —

Auf dem rein politischen Gebiete erinnert die nachfolgende Anzeige an jenen, von Schlözer's Sohne zuerst *mitgetheilten* Brief Schlözer's aus dem Jahre 1806,*) der damit schloß: »Laß dir durch Voß das lateinische Kraftgebet der seeligen Dido im Virgil in eben solcher Kraft deutsch (nur nicht in Hexameter) übersetzen, exoriare aliquis, und bete es alle Morgen. Bete laut! denn da deutsche sogenannte Männer schweigen, so müssen Weiber, Mädchen und Jungen schreien.«

»Winke ans Vaterland« 1806, 28 S. in Quart. Als vor vier Jahren die Ausführung des Lüneviller Friedens dem deutschen

*) Auch zu finden in der »Universität Göttingen« erster Abdruck p. 36, vollständiger mitgetheilt in der zweiten Auflage p. 27.

Reiche vielfache Veränderungen in allen Theilen ſeiner Verfaſſung ankündigte, machten nicht wenige Schriftſteller, gutmüthig überzeugt, daß jetzt der Augenblick gekommen ſei, wo der vaterländiſchen Conſtitution die lange entbehrte Unabhängigkeit, Einheit und Feſtigkeit ertheilt werden könne, es ſich zum angelegentlichen Geſchäfte, ihre Vorſchläge über die Mittel zu jenem großen Zwecke, und mancherlei, mehr oder weniger unreife, Verfaſſungspläne allen deutſchen Patrioten zur Beherzigung vorzulegen. Der Erfolg hat bekanntermaßen damals den ſanguiniſchen Hoffnungen, die mancher Politiker auf ſeiner Studirſtube ſich gebildet haben mochte, nicht ſonderlich entſprochen; aus dem, was geſchah, hätte jeder nicht ganz Blinde für die Zukunft ſich die Bemerkung abſtrahiren ſollen, daß eine Staatsveränderung, unter dem vorherrſchenden Einfluſſe auswärtiger Mächte eingeleitet, unmöglich zu einem Reſultate führen könne, deſſen erſte Folge nothwendig Vernichtung jenes Einfluſſes ſein würde. Dieſe Bemerkung liegt ſo wenig tief, daß wir wirklich geglaubt hätten, in dieſem Augenblicke, wo der Gang der deutſchen Geſchichte ſich endlich klar genug entwickelt hat, ähnliche Pläne und Vorſchläge nicht mehr erwarten zu dürfen, aber die vorliegenden Blätter, deren Verfaſſer, nach der Schreibart zu urtheilen, ein Süddeutſcher, und alſo dem Schauplatze der großen Begebenheiten nahe genug iſt, belehren uns eines andern. Denn hier iſt wieder ein ganzer Plan in aller Ausführlichkeit entworfen, den die deutſche Nation nur anzunehmen hat, um auf einmal mächtig, einig, patriotiſch, kurz alles das zu werden, was ſie bisher nicht geweſen iſt. Gäbe uns der Verfaſſer dieſen Plan bloß als eine Sache der Speculation, um in einer Zeit, wo die Gegenwart ſo wenig Erfreuliches anbietet, eine ſchönere Welt der Ideen uns zu bereiten, ſo wäre dagegen weiter nichts einzuwenden, als etwa, daß der Plan ſelbſt ſehr ſchlecht gerathen iſt; allein wenn hier unſer Verfaſſer die Sache in allem Ernſte nimmt, wenn er in allem Ernſte proponirt, dem Kaiſer ſeine ſeit zwei Jahrhunderten vergeſſene Autorität wieder zu geben, wenn er den Ständen zutraut, daß jeder von ihnen drei Procent ſeiner jährlichen Einkünfte zum Beſten der Reichs-Finanzen abgeben werde, wenn er glaubt, es ſei noch jetzt unter

den kleineren Fürſten ein Bund möglich, durch welchen ſie ihre Unabhängigkeit gegen alle auswärtige Gewalt vertheidigen könnten, und wenn er bei dieſem Allem an die bisherige Handlungsweiſe der Reichsſtände ſo wenig, als an die Politik jenſeits des Rheines denkt, — ſo muß es in der That als ein pſychologiſches Räthſel erſcheinen, daß Jemand, der übrigens Kenntniſſe und Bildung zeigt, und der die letzten funfzehn Jahre, ja der nur die letzten fünf Monate hindurch dem Gange der Dinge in Deutſchland zugeſehen hat, in ſeinem Urtheile über die deutſche Welt noch immer ſo durchaus — unſchuldig iſt. Freilich iſt es bei jedem harten Verluſt und jedem uns treffenden Übel dem menſchlichen Gemüthe natürlich, gegen die Überzeugung von deſſen wirklicher Vollendung möglichſt lange ſich zu wehren; allein, iſt einmal die letzte Entſcheidung gefallen, ſo iſt es weiſe, mit klarem Blicke den ganzen Umfang des Verluſtes auszumeſſen, um, wo keine Hülfe ſich mehr zeigt, in ruhiger und treuer Bewahrung deſſen, was etwa noch übrig bleibt, reſignirend ſich zu tröſten.« (G. g. A. 1806 St. 33). —

Zu deutſchem Gemeinſinn wurde aufgefordert auch bei Gelegenheit der Anzeige der Germania, einer Zeitſchrift für Staatsrecht, Politik und Statiſtik von Deutſchland, 1808 St. 84. Bei Anzeige der Anſichten des Rheinbundes (Briefe zweier Staatsmänner) im St. 90 d. J. 1808 ruft der Rec. mit dem Verfaſſer: »Warum ſind wir denn, wir, dieſe große kräftige Nation, ſo ſchwach geworden und erbärmlich?« und hält Conſtitutionen aus dem Grunde für nothwendig, weil die Meinung ſich zu verbreiten anfange, als ſei der Fürſt an ſeine älteren poſitiven Pflichten nicht mehr gebunden. Im St. 104 v. J. 1808 werden die Reſultate der Sittengeſchichte von Gagern in dieſem Geiſte angezeigt, und in einer Reihe von Recenſionen und Anzeigen auswärtiger Memoiren iſt darauf hingedeutet, daß Kräftigung und Erhebung des deutſchen Geiſtes noth thue.

Dazwiſchen predigten die klugen Leute, Brandes und Rehberg, aber immer Mäßigung. Sie ſprachen von geſetzlicher Kraft, wo jedes Geſetz ſchon aufgehört hatte, ſprachen von Kraft der Zucht, während doch die Unzucht der Großen auch die Kleinen ſchon als berechtigt zu gleicher Frivolität hinſtellte, (Apologie der Gräfin Lichtenau, G. g. A. St. 198 J. 1808)

ſprachen von Kraft des Kopfes und Charakters, von Kraft mit Einſicht, Mäßigung und Klugheit, während doch die unbedingteſte Hingebung an das Vaterland und ein Enthuſiasmus, welcher nicht mehr ängſtlich erwägt, allein noch retten konnten. So aber ſprachen die Hannoveraner bei Anzeige von Ernſt Moritz Arndt's Geiſt der Zeit, J. 1806 St. 136. Der Rec. erkennt an, daß hier ein Werk von deutſcher Kraft vorliege; aber er fürchtet, daß es durch ſeinen Inhalt, zumal bei Überſchätzung, zum Mißbrauch, zum falſchen Geſchmack und zur Erzeugung von politiſchen Kraftgenies hinreißen könne. Er leugnet nicht, daß das Werk wohl etwas von gleichem Sinn erwekken könne, aber er glaubt, daß der Same nicht zur rechten Zeit ausgeſtreut ſei und in einen nicht gehörig vorbereiteten Boden fiele. Ängſtlich ruft er aus: »jetzt, vielleicht zur Unzeit hingeworfen, kann der Same wohl aufgehen? kann er nicht bloß wucherndes, die künftige Erndte erſtickendes Unkraut erzeugen?« Richtig iſt, was Rec. hervorhebt, daß Arndt die Zuſchauer ſeines Panoramas hin und her zerrt, daß in dem Buche viel Pygmäiſches und Gigantiſches durcheinander geworfen ſei, aber unwahr, daß die letzten Hauptſtücke des Buches in wilde ſchwärmeriſche Declamationen endeten. Rec. ſchließt: »Nun aber, was iſt das Reſultat von aller Beredtſamkeit unſeres neuen Demoſthenes? welche weiſe Rathſchläge giebt er, den reißenden Waldſtrom noch aufzuhalten, das Einſtürzende zu ſtützen, zu retten, was noch zu retten iſt?« Er ruft bloß unbeſtimmt zu neuen Kraftäußerungen auf, traut aber auch ſelbſt denſelben ſo wenig zu, daß er damit endigt: das Alte ſei nicht zu retten, Alles müſſe neu werden. Aber ſo giebt er ſeiner Schrift ſelbſt eine ſchädliche Tendenz: entweder gänzlich feige Ohnmacht, oder blinde Verzweiflung.

Daß Arndt Recht hatte, daß in der That Neubau nöthig war, daß die Doſis, welche er, Buchholz und Fichte vorſchlugen und die Stein theilweiſe ins Leben rief, nicht zu ſtark war, daß dieſe Männer überhaupt keine politiſche Brovaianer waren, das ſahen die Herren nicht ein.

Rehberg hatte zu jener Zeit ein Buch geſchrieben: »Über die Staatsverwaltung deutſcher Länder und die Dienerſchaft der Regenten«, in welchem zum Theil Spittler'ſcher Geiſt waltete. Er

ſuchte zu zeigen, welchen ertödtenden und lähmenden Einfluß ein maſchinenartiger Geiſt der Staatsverwaltung auf alle Talente ausübe, wie er nur für die gewöhnlichen Zeiten ausreiche, wie die ſogenannten (tabellariſch verzeichneten) Staatskräfte an und für ſich gar nichts ſeien, daß es vielmehr darauf ankomme, wie ſie genutzt würden, daß die wahren Staatskräfte daher geiſtig, nicht materiell ſeien, daß zwar dieſen allerdings eine gewiſſe materielle Maſſe zu Gebote ſtehen müſſe, daß ſich aber ſchlechterdings kein Zahlenverhältniß beſtimmen laſſe.

Dennoch war Rehberg ſelbſt von einer gewiſſen maſchinenartigen Anſicht der Dinge nicht frei. Wir müſſen hier noch einmal eine Stelle aus dem gedruckten Manuſcripte der Frau von Waltershauſen anführen. »Rehberg, ſagt ſie, obgleich er geiſtig viel zu hoch ſtand, um nicht das Ganze ins Auge zu faſſen, und der oft mit bewunderungswürdigem Scharfblicke in die ferne Zukunft ſchaute, war doch durch die Erregbarkeit ſeines Gemüths weit mehr als Sartorius geneigt, den individuellen Fall zu berückſichtigen, und ſein raſcher ſchaffender Geiſt, dem keine Aufgabe zu groß ſchien, um ſie nicht ſelbſt löſen zu wollen, glaubte zur Erreichung ſeiner Pläne oft nur eines untergeordneten, auf einen beſtimmten Platz angewieſenen Räderwerks zu bedürfen. Dieſer Anſicht konnte der Freund (Sartorius) vermöge ſeiner ganzen politiſchen Bildung nicht huldigen, indem er zu der Überzeugung gelangt war, daß man allerdings den Menſchen behülflich ſein müſſe, das Gute zu erreichen, daß dieſes ſich aber aus ihren eigenen Wünſchen, Bedürfniſſen und Kräften entwickeln müſſe. Dieſe Verſchiedenheit der Anſichten wie der Charaktere hat einige Male Wolken erzeugt.« —

Dieſe Verſchiedenheit der Anſichten fühlt man jedoch aus der Anzeige Sartorius von der Rehbergſchen Schrift, G. g. A. 1802 St. 131, kaum heraus, obgleich Recenſent hervorhebt: »die edelſte Quelle, aus der alle Thätigkeit des Menſchen und gerade ſeine nützlichſte Thätigkeit fließe, ſei das möglichſt freie Wirken innerhalb ſeines Berufs. Dieſe Freiheit ſei es, die durch das vom Staate bewieſene Zutrauen die Dienerſchaft habe, auf deren Geiſt doch zuletzt das Meiſte ankomme.«

Erwähnt zu werden verdient noch, obgleich es sich eigentlich von selbst versteht, daß Rehberg, der Mann des historischen Rechts, in dieser Schrift als warmer Vertheidiger der deutschen Landstände auftritt und der Recensent ihm beistimmt, wenn er sagt: »eine Verfassung ohne Landstände sei eine der deutschen Nation fremde Verfassung, und wenn er wünscht, daß in denjenigen Ländern, wo sie einer bessern Organisation bedürften, der Moment dazu genutzt werden möge.«

Indessen hatte Brandes seine »Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland« geschrieben und Rehberg zeigte dieselben im St. 82 d. J. 1808 an. Das Buch enthielt viel einzelne Wahrheiten vom Standpunkte Brandes aus. Es mag zur Charakteristik desselben hier jedoch genügen, daß Brandes unter dem im Weizen wuchernden Unkraut nicht nur die französische Revolution bekämpfte, sondern unmittelbar daneben: »die Idee von einem starken Fortschreiten der Menschheit, welche an der französischen Revolution und der Philosophie eine so mächtige Stütze gefunden.« Und Rehberg ruft aus: »wäre es wirklich der Speculation gelungen, sich ganz des Gebiets der Geschichte zu bemächtigen, was würde aus dieser, was würde aus unserer ganzen höheren Cultur geworden sein? Glücklicher Weise wurde dieser Angriff abgeschlagen.« Glücklicher Weise!? Die Speculation hat sich freilich der Geschichte nicht bemächtigen, sie hat bis jetzt noch wenig ihrem Willen gemäß schaffen können, aber abgeschlagen ist der Angriff Gott Lob nicht, die Kämpfer stehen heute noch so rüstig wie vor 35 Jahren, sie wachsen aus der Erde, während nur noch verlorene Posten für Brandes und Rehberg's Ansichten kämpfen. Aber wenn wir zugestehen, der Angriff sei wirklich abgeschlagen, was haben wir dadurch gewonnen, um wie viele Schritte sind wir der höhern Cultur, der Cultur der Freiheit näher gerückt? Und was aus unserer ganzen höhern Cultur geworden wäre! hat es nicht Fichte schon beantwortet?

Weshalb wir aber auf Brandes und Rehberg's Ansichten so großes Gewicht legen? Weil sie die G. g. A. in Beziehung auf Zeitgeschichte, Politik und Staatswissenschaften jetzt beinahe allein versorgten. Heyne schrieb am 20. Juni 1808 an den

Staatsrath J. v. Müller: »Auch zu Beiträgen für die g. Anzeigen wären sie (die Gött. Professoren) aufzumuntern; es ist Meiners, Heeren, Tychsen, Meyer, Schrader, Stromeyer, Harding, Gauß, die etwas liefern; bei weitem das Meiste muß ich durch Sömmering, Brandes, Rehberg bestreiten; jetzt hat sich Herr von Haller auch dazu gesellt.«

Den mehrerwähnten Grundirrthum abgerechnet, können wir Rehberg einen scharfen Blick in die Zustände der Gegenwart nicht absprechen. Wir machen in dieser Beziehung auf eine von ihm im St. 76 der G. g. A. vom J. 1807 befindliche Anzeige der vertrauten Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II., mit Anmerkungen und Zusätzen, aufmerksam. Der über die durch Preußen geschehene »Verwahrung und Administration Hannovers« höchst erbitterte hannoversch-englische Patriot verläugnet sich freilich nicht, ja seine Leidenschaftlichkeit reißt ihn dann und wann zu Äußerungen hin, die mit der sonstigen Kaltblütigkeit der G. g. A. nicht stimmen, allein die Panegyriker Friedrichs II., welche heut zu Tage so zahlreich sind, und die Publicisten, welche die Periode von 1806 noch nicht aus dem Auge verloren haben, machen wir auf die sieben Hauptursachen aufmerksam, welche der Recensent aufzählt, um das große Verderbniß der preußischen Dienerschaft zu erklären. Nur eine Stelle wollen wir hervorheben, den Geist der Recension zu charakterisiren. »Von einer gegebenen Denkfreiheit wurde geprahlt: eine Freiheit, welche der ärgste Tyrann dem Menschen nicht rauben kann, sich also auch nicht geben läßt. Sprech- und Druckfreiheit mußte es heißen: äußerst schätzbare Gaben, die aber auch, wie Alles in der Welt, durch Mißbrauch, Lage und Umstände theuer erkauft werden können. Heuchler und Schwachköpfe wollen durch unvernünftige Religions- und Censuredicte dem Übel Einhalt thun, was sie nur vergrößern halfen. Selbst Lessing hat es schon in seinen Briefen gesagt, daß die Sprech- und Druckfreiheit sich nur auf religiöse Gegenstände erstrecke, daß aber Niemand wagen dürfe, über die Gräuel der gegenwärtigen Werbungen z. B. ein Wort zu sagen. Späterhin gingen die so genannten Freiheiten noch viel weiter, und man hat es wohl als einen Vorzug der preußischen Pro-

vinzialstädte rühmen wollen, daß in selbigen öffentlich, ohne alle Scheu, die bitterſten Urtheile über die angeſehenſten Staatsdiener in Berlin gefällt würden. O traurige Freiheit der Galeerenſklaven! —«

Merkwürdig wie die Dinge nicht ermüden ſich zu wiederholen! — Das aber bedenke man auch heute, daß der Recenſent Recht hat, wenn er ſagt: »die aus der Sprechfreiheit ſehr lebhafte Begierde, ſtets herunterzureißen, löſet die Bande von Zutrauen und Achtung, indem ſie zugleich den Charakter der Untergebenen verdirbt«. — Man braucht einmal die Kaffeehäuſer und Conditoreien Berlins durchgegangen zu ſein, um überzeugt zu werden, daß das, was über preußiſche Verwaltung u. ſ. w. in Zeitungen geſchrieben wird oder einmal geſchrieben wurde, nur ein ſchwacher Abſchein von dem iſt, was in jenen Orten öffentlich geſprochen wird. Oder iſt man vorſichtiger geworden, ſeitdem Dr. Eichler in Magdeburg geſeſſen?! —

Es iſt überhaupt intereſſant, wie die G. g. A. die Kataſtrophe von 1806 und die Menge der damals erſcheinenden Schriften, welche meiſtens auf Reform dringen, betrachten. Im St. 180 v. J. 1807 wird Buchholz Schrift: »Unterſuchungen über den Geburtsadel und die Möglichkeit ſeiner Fortdauer im 19ten Jahrhundert — vom Verfaſſer des neuen Leviathan« beſprochen. Der Recenſent meint, der Hauptgedanke des Buches, gänzliche Abſchaffung des Geburtsadels und Feſtſtellung der Gleichheit der Anſprüche Aller auf Alles, mit Ausſchluß des Throns, ſei nichts weniger als neu, und von anderen Schriftſtellern aus einer Fülle practiſcher Beobachtungen weit anſchaulicher und treffender gezeigt als von Buchholz, welcher den ſo leicht zu den größten Irrthümern und den ungerechteſten Folgerungen führenden Weg der abſtracten Speculation einſchlage.

»Mit Erſtaunen und Unwillen, ſagt der Recenſent, laſen wir hier die aus dem neunten Titel des zweiten Theils des allgemeinen preußiſchen Landrechts wörtlich abgeſchriebene Stelle: »der Adel iſt zu Ehrenſtellen im Staate, wozu er ſich geſchickt gemacht hat, vorzüglich berechtigt.« Wie war es möglich den Landesherrn, als Geſetzgeber, ſo etwas, ſeine zum Beſten des Staats in der Wahl der Staatsdiener unumſchränkte Befugniß Einſchränkendes ſagen zu laſſen?

Denn das hinzugefügte Geſchicktmachen iſt in einem Geſetze, in welchem Berechtigungen feſtgeſetzt werden, von geringer Bedeutung. Wie war es möglich, nicht vorauszuſehen, wie ſehr ein ſolches Geſetz die Anmaßungen der Mittelmäßigkeit auf der einen Seite nothwendig erhöhen, auf der andern erbittern mußte! Wie war es beſonders möglich, eine ſolche Beſtimmung in ein Geſetzbuch aufzunehmen, das in ganz neueren Zeiten aus dem ſogenannten Centralpunkte der Aufklärung hervorging. Waren es Privatabſichten, welche dem Landesherrn ein ſolches Geſetz unterſchoben, oder nur deutſche Vollſtändigkeit, die, alles beſtimmen wollend, den Nachtheil nicht ahnete, den eine ſolche Beſtimmung hervorbringen mußte?«

Von demſelben Verfaſſer erſchien ein »Gemälde des geſellſchaftlichen Zuſtandes im Königreiche Preußen bis zum 14. October 1806«, von der Anſicht ausgehend, einem ſo zerrütteten und kraftloſen Staate wie dem Preußiſchen ſei nur aufzuhelfen durch Aufhebung des Unterthänigkeitsverhältniſſes und — Anlegung von Seminarien für Dorfſchullehrer nach der Peſtalozziſchen Methode. Der Recenſent im Stück 43 der G. g. A. von 1808 verſpricht ſich indeß wenig davon, wie er denn überhaupt offen erklärt, die Anſicht des Profeſſors Buchholz von der Perfectibilität unſers Geſchlechts nicht zu theilen. Er eifert dagegen für die Univerſitäten, die er bedroht glaubt.

Bei Anzeige der »Materialien zur Geſchichte der Jahre 1805, 1806, 1807. Seinen Landsleuten zugeeignet *von einem* Preußen«, bekanntlich einer Vertheidigung des Grf. v. Haugwitz, predigen die G. g. A. St. 69 v. J. 1808 abermals die Pflicht der Parteinahme, freilich jene Art verwerfend, welche, wie Haugwitz, alles auf den König ſchieben wollte; Partei nehmen, ſagt Rec., kann aus dem lebhafteſten, wahrſten Gefühle der Gerechtigkeit entſtehen, kann häufig ſogar Pflicht werden, allein dieſes von der Überzeugung ausgehende Parteinehmen, was wieder Überzeugung bei Gemüthern, für den reinen Eindruck der Wahrheit empfänglich, bewirken ſoll, muß ſich geradezu angeben und ſich nicht hinter dem Reſpect, der dem Throne gebührt, verſtecken.« —

Wir heben aus dieſer noch heute leſenswerthen Anzeige folgenden Paſſus hervor, von dem wir wünſchten, daß unſere Leſer ihn in eine gewiſſe Gedankenverbindung brächten mit jenen Artikeln der Times, die gegenwärtig (April — Mai 1843) ſo großes Aufſehen erregen.

»Es iſt, ſagt wahrſcheinlich Rehberg (vielleicht ſein eigenes Schickſal vorher ahnend), mit der Reſponſabilität, der die Miniſter nicht allein bei den Zeitgenoſſen, ſondern noch weit weniger bei der Nachwelt entgehen, nicht vereinbar, daß ein Miniſter, um ſich zu rechtfertigen, die ergriffenen Maßregeln allein dem Willen ſeines Herrn zuſchreibt. Denkt er in Rückſicht ſolcher Maßregeln nicht übereinſtimmend mit dem Monarchen, ſo bleibt ihm zur Rettung nichts übrig, als ſeine Stelle niederzulegen, ein Schritt, den das Wohl des Staats gleichfalls verlangt; denn ſchwerlich wird der Mann fortgeſetzt ein bedeutendes Syſtem gut dirigiren, was er mißbilligt, und noch mehr, wenn er es auch thäte, das von der Disharmonie unterrichtete Publicum würde es nicht glauben. Das hochwichtige Zutrauen würde einem ſolchen Miniſter fehlen. In ſubalternen Stellen im Civil, ſelbſt in dem hohen Militair, wo es auf die Ausführung einer Handlung ankommt, iſt der Fall nicht der nämliche. Aber ein Miniſter, der anders handelt, nicht in den angegebenen Conflicten ſeinen Abſchied nimmt, trägt billig die Verantwortlichkeit und entſagt dem Anſpruche auf perſönliche Achtung. Man ſieht, einem ſolchen iſt es nicht um die Sache des Staats zu thun, nur daran gelegen, entweder die äußeren, der Eitelkeit ſo ſehr ſchmeichelhaften Bezeugungen in dem hohen Poſten zu genießen und ſich zu beſchäftigen, wobei denn gerade dieſe Eitelkeit und Rührigkeit häufig Andere und ſich ſelbſt vorſpiegeln mag, daß ſie doch noch Etwas bewirken könnten, oder, um beſſeres Brod zu eſſen: Bewegungsgründe, die keine große Achtung verdienen.«

Von weniger Bedeutung iſt die Anzeige der Maſſenbachſchen Vertheidigung der »Betrachtungen und Aufſchlüſſe über die Ereigniſſe des Jahres 1805 und 1806 und des Oberſten von Maſſenbach drei Sendſchreiben an die Herren Generallieutenants von Blücher und von Rüchel und an den Geheimen Cabinetsrath Herrn Lombard,« — nur zeigt

ſich eine Feindſeligkeit gegen das Theoretiſiren, was viel gefährlicher ſein ſoll, als die verſchriene Empirie, auch iſt von guten alten Büchern als Gegengift gegen die aufgerafften, in hochtönenden Worten ausgeſprochenen Sätze der neuen Sophiſtik die Rede.

Je tiefer in das Jahr 1808 hinein, je mehr verſchwinden aber auch alle deutſch-patriotiſchen Andeutungen, je mehr verſchwinden überhaupt erhebende Geſchichtsanſchauungen. Der Einfluß des weſtphäliſchen Hofes tritt ſtärker hervor. Am 15. Mai 1808 ward der Univerſität, um mit den G. g. A. zu reden (Stück 87), das ſeit mehreren Wochen erwartete Glück zu Theil, Sr. Majeſtät dem Könige Jerome »die Bezeugung der Devotion unterthänigſt darzulegen«; dann als am 17. September, dem Stiftungstage der Univerſität, die Vertheilung der Preiſe an die Studirenden Statt gefunden hatten, gaben die G. g. A. im St. 158 davon eine Anzeige, die zu charakteriſtiſch iſt, als daß wir nicht einige Proben daraus mittheilten.

»Nie war ein Volk, heißt es dort, welches das vom Staate und deſſen Beherrſchern erhaltene Gute mehr treu im Herzen bewahrt, mit dankbarem Gefühle verehret, mit Liebe und Anhänglichkeit an ſeine Fürſten, am innigſten an die Beſten, erwiedert hätte, als das deutſche Volk. Dieſes biedere Volk drückt ſich nicht in weitgeſuchten Phraſen und hochtönenden Rednerfloskeln aus; es äußert die Wahrheit ſeines Gefühls, ſo wie ſeiner Geſinnung durch kunſtloſe Freude und dankbare Glückwünſche; ein herzlich einfaches Domine salvum fac regem war bereits unſern frühern Vorfahren mehr wahrer Dank und Segensſpruch, als ein erkünſteltes Gewebe der Phantaſie und des Witzes. Eben dieſe Weiſe beobachtete auch unſere Univerſität in den an öffentlichen Feierkeiten üblichen Reden und in Programmen; das Herz mußte ſprechen, nicht der Witz, der ſich ſo leicht in ſpielende Redefloskeln verliert und dadurch in ſchale, geſchmack- und kraftloſe Schmeicheleien verſenkt.« Dann geht man dem Ziele ſelbſt näher: »Von dieſem großen Geſichtspunkte (daß eine Univerſität eine universitas literarum ſein müſſe) geht unſer erhaben denkende, großer Anſichten fähige Monarch (Jerome) aus. Unausbleiblich muß es alſo ſein, daß ihm die Herzen der

Treueſten ſeines Volkes, des aufgeklärteſten Theils, zu dem doch wohl die Gelehrten gezählt werden, entgegen wallen, ihm aus Einſicht und Überzeugung wahres Dankgefühl zollen, und, ohne erſt Aufforderung zu erwarten, treu ergeben ſein werden, den beſten und würdigſten Dank aber in treuer Erfüllung ihrer Pflichten zum allgemeinen Beſten an den Tag legen. Wir waren uns dieſen Prolog ſchuldig, um unſern National-Charakter der Herzlichkeit und Wahrhaftigkeit auch im Loben und Billigen zu behaupten, deſſen ſich noch kein Deutſcher zu ſchämen bedurft hätte.« —

So offen nun auch dieſe Schmeicheleien dargelegt werden, ſo ſcheinen ſie doch in Caſſel noch nicht hinreichend befunden worden zu ſein, und Johannes von Müller hat einen Wink gegeben, daß man die Farben künftig ſtärker auftragen müſſe. Deshalb kommen denn die G. A. im St. 165 noch einmal auf das Programm zurück, um anzuzeigen, daß daſſelbe jetzt im Lateiniſchen erſchienen ſei, wo ſich die deutſche Dankbarkeit noch lebhafter und ausführlicher ausdrücke. Das Zuwenig in dem Programm wird durch die anſcheinende Kälte der deutſchen Sprache entſchuldigt, freilich mit der zweideutigen Bemerkung, der Gebrauch der franzöſiſchen Sprache unter den höheren Ständen für Gefühle, die man nicht habe, ſei durch ſich ſelbſt gerechtfertiget. Noch höher geſchraubt iſt aber die Schmeichelei im St. 185 bei Gelegenheit der Anzeige der Societäts-Commentationen. »Europa, heißt es hier unter andern, wird die Weisheit und den erhabenen Sinn eines Souverains bewundern, welcher ſogleich im Anfange einer Regierung, die nach Ruhm und Größe ſtrebt, die wahre Größe auf den Wohlſtand und die Cultur ſeines Volkes gründet.«

Heyne ſelbſt muß jedoch der Anſicht geweſen ſein, trotz dem habe die Georgia Augusta vor allen andern Univerſitäten ihre Würde behauptet und ſtehe hoch über ihnen, denn er ſchrieb kurze Zeit darauf an J. v. Müller: »ich glaubte aber dem Zeitalter, dem herrſchenden Sklavenſinn und Schmeichlerton ein Genüge zu thun und doch die Würde eines gelehrten Corpus zu behaupten.« Wir können leider das den Prorectoratswechſel anzeigende November-Programm (1808) Eichhorn's nicht mit dieſen Heyne'ſchen Verſuchen, den Panegyriker zu ſpielen, verglei-

chen, allein daſſelbe muß entweder ein non plus ultra der Kriecherei geweſen ſein, oder, was wir eher zu glauben geneigt ſind, Heyne hat ſich durch den ohne ſein Wiſſen geſchehenen Druck deſſelben vielmehr perſönlich hintenangeſetzt, gekränkt und beleidigt geſehen, als er ſich ſelbſt geſtehen mochte, und identificirt damit eine Herabwürdigung der Georgia Augusta, »welche ſich den andern Univerſitäten in der ſie ſo entehrenden Kriecherei und dem Poſaunenton beigeſellt habe«, eine Identification von Perſonen und Dingen, die auch in unſern Tagen noch vorgekommen iſt. Sonſt hätte Heyne wohl unmöglich jenen zuerſt von Maurer-Conſtant mitgetheilten Brief an Johannes von Müller vom 1. November 1808 ſchreiben können.*)

Brandes Thätigkeit für die G. A. hörte aber ſeit der Mitte des Jahres 1808 beinahe ſchon gänzlich auf, da er theils ſehr krank war, theils eine Zeitlang wegen angeblicher Widerſetzlichkeit bei Aufhebung der Provinzialſtände gefangen gehalten wurde. Im Jahre 1810 ſtarb er.

Keiner der damals auftauchenden Politiker paßte aber beſſer für die Göttinger als Ludwig von Haller. Abgeſehen, daß derſelbe mit Joh. v. Müller näher befreundet war, kamen ihm die Göttinger als »Manne von Reputation« aus reiner Inclination entgegen, erklärten ihn zum Mitgliede der Societät der Wiſſenſchaften, machten ihn zum Mitarbeiter an den gelehrten Anzeigen, ja Heyne hätte ihn gar zu gern für Göttingen gewonnen, und Haller zeigte ſich nicht abgeneigt. Die ſehr ausführliche Recenſion ſeines »Handbuchs der allgemeinen Staatenkunde, des darauf gegründeten allgemeinen Staatsrechts und der allgemeinen Staatsklugheit nach den Geſetzen der Natur« im St. 107 bis 111 der G. g. A. von 1808, eine Arbeit Rehberg's, war jedoch nicht bloß aus dem Gefühle der »Dankbarkeit gegen einen großen Mann, vormals Mitglied dieſer Univerſität und Präſident der Geſellſchaft, unter deren Aufſicht die G. g. A. ſtehen, in welchen er ſelbſt ſo oft geſucht hat, gründliche Einſicht und Gelehrſamkeit gegen die Anmaßungen ſophiſtiſcher Künſte und vorgeblicher Aufklärung zu ſchützen, wel-

*) Die Univerſität Göttingen. Zweite Auflage. Beilage VI. S. 191.

ches nicht beſſer bewieſen werden könnte, als dem Beſtreben des Enkels nach gleichen Verdienſten Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen«, gefloſſen, wie es in der Einleitung heißt, ſondern Johannes von Müller hatte das Buch auch beſonders empfohlen u. ſ. w. Rehberg liefert zuerſt einen Auszug aus dem Werke. Dann wird mit beiden Händen Lob ausgeſtreut. »Nach der Erklärung des größten römiſchen Redekünſtlers, ſagt er, iſt orator, vir bonus dicendi peritus. Dies läßt ſich auf alle, auch wiſſenſchaftliche Vorträge anwenden, welche Menſchen und moraliſche Verhältniſſe zum Gegenſtande haben.« Das wird nun auf den Verfaſſer angewendet, dann heißt es charakteriſtiſch: »In dem ganzen vorliegenden Werke iſt dieſes lebendige Gefühl für Wahrheit, für Pflicht und Recht, für die beſcheidene Unterwerfung unter die Veranſtaltungen einer höheren Weisheit, welche die Natur der Dinge anordnete, durchaus herrſchend. Das Bewußtſein dieſer Geſinnungen erzeugt in dem Verfaſſer eine gerechte Verachtung der ſophiſtiſchen Afterweisheit der neuen Zeiten und der übermüthigen Schriftſteller und Aufrührer, welche ihren eigenen Willen in der Form angeblich evidenter Grundſätze der ganzen Welt aufdringen wollen. Dieſer Unwillen bricht häufig in die treffendſte, oft witzige Verſpottung aus, womit überlegene Einſicht die freche Thorheit mit Recht behandelt.«

Wer hieraus noch nicht ſähe, daß Rehberg ein erklärter Feind der Speculation iſt, der kann zwei Seiten darauf leſen: »Die Erſchütterungen, welche der ganze politiſche und ſittliche Zuſtand der Welt durch die Wuth erlitten hat, mit welcher verderbliche Lehren einer vorgeblichen Weisheit geprediget werden, zeigen ſehr einleuchtend, wie nothwendig es iſt, eine Aufſicht über die Meinungen zu führen, die ſich einſchleichen,« und daraus zugleich den Grund dieſer Feindſchaft erſehen. Man ſollte darnach glauben, Rehberg, der, wie wir ſchon ſahen, Perfectibilität für ein Hirngeſpinnſt hielt, habe ſich gänzlich der Naturlehre Haller's, welche als Loos der Menſchheit Abhängigkeit predigt, Abhängigkeit von der Natur, Abhängigkeit von andern Menſchen, Abhängigkeit von Gott, in die Arme werfen müſſen, denn entweder das eine oder das andere verlangt doch die Conſequenz. Aber nein, die Craßheit, mit welcher hier aller Geiſtesfreiheit

Hohn geſprochen wird, beleidigt Rehberg's vernünftiges Gefühl, er verſucht eine Brücke zu ſchlagen zwiſchen dieſer Abhängigkeitslehre und den Lehren des metaphyſiſchen Naturrechts und wird dabei, ohne daß er es will, auf metaphyſiſchen Standpunkt verſetzt, ſo daß ihm nur ein halber Schritt fehlt und er ſtände auf dem radicalen Standpunkte der Wiſſenſchaft.

Er erkennt die Abhängigkeit der Menſchen von Natur und Menſchen an, »aber, ſagt er, dennoch entſpringt unmittelbar aus dem Bewußtſein der Vernunft ein unauslöſchliches Gefühl der Unabhängigkeit und Gleichheit. Daſſelbe bezieht ſich zunächſt nur auf die ſittliche Natur, erzeugt aber auch ein unüberwindliches Beſtreben nach einiger (warum nicht nach der größtmöglichſten?) Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit in der phyſiſchen Exiſtenz.«

Die Ideen des metaphyſiſchen Naturrechts, meint Rehberg, wornach die Menſchen völlige Freiheit haben, in dem ihren Kräften angemeſſenen und ſelbſtgeſchaffenen Wirkungskreiſe zu handeln, nach denen die Freiheit jedes Einzelnen nur durch die Freiheit aller Andern beſchränkt werden ſoll, ſeien nur aus dem allgemeinen Begriffe von vernünftigen Weſen abgeleitet worden und könnten daher auf die wirkliche Welt (ſoll wohl heißen dieſe Erde) nicht angewendet werden. Die Menſchen ſeien durch Nothwendigkeit und durch natürliche Beſchaffenheit ihres Geiſtes, ihres Körpers, der Erde, auf der ſie geboren, und der Art, wie ſich ihr ganzes Weſen hier entwickelte, in unvermeidliche Gemeinſchaft mit einander geſetzt. Sie würden neben einander geboren und träten unwillkürlich in jene Verhältniſſe ein. Jedes Geſchlecht ſei allemal das, wozu das vorhergehende es gemacht habe: und die unzähligen Modificationen der natürlichen, ſittlichen, rechtlichen Abhängigkeit von einander, deren rechtmäßiger Grund, in ſo fern man bloß die Vernunft eines Weſens in Betracht ziehe, allein auf eigener Einſicht und Einwilligung beſtehen ſolle, entſpringen aus Handlungen anderer, die früher lebten, und vermöge des unwiderſtehlichen Laufes der Natur (das wird aber von der radicalen Wiſſenſchaft theilweiſe geläugnet) die Nachkommen in unwillkürliche Verhältniſſe hineinzögen. So würden die Verpflichtungen ſogar übertragen und erbten fort.

Rehberg ſelbſt fühlt indeſſen ſchon, »daß die Rechtmäßigkeit aller dieſer Verhältniſſe ihre Gränzen habe, die durch die Denkungsart des Verpflichteten ſelbſt, vermöge der Geſetze der urſprünglichen Unabhängigkeit und Freiheit vernünftiger Weſen beſtimmt würden.« Und deshalb erkennt er denn zwar an, daß Haller's Syſtem auf ein wirkliches Naturgeſetz gebaut ſei, aber nur Eine Seite der Dinge, »die größte, die wichtigſte, die nächſte« (?), aber doch nur Eine erſchöpfe. »Immer ſtößt man, ſagt er, auf einen Punkt, wo Etwas fehlt, weil die natürlichen und gerechten Anſprüche des Menſchen auf Unabhängigkeit und Freiheit hier ganz abgewieſen werden. Es giebt Zeiten, da die Völker in religiöſer Verehrung des Hergebrachten ſich nie fragen, ob Etwas anders und beſſer ſein könnte: dieſe Zeiten ſind vielleicht (?) die glücklichſten. Die Menſchen, die ſich ſo beſcheiden lieben, ſind vielleicht in ihrem engen Kreiſe um ſo viel beſſer. Wenn aber der Geiſt der Nachforſchungen einmal geweckt iſt und ein unruhiges Emporſtreben die Menſchheit ergreift, welches letztere eben ſo natürlich und nothwendig iſt, als die Beharrlichkeit bei dem anerkannten Guten, ſo laſſen ſie ſich nicht mehr mit Autoritäten abweiſen. Können die ererbten Verhältniſſe und Sachen die nämlichen bleiben, wenn die Menſchen, die in ihnen leben ſollen, ihren Voreltern nicht mehr ähnlich ſind? Hier gerathen Verpflichtungen gegen das Alte, und das Recht des Menſchen, für ſich ſelbſt zu ſorgen, in einen Kampf, der durch jedes einſeitige Syſtem des Naturrechts unheilbar wird. Die Lehren Haller's ſind vortrefflich, ſo weit das Wohl des menſchlichen Geſchlechts von der Erhaltung des Beſtehenden und Verleihung neuen Gutem durch weiſe Anwendung der Macht des Höheren abhängt. Aber müſſen denn die Menſchen Alles von dieſer erwarten? Dürfen ſie nicht zuſammentreten, um dem beſorglichen Mißbrauche der Gewalt Etwas (wie viel?) entgegen zu ſetzen, und die öffentliche Autorität in Übereinſtimmung mit den Bedürfniſſen der Zeiten zu erhalten?«

Da ſtehen wir denn — beim Conſtitutionalismus, dem Principe, dem beſorglichen Mißbrauche der Gewalt Etwas von Ständen oder Repräſentanten entgegen zu ſetzen. Wir kön-

nen uns auf eine Kritik deſſelben natürlich nicht einlaſſen, es galt nur den Standpunkt der G. g. A. hervorzuheben.

Rehberg ſtimmt dann mit Haller darin überein, daß die bürgerliche Geſellſchaft nicht auf einem einzigen, unter den Theilnehmern abgeſchloſſenen oder vorauszuſetzenden allgemeinen Grundvertrage beruhen könne, daß ſie vielmehr in einer unzähligen Menge beſonderer Verhältniſſe beſtehe, die nach und nach aus der Anwendung aller natürlichen Kräfte hervorgegangen. »Aber, fragt er, auf welchem andern *rechtlichen* Grunde können dieſe gegenſeitigen Verhältniſſe beruhen, als auf vorausgeſetzter ſtillſchweigender Einwilligung aller auf einander folgenden Geſchlechter? Denn bloße Wohlthätigkeit iſt nicht hinreichend, die Gewalt zur rechtmäßigen Macht zu erheben. Vernünftigen Weſen muß ich nach ihrer Weiſe, nicht nach der meinigen, wohlthun. *Die Erziehung des thieriſchen Menſchen zum vernünftigen Weſen geht allen Rechtsbegriffen voraus.* In ſo weit aber von dem Verhältniſſe eines für vernünftig geltenden Weſens zu anderen in der menſchlichen Geſellſchaft die Rede ſein kann, wird die Willkür des Mächtigeren allerdings durch den Willen des Schwächeren beſchränkt.«

Rehberg ſagt dann gegen Haller's Begriff vom Eigenthum (es ſei durchaus keine menſchliche Veranſtaltung, und die Menſchen hätten es nicht der bürgerlichen Geſellſchaft, ſondern einer höheren Veranſtaltung in ihren Naturanlagen zu verdanken) es ſei, *wie die metaphyſiſche Analyſe vollkommen darthue, beides, urſprüngliche Naturanlage und willkürliche Veranſtaltung der Menſchen, beides mit einander verbunden.* Rehberg ſieht ſchon ſehr gut ein, was wir in der Gegenwart noch eindringlicher erfahren, daß die metaphyſiſchen Unterſuchungen über dieſen Begriff, obgleich eine der trockenſten und ſpitzfindigſten, doch zugleich eine der nothwendigſten und unmittelbar von den größten practiſchen Folgen ſei. Er ſpricht ſich zugleich entſchieden gegen diejenige Anſicht aus, welche lehrt, das Eigenthum beruhe allein auf dem urſprünglichen Rechte jedes Menſchen, ſich durch Anwendung ſeiner Kräfte einen ausſchließlichen Antheil an der Welt zu erwerben. »Hieraus, ſagt er, folgern die Phyſiocraten, daß alle Beſchränkung des Eigen-

thumsrechts auch in der bürgerlichen Geſellſchaft unrechtmäßig ſei. Und das iſt ganz conſequent: denn wenn das Eigenthum vor derſelben hergeht, ſo kann in ihr keine Gewalt entſtehen, welche befugt wäre, es zu beſchränken. Auf dieſe Art wird aber die ganze bürgerliche Ordnung, die dem Schwachen Kräfte leihen ſoll, der Willkür zu widerſtehen, zu einer Veranſtaltung, die zufällige Überlegenheit des Stärkern zu befeſtigen. Die Geſetzgebung muß vielmehr in unzähligen Fällen das Eigenthumsrecht modificiren und beſchränken.« — Bei dieſer Anſicht bleibt dann aber das Wie weit wieder bloß der Willkür überlaſſen.

Nicht minder ficht Rehberg Haller's Theorie vom Erbrechte an. »Beruht alles Recht auf erworbenem Beſitze und alle Macht über andere auf der wohlthätigen Macht: — wie kann es denn von einem Menſchen auf den andern übergehen? und vollends, wie kann es ganz willkürlich übertragen werden?! Bei einem Schriftſteller, der durchgehends die ſittliche(?) Natur des Menſchen vor Augen hat, erwartete man nicht zu leſen, daß die Verhältniſſe der Menſchen zu einander von ihnen abgetrennt werden und gleich todten Sachen aus einer Hand in die andere gehen können, gleichviel, wem ſie zu eigen werden.«

Er geht dann auf den Satz über, daß jeder Höhere und Mächtigere nur ſeine eigenen Angelegenheiten beſorge, wenn er öffentliche Angelegenheiten beſorge, daß daher alle Autorität nicht delegirt ſei. Aber Rehberg iſt ſich hier nicht klar, oder ſpricht ſich wenigſtens nicht klar aus, denn er erhebt ſich nur zu dem Widerſpruche: »daß die Menſchen in der bürgerlichen Geſellſchaft keine Herren haben, ſondern Anführer. Unterſcheide doch ſchon der gemeine Sprachgebrauch Dominum (der über ſeine eigene Sache gebiete) von Rege (qui regit, der fremde Angelegenheiten anordne). Wenn Haller Ideen von Staatskörpern, die zu gewiſſem Antheile an öffentlichen Angelegenheiten berechtigt ſind, ganz verwirft, ſo ruft ihm Rehberg zu: iſt das hiſtoriſch zu rechtfertigen? Die germaniſchen Völker bei Tacitus, qui reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt, und bei denen de rebus majoribus omnes, de ceteris primores deliberant, die Darſtellung der ſächſiſchen Volksverfaſſung, die Möſer in ſeiner Osnabrückſchen Geſchichte mit den althergebrachten Rechten in ſeinem Vaterlande documentirt, und

die fränkiſchen März- und Maifelder harmoniren nicht mit jener Vorſtellung.«

Rehberg wird beinah warm, da er bei Haller für die engliſche Verfaſſung überall keinen Platz findet, wenn er ſieht, wie jener behauptet: »Monarchien ſollten nie Conſtitutionen haben, und Patriotismus in ihnen nicht Statt finden, welche Geſinnung mit der Verfaſſung dieſer Staaten ganz unvereinbar ſei,« aber er bringt es nicht einmal zu einem erklecklichen Zorne.

Der Schluß der Anzeige iſt Haller's Anſicht über den Adel gewidmet, und Rehberg freut ſich, daß derſelbe mit ſeinen eigenen Anſichten meiſtens übereinſtimme. »Aber, ſagt er, wie harmoniren damit die Anmaßungen des deutſchen Adels in Anſehung der Stifter, der Landtagsverſammlungen, der geſellſchaftlichen Angelegenheiten des gemeinſamen Lebens, welche in unſerem Jahrhundert einen unüberwindlichen Einfluß auf alle geſetzlichen Verhältniſſe haben? Und bei der Behauptung: »daß man dem Adel die Prätenſion andichte, als ob er allein die nöthigen Tugenden zur Erhaltung und Vertheidigung des Reichs beſäße, da doch in der ganzen Welt Niemand mehr vom Neide entfernt und mehr geneigt ſei, wahre Verdienſte anzuerkennen und hervorzuziehen, als die Höhern und Vornehmern,« möchte man wohl fragen, wie es einem ſolchen Beobachter, und der ſich ausdrücklich auf ſeine Reiſen in Deutſchland beruft, habe entgehen können, daß in vielen Ländern der größte Theil des Adels unadeliges Verdienſt zwar gern anerkennet, aber nur ſo lange es ſich mit dem Bewußtſein erfüllter Pflicht für hinlänglich belohnt achten will, auch geneigt iſt, brauchbares Verdienſt hervorzuziehen, dafern es nur verdienſtlichen Adeligen in ihrem Anſpruch auf Macht, Ehre und Einfluß nicht in den Weg zu treten wagt.« — Rehberg ſprach aus eigener Erfahrung.

Aus dem Jahre 1809 können wir nur auf eine intereſſante Anzeige verweiſen, die des »Vie privée, politique et militaire du prince Henri de Prusse, frère de Fréderic II.« — im St. 62.

Das Stück 91 brachte die Todesanzeige Joh. v. Müller mit folgenden rührenden Verſen:

Der Schweizer Kraft und Muth und Ruhm
Hat er ein Denkmal aufgeführt,
Das ſpät noch dauern wird,
Im neuen Königreich Weſtphalen.
Mit deutſcher Kraft und Muth und Ruhm
Des echten Wiſſens Heiligthum
Zu ſchützen und zu wahren,
Rief ihn ein höh'rer Wink
Und er begann das Werk
Und auch zugleich den Kampf
Für Gutes, Wahres, Schönes,
Den ſchweren Kampf!
Er unterlag.
Ein Raub des frühen Todes.
So wollt' es das Geſchick.
Daphin ad astra feremus!
Amavi nos quoque Daphnis.

Im St. 96 klagt dann Mitſcherlich in einer lateiniſchen Elegie, die wenigſtens mehr Poeſie enthält, als jene deutſchen Verſe. Das St. 131 berichtet devoteſt-dankbar die beſondere Königliche Huld, daß der Baron von Leiſt an die Stelle Müller's geſetzt ſei. Sonſt iſt uns in dem ganzen Jahrgange nichts aufgefallen, als eine intereſſante Anzeige von Rehfues Briefen aus Italien im St. 174. Der Rec. ſagt nicht nur, ſondern weiſet auch nach, daß ſo oft und gut Italien beſchrieben ſei, der Verfaſſer doch die Aufmerkſamkeit, ſelbſt unterrichteter Leſer, zu feſſeln wiſſe.

Der Jahrgang 1810 zeichnet ſich durch eine neue gute Einrichtung aus, die aber leider nur bis 1812 dauert, nämlich durch ein drittes wiſſenſchaftlich geordnetes Regiſter; für dieſen Theil unſerer Abhandlung enthält er Nichts.

Der Jahrgang 1811 enthält nur die Anzeige zweier politiſchen Werke. St. 14 iſt »die Staatsweisheitslehre oder Politik von Joh. v. Müller, dargeſtellt und ergänzt vom Dr. Heinichen« eben nicht lobend angezeigt. Es ſei leichter, neue Werke als neue Weisheit zu produciren, meint der Rec. — Das ganze Werk ſei nichts als rhapſodiſche und aphoriſtiſche Auszüge aus

Joh. v. Müller's dahin einſchlagenden Gedanken, die in 51 unzuſammenhängenden Rubriken mitgetheilt würden. Leſe man auch der treffenden Wahrheit wegen gern, daß der Verfaſſer Müller einen »Lehrer der Nation, einen Engel des Lichts, einen tröſtenden, warnenden Propheten« nenne, ſo lohne es doch nicht der Mühe, ſich bei dieſen, aus weiter nichts als Kant's Buche zum ewigen Frieden geſchöpften eigenen Schreibereien aufzuhalten. Anerkannt wird dagegen St. 155 Heinrich Ludens »Handbuch der Staatsweisheit oder Politik,« als nicht aus metaphyſiſchen Ideen, ſondern aus hiſtoriſchen Studien hervorgegangen. Gelobt wird namentlich folgende, freilich faſt bloß beſchreibende, aber doch keine leere metaphyſiſche Formel enthaltende Definition: Aus dem Bedürfniß der Menſchheit ſelbſt gehe der Staat hervor, weil der Menſch nicht bloß ein einzelnes Weſen, ſondern auch ein Theil der Menſchheit überhaupt ſei.

Staat ſei nichts anderes, als eine Vereinigung der Menſchen, die unter ſich eine ſolche Geſtaltung ihrer Verhältniſſe erſtreben wollen, daß ihre Geſammtrechte oder ihre gemeinſame Freiheit mit gemeinſamer Kraft gegen jede Verletzung ſolle bewahrt werden, und daß ein jedes Mitglied der Sicherheit ſolcher Rechte, die ihm freie Auslebung geſtattet, ſolle gewiß ſein können.

Das ganze Werk trage nicht nur das Gepräge eines denkenden Kopfes, ſondern auch eines Herzens. Eine ſtille Wehmuth über das, was ſein ſollte, und ſo ſelten iſt, ſcheine die vorherrſchende Empfindung zu ſein.

Das Jahr 1812 bietet nichts Mittheilungswerthes, Heyne ſtarb am 14ten Julius und wir ſtänden ſomit am Ende dieſer Periode, wo wir uns jedoch einen kleinen Streifzug in die Jurisprudenz erlauben. Denn wenn wir unſerm Plane gemäß in die einzelnen poſitiven Wiſſenſchaften nicht ſpeciell eindringen können, ſo verdient doch die Jurisprudenz deshalb eine Ausnahme, weil wenigſtens unter Heyne's Redaction hier die G. A. Oppoſition gegen die gewöhnliche Form machten, ein Princip aufſtellten und durchzukämpfen ſuchten. Das geſchah aber erſt ſeit 1788 und nur durch Hugo. Von dieſer Zeit beſtanden die Anzeigen juriſtiſcher Bücher aus dürren Referaten, die Matadore Göttingen's, Pütter, Claproth, Böhmer, Meiſter waren

theils durch ihre Vorleſungen, durch das Spruchcollegium, durch geforderte Gutachten und eigene größere Arbeiten ſo ſehr beſchäftigt, daß ſie den G. g. A. eine anhaltende Thätigkeit nicht widmen konnten, theils ſtanden ſie mit der Societät der Wiſſenſchaften in keinem näheren Connex und bekümmerten ſich aus dieſem Grunde ſchon weniger um das unter Leitung derſelben erſcheinende Inſtitut. Hugo hatte, von Heyne aufgefordert, ſchon als Student für die G. g. A. gearbeitet, (denn man ſcheute ſich damals nicht, jugendliche Kräfte herbeizuziehen) und ſie wurden ihm Organ zu ſeiner Oppoſition, ſowohl gegen die damaligen eleganten Juriſten, als die Juriſten aus der Wolf'ſchen Schule, die philoſophiſchen Juriſten Nettelbladt u. ſ. w. — Es ſprudelte damals in Hugo ſo viel Jugendkraft, ſolche Rückſichtsloſigkeit, daß Spittler, Feder und Heyne, ſeine Gönner und väterlichen Freunde, ſeine Anzeigen überwachten, mäßigten und corrigirten. Hugo ſchrieb damals einen kurzen, klaren, kernigen Stil, ohne Einſchiebſel und bauſchige Redeſätze, oft nicht ohne Witz. So ſagte er z. B. von Likefelt's Handbuche d. R. R.: »der Verfaſſer hat ſich vorſetzlich nie eine eigene Meinung zu Schulden kommen laſſen, und das Buch würde recht gut ſein, wenn keine Fehler darin wären, als die, für welche der Verfaſſer keinen Autor nennen kann.« (G. g. A. 1789 St. 47). Er ſcheute ſich nicht, das Gegentheil von dem auszuſprechen, was die gewöhnliche Meinung annahm, ſo nannte er Juſtinian einen Despoten ohne allen juriſtiſchen Scharfblick, Leyſer, für den man 1790 noch die höchſte Verehrung hegte, einen ſeichten Schriftſteller. Sein Witz auf alle Juriſten, die ſich mit o-w endigen, iſt bekannt, Carpzow war glücklicher Weiſe tod, Dabelow konnte nur Schmähungen dagegen finden. Hugo eiferte damals gegen die gelehrte Notizenkrämerei der Eleganten, z. B. daß Dapp über den wahren Namen der Carfania, improbissima femina, welche in Fr. 1 §. 5 D. III., erwähnt wird, 21 Schriftſteller, und faſt lauter Matadore citirte, machte ſich luſtig über den Streit über die Beile der Lictoren.

Durch vielfach wiederholten Tadel, welchen er zuerſt bei Gelegenheit der Hofacker'ſchen »principia juris civilis Romano-Germanico« im St. 10 der G. g. A. v. J. 1789 ausſprach, hat er den Übelſtand der alten Citirmethode abgeſchafft. Er ei-

ferte unermüdlich gegen die Citirſucht der Civiliſten, nannte diejenigen, welche es für Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit hielten, für jeden klaren Rechtsſatz 20 Leges zu citiren, Lermänner, und zeigte wie lächerlich es ſei, wenn man ſchreibe: alle Menſchen ſind ſterblich, ſagt Cicero. Man ſolle nie, forderte er, dafür einen Schriftſteller citiren, was man eben ſo gut, oder noch beſſer wiſſen könne, als der citirte Schriftſteller. (G. g. A. 1789 St. 38 und 119). Er machte aufmerkſam auf den elenden, der Würde des Rechts unangemeſſenen Canzleiſtil. (G. g. A. 1790 St. 60. 1799 St. 116). Hugo hat durch ſeinen unermüdlichen Tadel eine große Menge falſch gebildeter Fremdwörter, die häufig auch zu falſchem Verſtändniß führten, aus der juriſtiſchen Literatur entfernt. Er iſt darin freilich von Jahr zu Jahr minutiöſer geworden. Bekannt iſt, was er dafür zu leiden hatte, daß er darauf drang, man ſollte Cujas nicht Cujaz ſchreiben. (G. g. A. 1789 St. 207).

Auf das kräftigſte ſprach Hugo bei jeder Gelegenheit wider den chaotiſchen Unterricht im R. R. und fand es unbegreiflich, wie im Jahre 1789 noch ein ſolches Buch, wie der theoretiſch-practiſche Commentar Bauriedel's über die Pandecten erſcheinen konnte. (G. g. A. 1790 St. 17). Er drang, wie ſchon vor ihm Leibnitz und Pütter, auf Scheidung des Practiſchen und Gelehrten in der Rechtswiſſenſchaft, indem er behauptete, das römiſche Recht ſei ein vollſtändiges, zuſammenhängendes Syſtem. So bezeichnete er denn auch Glück's bekannten Pandecten-Commentar als ein Buch, wie es in keiner andern Wiſſenſchaft mehr geſchrieben werde, zur Überſicht zu weitläufig und unſyſtematiſch, zum Nachſchlagen ganz unbequem, für Gelehrte zu durchwäſſert, für Anfänger zu gelehrt (G. g. A. 1790 St. 17).

Dieſe Oppoſition gegen die eleganten Juriſten ſcheint uns aber nicht die Hauptſache, ſondern die Oppoſition gegen die Philoſophiſche Rechtsſchule und ihre practiſchen Beſtrebungen auf dem Gebiete der Geſetzgebung, diejenige Richtung, aus welcher die ſ. g. hiſtoriſche Rechtsſchule entſtand.

Dieſe Oppoſition brach ſich in den G. g. A. zuerſt Bahn in einer Recenſion von Voigts Geiſt der böhmiſchen Geſetze, 1789 St. 4. Wenn über Ungewißheit und Unkunde geklagt werde, ſagt Hugo, ſo liege der Fehler nicht an dem Rechte

ſelbſt, ſondern an der Behandlung deſſelben. Das herrliche Pandectenrecht ſei an dem juriſtiſchen Probabilismus ſo unſchuldig, als die Bibel am Jeſuitismus. Ein neues Geſetzbuch ſei, wenn die bisherige Behandlungsart bleibe, eine bloße Palliativcur, ſo wie in der Theologie neue Symbole es wären. Die wahre bleibende Verbeſſerung des Rechts müſſe man am ſicherſten auf eben die Art erwarten, wie ſie in andern ſ. g. poſitiven Wiſſenſchaften zu Stande gekommen.

Dieſe Richtung hatte damals aber ihre ſehr große Bedeutung, da ſie der rein mechaniſchen Anſicht, welche ſich ſo unverholen in der bekannten Kabinetsordre Friedrichs II. vom 11ten April 1780 ausſprach, *) entgegenſetzte, und würde noch viel größeren Werth gehabt haben, wenn ſie die freie Wiſſenſchaft gegen dieſe Anſicht von mechaniſchem Auffinden des Rechts vertheidigt hätte und nicht eine bloße juriſtiſche Methode, welche zu einer Mikrologie, wie bei Hugo ſelbſt, ausartete und in ihrer höchſten Potenz zu der hiſtoriſchen Schule ſich ausbildete.

Hugo wollte, wie ſchon erwähnt, den unſyſtematiſchen Weg verlaſſen, aber er wollte kein frei gefundenes und a priori conſtruirtes Syſtem, ſondern er ſtrebte, das Syſtem der Römer ſelbſt aus den Pandecten wieder hervorzufinden. Dies nannte er die hiſtoriſch-ſyſtematiſche Lehrart, von der er hoffte, was Reinhold von der Kant'ſchen Philoſophie zu erwarten ſchien, nämlich das Ende: »der Barbarei, worin die poſitive Jurisprudenz im Ganzen genommen hinter allen übrigen Facultätswiſſenſchaften zurückgeblieben ſei.« (G. g. A. 1790 St. 88). Hugo nannte ſich und ſeine Freunde (Haubold in Leipzig, Kramer in Kiel) Anhänger des hiſtoriſchen Rechts im Gegenſatz zu den Naturrechtslehrern wie Madihn, (G. g. A. 1790 St. 52) und ſah mit der Vornehmheit, die noch heut zu Tage das Kennzeichen der hiſtoriſchen Schule iſt, auf die Juriſten der philoſophiſchen Schule herab, indem er ihnen Mangel an geſchicht-

*) Wenn Ich meinen Endzweck erlange, ſo werden freilich viele Rechtsgelehrte bei der Simplicität dieſer Sache ihr geheimnißvolles Anſehn verlieren, um ihren ganzen Subtilitäten-Kram gebracht und das ganze Corps der bisherigen Advocaten unnütz werden. Allein ich werde dagegen — deſto mehr geſchickte Kaufleute, Fabrikanten und Künſtler gewärtigen können, von welchen ſich der Staat mehr Nutzen verſprechen kann.

lichen Kenntniſſen, flüchtiges Quellenſtudium u. ſ. w. vorwarf. So wurden die Beſtrebungen der halliſchen und frankfurter (a. d. O.) Juriſten aufgefaßt, und namentlich Nettelbladt, die äußerſte Gleichgültigkeit gegen alle gelehrten Unterſuchungen, ja »gänzlicher Mangel an Geſchmack« Schuld gegeben.

Es war natürlich, daß die Abneigung gegen dieſe philoſophiſche Rechtsſchule auf das Hauptwerk derſelben, die preußiſche Geſetzgebung, übertragen ward. Kaum war der Entwurf derſelben erſchienen, kaum hatte J. G. Schloſſer in Frankfurt a. M. ſeine Briefe dagegen veröffentlicht, als Hugo ſich in den G. g. A. 1789 St. 110 zu Schloſſer's Anſicht bekannte, »daß ein neues Geſetzbuch nicht nur entbehrlich, ſondern auch unmöglich ſei, und daß daher, abgeſehen von allen Fehlern der Anlage und der Ausführung, zu wünſchen ſei, daß der preußiſche Entwurf immer nur Entwurf bleibe.« — Statt ein bürgerliches Recht zu ſchaffen, ſagte Hugo, müſſe man ſich begnügen, das R. R. etwas weniger controvers zu machen. Um gegen die Nothwendigkeit von Civil-Geſetzbüchern überhaupt mißtrauiſch zu werden, dürfe man nur bedenken, daß das Volk, bei welchem tauſend Umſtände das Civilrecht mehr ausbildeten, als je vorher oder nachher, unter einer Reihe der beſten Regenten, von Nerva bis Mark Aurel, zur Zeit als die größten Rechtsgelehrten Vertraute der Monarchen waren, faſt gar keine Beſtimmungen von oben herab über das Civilrecht hatten, als einige Volksſchlüſſe, einige Senatusconſulte und eine Proceßordnung. Rechtsſätze ſeien im römiſchen Staate nicht eher Geſetze geworden, als bis die Jurisprudenz wie die übrigen Wiſſenſchaften in den ſchmählichſten Verfall gerathen. So wenig eine Sprachlehre oder eine Diätetik der Sanction des Staates bedürfe, ſo wenig das Recht. Eine allgemeine Geſetzgebung zu ſchaffen, gehe über alle menſchliche Kraft, und wenn ein Übel einmal Sanction des Geſetzes erhalten, ſo ſei es nicht ſo leicht zu heben, als jetzt, wo Alles durch eine verbeſſerte Studienart auf Univerſitäten in 20 Jahren ſich ändern könne.

Der Entwurf blieb nun zwar nicht Entwurf, allein Hugo erzählt doch, daß ſeine Anzeige die Wirkung gehabt habe, daß man das preußiſche Landrecht an Pütter zur Anzeige überſandte, dieſe wurde aber dennoch Hugo übertragen, welcher den Auftrag,

wenn auch mit etwas mehr Schonung, doch mit der alten Abneigung im 142ſten Stücke der G. g. A. v. J. 1791 vollzog.

Da Hugo ſelbſt ein civiliſtiſches Magazin gründete, ſo wurde ſeine Thätigkeit für die G. g. A. ſeit 1792 geringer, und wir wüßten während der ganzen Heyne'ſchen Redaction keine Recenſion von tief greifender Bedeutung mehr aufzuführen. Er hielt ſich bei ſeinen Anzeigen vielmehr an Einzelheiten, und er ſelbſt ſagt in der Sammlung dieſer Anzeigen, welche 1838 in 2 Theilen unter dem Titel: »Beiträge zur civiliſtiſchen Bücherkenntniß« erſchienen: »zu allgemeinen Beurtheilungen eines Buches, ausgenommen in Rückſicht auf ältere oder neuere Lehrart, oder gar zu Schilderungen des perſönlichen eines Verfaſſers, nach ſeinen ſchwachen und ſtarken Seiten, vollends in Vergleichung mit andern, habe ich mich nie, wie ſoll ich ſagen? erheben oder entſchließen können.«

Wie Hugo ſpäter, als die hiſtoriſche Schule vollſtändig geboren, d. h. zum Selbſtbewußtſein gekommen war, dieſe Geburt feierte, das fällt in die nächſte Periode, zu der wir jetzt übergehen.

III. Periode.

Eichhorn's Redaction von 1813—1827.

Am 11. Februar 1813 enthielten die G. A. die öffentliche Nachricht, daß nach einer Verfügung Sr. Excellenz des Miniſters des Innern, Grafen von Wolfradt, auf Antrag des Herrn Staatsraths und Generaldirectors des öffentlichen Unterrichts, Baron von Leiſt, die Direction der G. g. A. durch Reſcript vom 16. Januar dem Profeſſor Ritter Eichhorn übertragen worden.

Eichhorn, 1752 geboren, war damals ſchon 61 Jahre alt; immer ein zu hohes Alter für den Redacteur einer Zeitſchrift. Ihm fehlten ſonſt von den guten Eigenſchaften eines Redacteurs, die Albrecht von Haller für nöthig hielt, wenige.

Aber waren in dem neuen Jahrhundert nicht auch andere Eigenſchaften nothwendig geworden? Eichhorn beſaß ausgebreitete Sprachkenntniſſe und war, was den Orient anbetraf, ein würdiger Nachfolger von Michaëlis. Die höhere Kritik, welche Eichhorn an die Evangelien gelegt hatte, ſchien den Theologen, z. B. dem Hofprediger Franz Volkmar Reinhard, ſehr gefährlich, und auch Joh. v. Müller hielt ihn für einen Querkopf. *) Sein Blick war aber auch auf den Occident und die Gegenwart gerichtet geweſen; er hatte nicht nur eine Überſicht der franzöſiſchen Revolution geſchrieben, ſondern auch eine allgemeine Weltgeſchichte und eine Geſchichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neueſten Zeiten, welche von der größten Gelehrſamkeit und der fleißigſten Benutzung der Göttinger Bibliothek zeugte. Aber er war 61 Jahre alt. Außerdem theilte Eichhorn die Abneigung der Göttinger gegen jede Speculation, er hatte ſeit 1788 alle Vorurtheile gegen dieſelbe eingeſogen, welche in Göttingen gelehrt, von Hannover aus begünſtigt wurden. Dazu kam endlich, daß er durch ſein Attachement an den weſtphäliſchen Hof, durch ein 1808 untergeſchobenes Programm, durch ſeine Machinationen gegen Heyne, in der offentlichen, wenn auch nicht laut werdenden Meinung, ſo ſtark compromittirt war, daß ihm ſelbſt die Urgeſchichte des Erlauchten Hauſes der Welfen, welche er 1817 edirte, die volle Achtung der deutſchen Nation nicht wieder gewinnen ließ. Der Hauptgrund aber, daß unter ſeiner Redaction die ſieben oder vielmehr zweimal ſieben mageren Jahre kamen, lag in der Productionsloſigkeit und Schwäche der Zeit von 1813—1827, wenigſtens was Philoſophie und deutſche Literatur anbetraf, ſo wie darin, daß die Mitarbeiter der G. A. zu zwei Dritteln abgebrannte Kerzen waren. Außer Otfried Müller (ſeit 1821) wurde keine junge Kraft in dieſer ganzen Zeit für Göttingen gewonnen, es verlor vielmehr den geiſtreichen Franzoſen Joh. Domin. v. Villers, Welker u. a. Auch wurde ein Theil der älteren Mitarbeiter durch die politiſchen Verhältniſſe brach gelegt. Rehberg war mit der Organiſation Hannovers beſchäftigt, Sartorius machte den verunglückten Ver-

*) Vergleiche einen Brief Reinhard's an Joh. v. Müller d. d. 12. Nov. 1808 in der von Maurer-Conſtant herausgegeb. Sammlung.

ſuch, Weimar auf dem Wiener Congreſſe zu vertreten, dann wurde er zum Deputirten der proviſoriſchen hannoverſchen Ständeverſammlung erwählt, und endlich veranlaßt, über die Steuer- und Finanzverhältniſſe Hannovers zu ſchreiben. Als er wieder Zeit zu Arbeiten für die G. A. gewonnen, kamen die Carlsbader Beſchlüſſe u. ſ. w. Bouterweck war nicht nur gleichfalls älter, ſondern auch ganz Gefühlsphiloſoph geworden, und Alles, was er über deutſche Literatur noch ſagte, waren nur Nachklänge deſſen, was er früher friſcher, unmittelbarer, kräftiger geſagt hatte. In denjenigen Disciplinen, die wir hier nicht verfolgen können, traten rührigere Kräfte ein, ſo Gauß und Thibaut für Mathematik, Merk, Conradi und Marx (ſeit 1821) für Medicin, Fried. Stromeyer für Chemie, Carl Friedrich Eichhorn ſeit 1817, Albrecht Schweppe von 1818—1821, Elvers ſeit 1823 für Jurisprudenz, Heinrich Plank, Hemſen u. a. für Theologie.

Auch müſſen wir hier noch Fiorillo nennen, der ſeit 1799 eine Reihe von Aufſätzen über bildende Kunſt für die G. A. geſchrieben hat, die vielleicht einer Sammlung würdig wären. Eichhorn erwarb ſich inſofern aber ein Hauptverdienſt um die G. g. A., als er es durchſetzte, daß der Prof. Joh. Melch. Hartmann in Marburg und nach deſſen Tode der Obergerichtsanwald Heß daſelbſt, ein Regiſter zu den Anzeigen von 1782—1822 anfertigten, welches in 8 Theilen 1829 erſchienen iſt. Freilich hat dieſes Regiſter und ſein Druck der Societät der Wiſſenſchaften ganz enorme Summen gekoſtet (man ſprach von 7000 ℛ), ohne auch nur ¼ der Druckkoſten wieder aufgebracht zu haben, allein ſollten die G. A. nicht bloß eben das Tagsintereſſe befriedigen, ſondern einen dauernden Werth behalten, ſo war ein ſolches Regiſter unumgänglich nöthig, und wir halten die noch heute über dieſes von Eichhorn veranlaßte Unternehmen oft geführte Klage für ungerecht. Gehen wir, wie bisher, zu den einzelnen Disciplinen. Was zunächſt Philoſophie anbetrifft, ſo bekannte ſich Bouterweck immer mehr zur Übereinſtimmung mit der Gefühlslehre Jakobi's.

Sein Standpunkt in philoſophiſcher Hinſicht giebt ſich am beſten durch die Selbſtanzeige ſeines »Lehrbuches der philoſophiſchen Wiſſenſchaften, nach einem neuen Syſtem entworfen«, im St. 74 vom Jahre 1813 kund.

»Würde die Lehre des Verfaſſers anerkannt, heißt es dort, ſo würde die neueſte deutſche Modephiloſophie, die pantheiſtiſche Naturphiloſophie, um ſo früher bei mehreren vorzüglichen Köpfen für das gelten, was ſie wirklich iſt, nämlich für eins der verderblichſten Hirngeſpinnſte, die jemals den menſchlichen Verſtand umſtrickt hatten.«

Bouterweck bekennt dann von ſich, daß er vor zwanzig Jahren einen modificirten Kantianismus gelehrt habe. Er ehre die Kant'ſche Schule, weil ſie die Vernunft von der Sinnlichkeit ſcharf abſondere und in der Analyſe der Erkenntniß die Grundbegriffe und Grundgeſetze ſuche. Aber auch durch Kant ſei der ächte Skepticismus weder hinlänglich gewürdigt, noch widerlegt. Aus dem unbefangenen Streben nach einer haltbaren Würdigung des Skepticismus ſei vor 15 Jahren ſeine Idee einer Apodiktik entſprungen.

Er bedauere jetzt ſehr, daß ein voreiliger Enthuſiasmus hin hingeriſſen habe, dieſelbe zu publiciren, vor ſich ſelbſt habe er ſie längſt zurückgenommen. Jetzt wolle er eine neue Apodiktik, d. h. eine allgemeine Wahrheits- und Wiſſenſchaftslehre geben, ſein philoſophiſches Teſtament.

Bouterweck verwirft gänzlich die ſ. g. Anſchauung des Abſoluten im Sinne der pantheiſtiſchen Naturphiloſophie. Sie ſei eine unverkennbare Selbſttäuſchung, die von einer überſpannten Phantaſie, nach willkürlichen myſtiſchen Vorausſetzungen erzeugt werde.

Das Urweſen offenbare ſich dem menſchlichen Geiſte unmittelbar durch die der Vernunft innewohnende Idee, die Natur eben ſo durch den Eindruck auf unſere geſunden Sinne. So weit ſtimme er ganz mit Jakobi überein. Aber es offenbare ſich das Urweſen durch die Idee dem denkenden Geiſte durchaus nicht als Gott, ſondern nur als das höchſte Object des menſchlichen Wiſſens, durch transſcendentale, noch lange nicht religiöſe Beziehungen auf die ontologiſchen Elementarbegriffe und auf die Natur, in der wir leben und ſind. Aus dem transſcendentalen Verhältniſſe unſerer Erkenntniß des Urweſens zu der Natur deducirt Bouterweck ſodann, daß das Werden eben ſo unbegreiflich ſei als das Sein, daß aber, wenn der Verſtand darauf beſtehe, das Werden begreiflich zu machen, allerdings die pan-

theistische Hypothese der All-Einheit unvermeidlich sei. Das Gefühl aber läßt Bouterweck nicht zu dieser Verstandesanschauung kommen, er behauptet vielmehr, daß diese moralisch trostlose Verstandesanschauung nach den Grundbedingungen der Möglichkeit alles Wissens sich selbst zerstöre. Religion sei Sache eines aus der Vernunft abstammenden Gefühls, die sich vor dem Verstande durch Reflexionen zu rechtfertigen wisse. —

In diesem Sinne sind denn sämmtliche wenige Anzeigen philosophischer Schriften gehalten, welche sich von 1813 bis 1827 finden. Sie werden immer kürzer, referirender, die G. A. haben auch bei der Philosophie keinen Raum mehr, »in das Einzelne einzugehen« »oder das System eines Philosophen der Kritik zu unterwerfen«, so bei Herbart's Lehrbuche zur Einleitung in die Philosophie S. 38 v. J. 1815. Obgleich Rec. anerkennt, daß Herbart von dem Armseligen der Wolf'schen, von dem Beschränkten der Kant'schen und Fichte'schen Vorstellungsart abgegangen, so muß er doch seine Mißbilligung eines solchen Lehrbuches zur Einleitung in die Philosophie aussprechen. Er ahnete nicht, daß 25 Jahre später von seinem eigenen Katheder die Einleitung in die Philosophie nach diesem Lehrbuche vorgetragen würde.

Neben Bouterweck lehrte und recensirte seit 1810 der von Helmstädt nach Göttingen verpflanzte Gottlob Ernst Schulze. Seine philosophische Grundansicht war ein auf Empirismus gestützter Skepticismus. Er glaubte mit Locke'schen Sätzen den gesammten Kriticismus und Idealismus todtschlagen zu können. Er wendete die Regeln der Naturforschung zu den Untersuchungen über menschliche Erkenntniß an und glaubte dadurch eben »die Fehlerhaftigkeit der Hypothese, worauf aller Idealismus ruhe« entdeckt zu haben.

Eine charakteristische Recension, die wir von ihm mittheilen könnten, haben wir nicht entdeckt, und auch die Selbstanzeigen seiner eigenen Bücher: »der Grundriß einer philosophischen Tugendlehre (1817), der neuen Auflagen seiner »Grundsätze der allgemeinen Logik« und »Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften« und »psychischen Anthropologie« geben uns keinen Stoff zu Mittheilungen. Doch werden wir in der nächsten Periode noch einmal auf ihn zurückkommen. — Von einem Philo-

ſophen im beſten Sinne des Worts, der ſich 1824 in Göttingen niederließ, von Carl Chrſtn. Friedr. Krauſe und ſeine Stellung zu den Göttingern, werden wir gleichfalls unten reden.

Am unglücklichſten ſind wir in dieſer Periode mit der ſchönen Literatur daran. Wir wiſſen in dieſer Beziehung gar nichts mitzutheilen. Zur Anerkennung der in dieſer Periode auftauchenden Talente und Dichter, z. B. Uhland's, Rückert's u.ſ.w., waren die G. A. zu vornehm, wir finden zwar einen Apotheker Rückert in ihnen erwähnt, aber nicht den Dichter. Kam Bouterweck bei neuen Ausgaben oder ſonſtigen Gelegenheiten auch noch einmal auf Wieland, Herder, Goethe, Schiller zurück, ſo ſagte er doch nichts Neues. Die Romantiker waren ihm verhaßt und wurden mit Jean Paul ignorirt. Selbſt die Schriften des Dichters der bezauberten Roſe, welcher in Göttingen lebte, Ernſt Schulze, fanden von Göttingen aus erſt Anerkennung, als ſie Deutſchland ſchon mit dem Enthuſiasmus aufgenommen hatte, den jedes productive Talent in jener armen Zeit ärnten mußte.

Was Hiſtorik, Politik und die verwandten Wiſſenſchaften anlangt, ſo ſtand Heeren damals in der Blüthe ſeiner Berühmtheit. Sei es nun aber, daß ihn die Beſchäftigung mit eigenen literariſchen Arbeiten an einer rüſtigen Theilnahme der G. g. A. hinderte, oder daß die von Heyne auf ihn überpflanzte mißgünſtige Stimmung gegen Eichhorn einen ungünſtigen Einfluß auf ſeine Thätigkeit für die G. A. übte, wir haben Mittheilungswerthes von ihm nicht gefunden. Die ſchlecht verhehlte Abneigung der Göttinger gegen Niebuhr verdankt wahrſcheinlich der herben Recenſion deſſelben über die Heeren'ſchen Ideen in der Jenaer Literaturzeitung 1813, Ergänzungsblätter S. 49—92, ihre Entſtehung, wie es denn auch nicht ſchwer wäre, die Abneigungen der Göttinger gegen Schloſſer und ſeine Schüler hier zu verfolgen, oder den luſtigen Streit Heeren's mit Schlegel, wenn daraus etwas Anderes als allgemein Bekanntes reſultirte. Dagegen bildete ſich um Heeren ſchon der Kreis, welcher die Heeren-Ukert'ſche Geſchichte der europäiſchen Staaten unternahm. Ukert ſelbſt, Lappenberger u. A. recenſirten in den G. A.; Ranke, Raumer u.ſ.w. wurden in ihnen mit Lob und Anerkennung überhäuft. Zu den Mitarbeitern im hiſtoriſchen Fache geſellte ſich

der Feldzeugmeister von der Decken in Hannover u. A., von denen jedoch keiner das ersetzen mochte, was durch Sartorius Nichttheilnahme mangelte. Die Gründe dieser Unthätigkeit haben wir schon oben berührt. Erst gegen das J. 1820 stoßen wir wieder häufiger auf Sartorius und bemerken mit Freude, wie er die Geschichte der neuesten Zeit mit dem größten Interesse verfolgte und allenthalben den damals um sich greifenden v. Haller'schen Lehren einen Damm entgegen zu setzen bemüht war.

Es haben indeß Recensionen solcher Zeitwerke zu sehr vorübergehendes Interesse, als daß wir uns zu größeren Mittheilungen aus denselben berechtigt hielten, wir verweisen auf drei Anzeigen, aus welchen der Geist, in dem Sartorius schrieb, am besten hervorleuchtet. Die Anzeige der »Memoires sur les cents jours en forme de lettres avec de notes et documents inédits par Benjamin Constant,« S. 181 d. J. 1822, wobei wir bemerken, daß Sartorius mit Benjamin Constant persönlich bekannt und befreundet war; »Spanien und die Revolution daselbst« S. 115. »Memoiren von Lucian Bonaparte« S. 8. 1821. Sartorius verlangte Erfüllung des Art. 13, vertheidigte Preßfreiheit und schrieb gegen Demagogenriecherei.

Von den jüngern Professoren in Göttingen war auch Saalfeld in dieser Periode ungewöhnlich thätig. Saalfeld vertrat mit ziemlichem Phrasenreichthum den damaligen Liberalismus und Patriotismus, der in letzterer Beziehung jedoch mehr Franzosenhaß und Feindschaft gegen Bonaparte war, als ächte durchgebildete Anerkenntniß der Nationalität und Bewußtsein dessen, was zunächst Noth thue.

Eine Zeitlang mußte man glauben, daß die Göttinger dies erkannt hatten. Das erste Stück des Jahres 1814 fing nämlich mit folgender Recension an: Hamburg (Stockholm) »Sur le système continental et sur ses rapports avec la Suède 1813, au mois de Février VI« und 94 Seiten in Octav.

»*Rara Temporum Felicitas*, ubi sentire, quae velis, et quae sentias dicere licet. Seit sieben langen Jahren ist uns in der That nicht vergönnt gewesen, eine freie Stimme zu vernehmen über das Interesse der Staaten und der europäischen Menschheit. Einseitig und nach den Absichten der einen Partei

mußten früher ſolche Gegenſtände abgehandelt werden; nur die Sprecher der damals herrſchenden Macht wurden zur Rednerbühne zugelaſſen. Alles übrige ſchwieg und ward gezwungen, ſeine Meinung zu verſchließen in tief gepreßter Bruſt. Eine drohende Wache ſtand vor dem Heiligthume des Denkens; überall verbreitete Bedienten der neuen Hermandad wären die Ausſpäher dieſer geiſtigen Mauthe.

Man verzeihe uns dieſe wenigen Worte des erleichterten Gefühls in einem Blatte, das für ſich unparteiiſch und ſtrengwiſſenſchaftlich immer bleiben ſoll. Es war nicht in unſerer Gewalt, ſie zurückzuhalten, bei der zu beginnenden Anzeige eines geiſtreichen mit überraſchender Freiheit geſchriebenen Werkes, über die hiſtoriſch-politiſche Lage der Gegenwart oder deſſen, was noch vor wenigen Wochen unſere Gegenwart war, und ſo raſch vor unſern Augen verſchwand! Die ewig denkwürdige Umwälzung, die wir jetzt erleben, kann nicht ohne Einfluß auf die Literatur bleiben. Die intellectuelle Regſamkeit, der deutſchen Nation zumal, wird ſich gewiß tauſendfach offenbaren, und wenigſtens einige gewichtvolle, nicht zu überſehende Schriften hervorbringen. England, Holland, Spanien, Italien, die franzöſiſche Schweiz u. a. werden uns in fremden Zungen uns beinahe fremd gewordene Meinungen und Thaten vortragen. Von dem Allem ſind wir ſchuldig, unſerm Publicum Bericht abzuſtatten. Wo wird aber die Möglichkeit für uns ſein, für uns, die wir auch in der Gegenwart leben, beſtändig mit der Kälte zu verfahren, die ſpätern Forſchern gebührt? *Nicht-Parteinahme iſt meiſtens ein Unding in Zeiten, wo das Gute gegen das Böſe, das Wahre gegen die Lüge, die Freiheit gegen die Unterdrückung im Kampfe begriffen ſind.* Bei ſolchen Grundſätzen, die keinen wirklichen Indifferenzpunkt zulaſſen, iſt Parteiloſigkeit gar zu oft nichts anderes, als *das heuchleriſche Vornehmthun eines lauen Indifferentismus.* Leute dieſer Denkungsart ſetzt Dante (Canto III) in der Vorhalle zu ſeiner Hölle, mit denjenigen gefallenen Engeln, die weder für, noch wider Gott in dem großen Kampfe waren. (La setta de' cattivi a Deo spiacenti, et a nimici sui. Questi sciaurati che non mai fur vivi.) Darum, in einer Epoche, wo alle Gemüther bewegt ſind, ſei es

uns nicht falsch gedeutet, und als eine Umlenkung in dem Tone dieser ruhig-bescheidenen Blätter angesehen, wenn hie und da, nach der individuellen Stimmung des einen oder des anderen unserer Mitarbeiter, eine scharf bestimmte Meinung, ein mit ungewohnter Wärme vorgetragenes Gefühl etwa vorkommen sollte. Gegenwärtiges Werk ist freilich ganz geeignet, Veranlassung dazu zu geben. Es schildert mit rascher Übersicht und lebendigen Zügen die Nachtheile, welche das sogenannte Continentalsystem und die allgemeine Sperre des Außercontinental-Handels für alle Staaten des festen Landes von Europa hatte ꝛc.«

Unlängst darauf brachte das St. 26 unter der Überschrift »Deutschland.« Folgendes: »In dem Zeitpunkte, wo ein Gefühl alle Gemüther erwärmt, wo ein Gedanke alle Geister rege macht, wo endlich ein einziges und gemeinsames Interesse das deutsche Vaterland und die deutsche Nation beschäftigt, ist es kein Wunder, wenn Alle, oder doch viele der Sprecher des Volks, die in sich den Drang und die Kraft des Wortes fühlen, eine und dieselbe Ansicht aussprechen, bei den Betrachtungen, die sie über eine große Angelegenheit anstellen, zu einem Resultate ihres Denkens kommen, und dieses einstimmig mittheilen. Doch der Lichtstrahl, der alle diese Besseren durchglüht und durchleuchtet, bricht sich in mannigfarbigen Prismabildern, je nachdem die empfängliche und wiedergebende Organisation anders gewendet oder gestimmt ist; so wie verschiedene Edelsteine dasselbe Licht anders färben und zurückwerfen. Die in jedem Sängerchor herrschende Einheit läßt inzwischen die größte Abwechselung der Stimmen zu, von denen jede ihre eigene Melodie führt, und die sich doch zum Ganzen in schönem Einklange verbinden. So fühlt auch jetzt, da Deutschland nach einer langen stets zunehmenden Erschlaffung endlich, von der Vorsehung begünstigt, von einem energischen Kaiserreiche unterstützt, seine schmachvollen Ketten abgeworfen, und sich ein neues Leben, eine neue Freiheit erkämpft hat, jeder dazu Berufene das Bedürfniß, die Hauptumrisse des wunderbaren Gemäldes zu entwerfen, und sie zur Belehrung und Warnung für Gegenwart und Zukunft aufzustellen. Der Eine schildert, wie das alte Staatsgebäude von Europa, von einem künstlich-weisen Gleichgewichte so lange zu-

ſammengehalten, durch die ungeregelte Übermacht des einen Staates einſtürzte, und wie Deutſchland, von jeher das Herz von Europa, im Einſturze zuerſt zerquetſcht und zerknirſcht werden mußte. Der andere, wie Hinterliſt ſich zur Gewandtheit im Kriege geſellte, um Fürſten und Völker zu betäuben und zu Sklaven zu erniedrigen. Einige zeigen, mit welchen Gefahren einer unausbleiblichen Barbarei die längere Fortdauer eines allgemein verbreiteten Despotismus uns bedroht hätte; oder was für Folgen die heutige Bewegung der Menſchheit künftig haben werde; was auf Rechnung der irdiſchen, was auf Rechnung der himmliſchen Mächte zu legen ſei; und dergleichen mehrere eigene Geſichtspunkte. Unter den Schriften dieſer Gattung, die bis jetzt uns bekannt geworden ſind, heben wir diejenigen aus, die ſich durch innern Gehalt und Form beſonders auszeichnen, und einſt den Rang als hiſtoriſche Dokumente unſerer Epoche behaupten können. Wir glauben uns verpflichtet, für den ſpäteren Forſcher ſolche Zeichen der Gegenwart aufzubewahren und kurz anzuzeigen. — Namen der Verfaſſer und Verleger, Druckort u. ſ. w. wird man bei mehreren vermiſſen. Ob dies auch ein Merkmal der Zeit iſt? ob der Terrorismus, der ſo lange mit blutigem Schwerte jede freimüthige Äußerung bedrohte und zurückhielt, auch noch als Geſpenſt Ängſtlichkeit und Bedenken zu erregen vermag? Beſorgniß wegen ſeiner Rückkehr kann es nicht ſein. Jeder, der die Begebenheiten unſerer Tage in ihrem ganzen Umfange, in ihren phyſiſchen und moraliſchen Beziehungen, anſchaut und erwägt, kann für die Zukunft keinen Zweifel mehr hegen. Doch giebt es außerdem ſo viele andere Gründe der Anonymität, beſonders für diejenigen, die über ihre eigene Zeitgenoſſenſchaft ein öffentliches Urtheil äußern, daß an keine Art von Zaghaftigkeit von ihrer Seite dabei zu denken iſt. Eher könnte es der Fall mit manchem Verleger ſein, dem das Bild des edlen Martyrer Palm noch vorſchweben möchte.

1. Nemeſis (mit dem genau abgeſchriebenen Motto:)
Ne putent principes, praesenti immania etiam futurorum saeculorum memoriam se effugere posse. Tacit. 1814. 126 Seiten in Octav.

Gewiß haben dieſe Worte eines der erlauchteſten Diener der himmliſchen Nemeſis den Verfaſſer obigen Werks bewogen,

bloß den Namen der strafenden Göttin ihm vorzusetzen. Vielleicht wäre es zu wünschen gewesen, daß er, durch irgend eine Umschreibung, oder einen zweiten Titel seinen Zweck bestimmter ausgedrückt hätte. Was aber der Titel zweifelhaft lassen kann, erklärt gleich das darauf folgende Vorwort (das überhaupt die Veranlassung so vieler neuer Schriften, so wie die Entschuldigung anderer enthält): »In einer sturmvollen Zeit, wo unterjochte Völker aufstehen, gegen fremde tyrannische Gewalt, da ist es vielleicht kein unfruchtbar Beginnen, die Ursachen zu zeigen, warum gestritten wird, zu zeigen, wie die ungerechte Herrschaft sich allmählig erweitert, wie sie gewachsen zum ungeheuren Coloß, und aller Völker Freiheit zu verschlingen gedroht.« Was der Verf. sich vorgesetzt, hat er, unserem Ermessen nach, vollkommen geleistet. Wir wüßten keine andere Schrift anzugeben, die mit solcher Klarheit und Ordnung, Genauigkeit und Eleganz das Historische und Politische unserer Gegenwart gäbe und darstellte. Leicht dürfte sie ein Vademecum und Handbuch werden für alle diejenigen unserer Zeitgenossen, die nicht durch eigenes strenges Studium die Bedeutung und Richtung des Treibens unserer neueren Staaten erforscht haben, und sie doch fassen und kennen wollen. Erst von der Grundidee des politischen Gleichgewichts, welche die Basis aller Verhandlungen zwischen den Europäischen Mächten vor der französischen Staatsumwälzung war, und darauf die Erzählung, wie diese Idee realisirt und erhalten ward unter diesen Mächten. — Zerstört wurde das Gleichgewicht in Europa durch den kriegerischen Geist, den die französische Revolution diesem Volke gab, durch die übertriebene krankhafte Spannung, die sie in ihm verursachte, und die Siege, die davon die Folge waren. Ärger ward es noch, als ein Feldherr, mit einem wüsten excentrischen Militairgenie begabt, (was dies bedeutet, hofft Rec. bald anderswo ausführlich darzuthun) das Oberhaupt der französischen Armeen und der französischen Regierung ward. Die Macht concentrirte sich in ihm, und ward furchtbar consequent. Aus Occupationen wurden Eroberungen, und aus dem Übergewicht einer Nation entstand das Principat des neuen Imperators. Von nun an ward das alte System eines europäischen Gleichgewichts, einer europäischen Staatenrepublik, von dem zahlreichen afterwitzigen Heere der

der neuen Ordnung ergebenen Scribenten und Redner, laut verſpottet, verworfen, und als ein gefährlicher, unendliche Kriege erzeugender Traum dargeſtellt; und dagegen die monarchiſche Staatenverfaſſung, das ſogenannte Föderativſyſtem unter der ſchützenden Präpotenz einer Hauptmacht, unter dem Principat (oder vielmehr der Despotie) eines allmächtigen Lenkers aller Staaten hoch angeprieſen und als einzig ruhegewährende Ordnung von denſelben in Schutz genommen; uneingedenk der alten Weisheit, die ſagt: »Et nomen pacis dulce est, et ipsa res salutaris, sed inter pacem et servitutem plurimum interest: pax est tranquilla libertas; servitus autem (etsi tranquilla!) postremum malorum omnium, non modo bello, sed morte etiam repellendum.« (Cic.: in Marc. Ant.) Edler iſt eine ſolche Geſinnung, und Gottlob auch dem menſchlichen Gemüthe angemeſſener, als die herabwürdigende Lehre der franzöſiſchen Neoſophen. Jene nimmt unſer Verf. in Schutz, ſo wie die periculosam libertatem des Gleichgewicht-Syſtems; und in einer lehrreichen, trefflich geführten Polemik, widerlegt er ſiegreich alle Einwürfe der Gegner oder der Präpotenz-Prediger. Zugleich beweiſt er, wie unhaltbar und unheilbringend in der Wirklichkeit ihr eignes Syſtem ſei. Hierzu S. 41, eine ſcharfpaſſende Stelle von Montesqieu: (Aber wie merkwürdig, wie erfreulich für den Verfaſſer und für alle Edeldenkende, da ſchon im vorigen December der franzöſiſche Herrſcher ſich von dem Wortführer ſeines Senats vor der ganzen Welt ſagen ließ: »der Feind wird nicht dieſes ſchöne Reich zerreißen wollen, das, ſelbſt zum Vortheil ſeiner Nachbarn, ſtets ein beträchtliches Gewicht in die Wagſchale von Europa (dans la balance de l'Europe) gelegt hat.« — Alſo wird jetzt in Frankreich die Rede wieder von dieſer ſo höhniſch verläſterten Idee eines europäiſchen Gleichgewichts, und man ſucht ſogar darin ſein Heil bei der drohenden Gefahr! — Quantum mutatus ab illo! — Aber in dem guten Lande dort fehlt es nie an Worten und wohlklingenden Phraſen, um contradiktoriſche Meinungen wechſelweiſe, wenn es Noth thut, zu behaupten.) Von S. 43 an wird nun gezeigt, wie und warum Deutſchland unterlag; bündig und wahr. Darauf erfolgt eine gedrängte Erzählung der andern Unternehmungen, Kriege und Eingriffe Frankreichs gegen

alle Staaten unſeres Welttheils, bis endlich der Zug nach Moskau, Sept. 1812, der letzte war. Von S. 104—116 die übrigen Begebenheiten bei Leipzig und Hanau, im vorigen October; endlich ſchließen das Werk herzerhebende Betrachtungen über die errungene Freiheit und die Mittel, ſie künftig zu bewahren. Nicht genug können wir dieſe lehrreiche und beherzigungswerthe Schrift empfehlen.

2. Ernſte Worte der Vaterlandsliebe an Alle, welche Deutſche ſind und bleiben wollen. Deutſchland im November 1813. 40 Seiten in Octav.

Daß dieſe ſchönen Worte von einem in der heil. Schrift bewanderten Redner herrühren, kündigt ſich beim erſten Blicke an durch die gutgewählten Stellen, die aus den zwei alten Sehern, Jeſaias und Jeremias, angeführt ſind, und faſt alle ſechs Abtheilungen der Schrift (1. Einleitung. 2. Was iſt uns geſchehen? 3. Wer iſt der Mann, deß Stimme allein wir hören ſollten? 4. Napoleons Demüthigung. 5. Was hoffen wir? 6. Was ſollen wir thun?) begleiten und zieren. Daß ſie aber nicht nur von einem denkenden Kopfe, ſondern auch von einem rein chriſtlichen und humanen Gemüthe herrühren, erkennt man an dem milden Geiſte der Duldung, der dem ächten Patriotismus durchaus keinen Eintrag thut, und in der ganzen Schrift herrſcht. Eine mit Feuer und ſicherer Hand durchgeführte Zeichnung der nahen Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft findet ſich hier entworfen. Wahrheit in den Bildern, Wärme in der Farbengebung machen dieſe Skizze höchſt anziehend und ſchätzbar. Zuletzt: Aufruf an die Söhne des Vaterlandes von Guſt. Scholz: ein gelungenes Lied.

3. Über die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europens von Anſelm von Feuerbach (mit einem trefflichen Motto aus Racine). München 1813; bei M. J. Stöger. 31 S. in Octav.

Gedrängte, gewichtvolle Worte eines hochwerthen deutſchen Mannes, der in dem juriſtiſchen Fache, ein Stern erſter Größe, am vaterländiſchen Himmel glänzt. Mit echt hiſtoriſchem Sinn, mit der Begeiſterung eines edlen Gemüthes, und mit der vollendeten Schönheit einer geübten Feder, ſind dieſe patriotiſch-cosmopolitiſchen Blätter geſchrieben (denn eine Haupteigenthüm-

lichkeit des Deutſchen, der ſeine Nation liebt, iſt, ein allgemeines Wohlwollen gegen die geſammte Menſchheit damit zu verbinden, ſo daß man mit Fug ſagen kann: **Germanus sum, humani nihil a me alienum puto**). Nach einer in großen und raſchen Zügen entworfenen Darſtellung der entſchiedenen Begebenheiten unſerer Tage, bringt der Herr Verf. kühn nnd ſcharfſinnig ein in ihre Bedeutung, die er enthüllt, und in die Lehren, die daraus zu ziehen ſind. Nicht als den trägen, gefährlichen Rückfall in eine alte, für den neuen Zuſtand der Völker und der Staaten gleich untaugliche Ordnung ſieht der Hr. G. R. die heutige Wiedererlangung der Freiheit an, ſondern als einen großen nöthigen Schritt zu einer wahren Wiedergeburt, die ein neuer Geiſt der Menſchheit erheiſcht. Hier ſein Schlußſatz: »die Gegenwart mit ihren Erſcheinungen verkündigt nicht eine Rückkehr zur alten Zeit, ſondern nur die Fortſetzung und Entwickelung einer ſchon lange begonnenen neuen Zeit.« — Abſchreiben müßte Rec. faſt die ganze Schrift, wenn er alles Beherzigenswerthe daraus anführen wollte. Selbſt muß ſie Jeder leſen, der denken will über das Welthiſtoriſche in unſern Tagen.

4. Deutſchlands Gefahren und Hoffnungen.

An Germaniens Jugend von Fr. Jacobs u. ſ. w.

»**Summum crede nefas animum praeferre pudori**
Et propter vitam vivendi perdere causas. (Juv.)

Gotha in der Becker'ſchen Buchhandlung 1813. 29 S. in Octav.

Deutſchlands höchſte Gefahr, während ſeiner Erniedrigung, war ſeine herrliche Cultur, ſeine Sitten, ſein Charakter, kurz die Individualität ſeiner Bewohner zu verlieren und *allmählig* gegen die fremde auszutauſchen. Sehr ſchicklich beginnt alſo der Herr Verfaſſer mit einem hiſtoriſchen Rückblick über das Volk der bisherigen Sieger und Unterdrücker. Erſt von ſeiner trügeriſchen, verabſcheuungswürdigen Revolution, von ſeinen verwüſtenden Kriegen, von ſeinem Sklavenſinn im Innern, von ſeiner Despotenwuth gegen andere Völker. — In der That, wenn man bedenkt, *welche* Nation ſich in Europa zur Normal-Nation aufwerfen wollte, ſo kann man ſich des tiefſten Unwillens, und jetzt der höchſten Dankbarkeit gegen die Vorſehung, die dieſe verderbliche Anmaßung vereitelte, nicht erwehren! —

Hieraus entwickeln sich Deutschlands Gefahren. Seine Hoffnungen liegen sämmtlich in den trefflichen, moralischen und intellektuellen Anlagen des biedern deutschen Volkes, in seiner so richtig begründeten und schon so weit gediehenen Cultur, die einen neuen Umschwung durch die heutigen glücklichen Begebenheiten erhält. Dies ist das durch den geistreichen und gelehrten Hrn. Verfasser auf eine ausgezeichnete Art durchgeführte Thema.« —

Diese warme Sprache, diese Parteinahme für alle das Bessere, was damals in Deutschland von vielen Einzelnen erstrebt wurde, hört aber wie abgeschnitten auf. Wer hier die Rolle der Parze spielte, wissen wir nicht. Saalfeld selbst declamirte wenigstens noch bis gegen das Jahr 1820 mit Wärme für diese Dinge vom Katheder.

Der ruhig bescheidene, der wissenschaftlich gelehrte Ton der G. g. A. wurde nicht ferner unterbrochen und die Jahrgänge von 1815—1827 charakterisiren sich durch das, was die G. g. A. 1814 selbst: »heuchlerisches Vornehmthun eines lauen Indifferentismus nannten.« Wer jemals gefischt hat, der kennt das unangenehme, unbefriedigte Gefühl, wenn man zehn Mal die Netze ausgeworfen hat und nie etwas findet, und dann zum eilften Male einige Schmerlinge oder sonstige Fische gewöhnlicher Gattung findet, die man mit Unwillen wieder in den Fluß wirft. Ein ähnliches Gefühl hat den Verf. in dieser Periode oft beschlichen, wenn er in zehn oder zwölf Bänden der G. A. auch nicht ein Goldfischchen erblickte. Er mag dann Fische, welche auf der Tafel der Armen noch immer für ein gutes Mahl gegolten, in dem Wasser gelassen haben, wo er sie fand, möglich sogar, daß er das Garn nicht bis zur letzten Masche durchsucht, weil ihm von vorn herein das Vertrauen fehlte, etwas gefangen zu haben. Zu erwähnen ist noch, daß Hugo in dem Kampfe, welcher sich zwischen Thibaut und Savigny über die Nothwendigkeit einer allgemeinen bürgerlichen Gesetzgebung in Deutschland und den Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft erhob, entschieden auf Seite des letzteren trat (G. A. 1814 St. 194), worüber schon gehandelt ist im Wigand'schen Conv. Lex. der Gegenwart Art. Historische Rechtsschule.

IV. Periode.

Heeren- und Beneke'sche Redaction von 1827—1842.

Obgleich nach Eichhorn's Tode die Redaction der G. g. A. Heeren in Vereinigung mit Beneke übertragen wurde, so ist Heeren bis zu seinem Tode doch als alleiniger Redacteur anzusehen, da Beneke nur etwa das Äußerliche bei diesem Redactionsgeschäfte besorgte, als z. B. die Correcturen. Daher konnte man denn bei Heeren's Tode mit Recht sagen, die Redaction sei aus den Händen eines 82jährigen Mannes in die Hände eines 80jährigen übergegangen.

Als Eichhorn starb war er 74 Jahre alt, Heeren, der die Redaction übernahm, 68 Jahre, daher war es kein Wunder, daß ein Theil der Altersschwäche, welche die G. g. A. in der vorigen Periode gelähmt hatte, mit auf die neue Redaction überging. Zu dem Alter Heeren's kam noch seine angeborene Gutherzigkeit, seine Milde der Gesinnung, seine Charakterschwäche. Die Anzeigen hoben sich zwar unter seiner Redaction, aber um ein sehr Unbedeutendes, und wenn man die Theilnahme des Publicums, also den Absatz der Exemplare, als Maßstab annehmen dürfte, so sanken sie sogar noch. Es möchte leicht eben so interessant sein, hier alle die Schriften aufzuzählen, welche in den Jahren von 1827—1842 in den G. A. nicht besprochen sind, als von den wirklich angezeigten zu reden. Da aber das letztere unser Ziel ist, so wenden wir uns zur Philosophie.

Es war aber die Hegelsche Philosophie indeß Zeitphilosophie geworden, ja Hegel wurde damals nicht bloß königlich-preußischer Hofphilosoph genannt, sondern, was heute beinahe unglaublich klingt, seine Philosophie spreitzte sich damit, die allerchristlichste zu sein, »durch die das wahre Christenthum zum ersten Male als Wissenschaft verständlich geworden.« — Als Zeitphilosophie mußte dieselbe beinahe schon ex officio von Göttingen aus bekämpft werden, allein bis zum Jahre 1828 glaubte man mit Ignoriren durchkommen zu können, da das aber nicht mehr ging, so schrieb Bouterweck beinahe auf dem Sterbe-

hatte die erste und letzte Recension über und gegen Hegel, bei Gelegenheit der zweiten Ausgabe der Hegelschen Encyclopädie, G. A. 1828 p. 891. Wir theilen diese Recension hier mit:

»Von der Philosophie des Hrn. Professors Hegel ist bis jetzt in diesen Blättern nur beiläufig die Rede gewesen. Unterdessen ist diese Philosophie dem Theile des Publicums, der sich für die abstracten Untersuchungen im Gebiete des menschlichen Wissens interessirt, so bekannt geworden, daß eine Anzeige des Inhalts eines Lehrbuches, in welchem die neue Lehre als ein Ganzes vor uns liegt, zu spät kommen würde. Nachdem nun aber dieser Lehre auch schon im Conversations-Lexicon eine Ehrensäule errichtet worden ist, giebt uns die zweite Auflage, in der das System noch mehr ausgebildet und abgerundet erscheint, eine besondere Veranlassung, mit der öffentlichen Anerkennung der allgemeinen Bestrebungen eines so tief forschenden Denkers nicht länger zurückzubleiben; und da eine auf Gründlichkeit Anspruch machende Beurtheilung dieser Bestrebungen auf wenigen Blättern keinen Platz finden kann, so mag hier eine summarische Nachweisung der Verhältnisse der neuen Lehre zum Geiste unsers Zeitalters und zum letzten Ziele der philosophischen Forschungen die Stelle einer Recension vertreten. Vielleicht sollten wir uns dabei auch aller Fragen und Andeutungen enthalten, die einen Zweifel ausdrücken, nachdem, wie verlautet, ein begeisterter Schüler hat drucken lassen, daß der Stifter dieser Schule als ein Herkules der Vernunft die Schlangen der Skepsis »wie Göttinger Würste« zerdrückt habe. Auch laufen Zweifel, die bei der Ansicht dieser Philosophie sich regen, Gefahr, unchristlich genannt zu werden, da die neue Lehre zugleich die allerchristlichste Philosophie sein will, durch die das wahre Christenthum zum ersten Male »als Wissenschaft« verständlich geworden. Wie dem auch sei; wir wenden uns sogleich zu der merkwürdigen polemischen Vorrede. Sie ist besonders gegen Hrn. Professor Tholuck, ehemaligen Collegen des Hrn. Hegel, jetzt in Halle, gerichtet, weil dieser gelehrte Theologe der Meinung ist, die Hegel'sche Lehre von den göttlichen Dingen liege mit dem rein-christlichen Offenbarungsglauben im Streite, während eine andere Partei unter unseren neueren Theologen das alte Gebäude der christlichen Dogmatik auf dem Grunde und

Boden der Hegel'ſchen Philoſophie umbauen zu müſſen glaubt, und auch die Dreieinigkeitslehre »als Wiſſenſchaft« a priori deducirt. Wir dürfen hier auf dieſen Streit nicht eingehen. Aber in eben dieſer Vorrede bezeichnet Hr. Profeſſor Hegel mit Verehrung zwei Männer als diejenigen, deren Religionsphiloſophie mit der ſeinigen in der Hauptſache übereinſtimme, und dieſe beiden Männer ſind — Jacob Böhme und Hr. Franz von Baader in München, der Jacob Böhme's Theoſophie als wahrhaft katholiſche Religionsphiloſophie commentirt hat. Damit ſoll nun nicht gemeint ſein, daß die Hegel'ſche Religionsphiloſophie zum Katholicismus führen ſolle; aber man ſieht, welchen Standpunkt zur richtigen Anſicht ſeiner Lehre der Verf. ſelbſt uns anweiſet, indem er ſelbſt ſich mit Jacob Böhme und Hrn. von Baader in eine Reihe ſtellt. Mit Recht, ſagt Hr. Hegel, werde »dieſer gewaltige Geiſt«, Jacob Böhme, philosophus Teutonicus genannt. Eben ſo merkwürdig, wie dieſe Vorrede, iſt die Einleitung. Anſtatt den unbefangenen Verſtand ſtufenweiſe zum höchſten aller Begriffe hinaufzuführen, ſpricht Hr. Hegel ſchon auf der erſten Seite der Einleitung von Gott, und bedient ſich dieſes Wortes ſogleich, als ob es ſich ſo von ſelbſt verſtände, in einem Sinne, der doch außerhalb der Schule des Verfaſſers gar nicht als gültig anerkannt wird, und nur demjenigen klar werden kann, der ſich in die Philoſophie des Verfs. ſchon hinein ſtudirt hat. Aber ein ſolches Auftreten des Syſtems wirft ſogleich von vorn herein ein feierliches Licht auf alles, was folgen ſoll, und ergreift unvorbereitete fromme Gemüther, die in unſern Zeiten oft nicht recht wiſſen, woran ihre Frömmigkeit ſich halten ſoll, und die ſich nun vorläufig an das begeiſternde Wort halten, als ob es in der »Wiſſenſchaft« gar keine andere Bedeutung haben könnte, als diejenige, die der Verf. ihm beilegt. Aber das Dunkel, in das dieſe Philoſophie durch eigenmächtige Umſtempelung bekannter Wörter ſich einhüllt, nimmt bei jedem Schritte dergeſtalt zu, daß die Köpfe der Anfänger, denen doch die Wiſſenſchaft »als Begriff« einleuchtend gemacht werden ſoll, zuerſt umnebelt werden müſſen. Denn nachdem der Verf. ohne Erklärung des Begriffs ſogleich von Gott geſprochen, ſpricht er nun auch von der, von ihm ſelbſt

ſo genannten Idee, mit der das ganze Syſtem ſteht und fällt, auf eine ſolche Weiſe, als ob dieſe Bedeutung, auf die am Ende auch alle gründliche Einwendungen gegen das Syſtem hinauslaufen, ſich von ſelbſt verſtände, und als ob dieſes Wort nicht in allen anderen Schulen, ſelbſt bei Plato und bei Kant, andere Bedeutungen hätte. Davon iſt die natürliche Folge, daß die Schüler, die nicht ſchon im philoſophiſchen Selbſtdenken geübt ſind, in demſelben Grade, wie ihnen über die Begriffe des Lehrers ein Licht aufgeht, unempfänglicher werden für jede Einwendung, die aus einer andern Schule ſtammt, und daß ſie, gerade ſo wie weiland die Kantianer, denen es auch kein leichtes Stück Arbeit war, den Stifter ihrer Schule nur erſt zu verſtehen, auf jeden, der ſich eine Einwendung erlaubt, als auf einen bornirten Kopf herabſehen, der den Lehrer nicht verſtanden habe. Aber die Zeit iſt vorüber, da dieſe Art ſich auszuſprechen auch außerhalb der Schule Glück machen konnte. Eben ſo wenig wie der Schüler durch die Einleitung dieſer Encyklopädie einen klaren Begriff von dem erhält, was der Verf. Idee nennt, lernt er aus dieſer Einleitung andere in ihr vorkommende Wörter verſtehen, die durch die neue Schulſprache umgeſtempelt ſind, z. B. das Wort Kategorie. Gleichwohl werden ihm ſogleich und ohne Beweis mehrere Lehren vorgehalten, die von den neuen Bedeutungen dieſer Wörter ausgehen, z. B. damit das religiöſe Intereſſe nicht ruhe, daß »Gott allein wahrhaft wirklich iſt«, und um auch das moraliſche Intereſſe in Anſpruch zu nehmen, daß ein ideales Sollen, das nicht mit dem wahrhaften Sein im Grunde einerlei iſt, nur etwas Eingebildetes ſei, indem das Wirkliche in ſeiner Abſonderung von der »Idee« kein Wirkliches mehr ſei. Das deutet denn freilich ſchon auf die Lehre hin, daß das Wirkliche mit der vom Verf. ſo genannten Idee einerlei ſei. Aber ehe der Schüler dies begriffen hat, wird ihm ſogleich in Beziehung auf dieſe »Idee« die dem Verf. eigene Eintheilung der Philoſophie vorgelegt, nämlich in Logik als »Wiſſenſchaft der Idee an und für ſich«, Naturphiloſophie als »Wiſſenſchaft der Idee in ihrem Andersſein«, und Philoſophie des Geiſtes als »Wiſſenſchaft der Idee, die aus ihrem Andersſein in ſich zurückkehrt«. Wir wünſchen dem guten Kopfe Glück, der dieſe Eintheilung verſteht, ehe er ſich des erſten Theils, nämlich der

Logik im Sinne des Verfaſſers, bemächtigt hat. Um eben dieſe neue Logik dreht ſich denn aber auch das Hauptverdienſt, das der Verfaſſer ſich um die Begründung und Umbildung der Philoſophie zu erwerben bemüht iſt; und hierin kommt allerdings ſeine Lehre einem Bedürfniſſe des Zeitalters entgegen. Die Philoſophie des Hrn. Schelling, zu deren eifrigſten Anhängern der Verf. längſt gehörte, mußte ſich von allen Seiten vorwerfen laſſen, daß ſie den Verſtand in einen ſchwärmeriſchen Anſchauungs-Myſticismus verſenke, und jeder andern Art von Schwärmerei, zu der das Zeitalter ſich hin und her neigt, die Hand biete. Der Verf., noch bis dieſe Stunde ein Schellingianer, was das Weſen und die Reſultate ſeiner Philoſophie betrifft, glaubte doch endlich der Gegenpartei in ſo fern beiſtimmen zu müſſen, als dieſe Partei der Meinung war, daß die Begründung der Philoſophie durch einen myſtiſchen Anſchauungsproceß keine wiſſenſchaftliche Begründung ſei. Dieſe Betrachtung, verbunden mit logiſchen Studien, erzeugte die neue Logik des Verfaſſers. Der Scharfſinn, mit dem dieſe Logik durchgeführt iſt, verdient Bewunderung. Aber man darf fragen, ob dieſe neue Logik nicht eine neue Sophiſtik ſei, in welcher die myſtiſche Anſchauungslehre im Grunde nur umgeformt wird, durch Schlüſſe, die von erſchlichenen Vorderſätzen ausgehen, und den Myſticismus, den ſie aus der Wiſſenſchaft verſcheuchen wollen, nur umſchleiern; alſo ein dialectiſches Blendwerk, in welchem an die Stelle der myſtiſchen Anſchauung eine Idee geſetzt wird, die im Grunde mit jener Anſchauung einerlei iſt. Der Verf. ſagt ja ſelbſt S. 75: »Reines Anſchauen iſt ganz daſſelbe, was reines Denken iſt.« Unglaublicherweiſe fängt nun dieſe neue Logik ohne Beweis mit einer Definition an, die das zu Beweiſende und noch nicht einmal Erklärte ſchon als erklärt und bewieſen vorausſetzt; denn die erſten Worte lauten: »Die Logik iſt die Wiſſenſchaft der reinen Idee, d. i. der Idee im abſtracten Elemente des Denkens.« Noch immer keine Antwort auf die Frage, was denn eigentlich dieſe Idee ſei. Aber durch das, was folgt, ſoll erklärt werden, was das Denken überhaupt iſt, und wie der Begriff in der Abſtraction ſich verhalte zu dem »concreten Gedanken«. Hier fangen die Definitionen und die Schlüſſe an, durch die erhärtet werden ſoll, die Wurzel des Denkens, genannt

Idee, sei einerlei mit dem wahren Sein, und das Urwirkliche sei ein concreter und reeller Gedanke, der als einige und alleinige Urthätigkeit nicht nur der Urgrund alles individuellen Daseins, Lebens und Denkens, also Gott, sondern auch als das einzige wahrhaft wirkliche Sein in allen geistigen und materiellen Existenzen, die aber Formen des alleinigen Urseins sind, sich offenbart im menschlichen Bewußtsein durch die Idee in uns, indem wir erkennen, wie das Denken mit dem Sein einerlei ist. An die Stelle einer Prüfung dieser Lehre, die man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche den pantheistischen beizählt, mögen hier nur ein paar Andeutungen treten. Daß das Denken etwas Wirkliches ist, hat unsers Wissens noch kein Vernünftiger bezweifelt; es fragt sich nur, wie der allgemeine Begriff von Wirklichkeit begründet und wie er verstanden sein will. Um sich über diesen Punkt zu verstehen, muß man die Bedeutung mehrerer Wörter, die der gemeine Sprachgebrauch durch einander wirft, mit philosophischer Genauigkeit so zu bestimmen suchen, daß die Begriffe nicht unter einem Wortstreite liegen. Also was sollen die Wörter Sein, Dasein, Existenz, Wesen und Wirklichkeit eigentlich bedeuten? Nun höre man die Erklärungen beim Verfasser S. 91: »Die logischen Bestimmungen des Seins können als Definition des Absoluten, als die metaphysischen Definitionen Gottes angesehen werden«. S. 98.: »Das reine Sein macht den Anfang, weil es sowohl reiner Gedanke, als das unbestimmte einfache Unmittelbare ist«. S. 99: »Das reine Sein ist nur die reine Abstraction, woraus folgt, daß das Absolute das Nichts ist«. Dabei wird angemerkt, es erfordere keinen großen Aufwand von Witz, den Satz, daß Sein und Nichtsein dasselbe ist, lächerlich zu machen. Weiter S. 105: »Das Dasein ist die Einheit des Seins und des Nichts in der Unmittelbarkeit dieser Bestimmungen«. S. 120: »Das Wesen, als das durch die Negativität seines selbst sich mit sich selbst vermittelnde Sein, ist die Beziehung auf sich selbst nur, indem sie Beziehung auf Anderes ist, was unmittelbar nur ein Gesetztes und Vermitteltes ist. Das Absolute ist das Wesen«. Endlich S. 129: »Die Existenz ist die unmittelbare Einheit der Reflection in sich und die Reflection in Anderes«. Wir sind gar nicht der Meinung zu leugnen, daß ein

tiefer Sinn in dieſen unerhörten Definitionen liegt, und daß ſie mit dem Syſteme des Verfaſſers vollkommen übereinſtimmen. Aber muß nicht einem Jeden, der in die neue Lehre noch nicht eingedrungen iſt, bei dieſen Definitionen zu Muthe werden, als ob er die Aurora von Jacob Böhme läſe, den freilich der Verf., wie wir oben ſahen, ſich ſelbſt zur Seite ſtellt? Und läßt ſich erwarten, daß eine ſolche Philoſophie, die ſich ſo in Jacob Böhme's Manier ausſpricht, auf die Köpfe derer, die ſie nicht ſchon ganz gefaßt haben (und unter Hunderten, die in ſie eindringen wollen, möchte es kaum Einem gelingen), eine andere Wirkung thun werde, als dieſe Köpfe zu verdrehen, und in ihnen die Einbildung zu erzeugen, daß ſie ſich zum Standpunkte des abſoluten Wiſſens erhoben haben, wenn ihnen die ſo ſchwer zu verſtehenden Definitionen mit ihrer neuen Terminologie wie wallende Nebel vorſchweben? Geſetzt alſo auch, es wäre dem Verf. gelungen, das bloß logiſche Sein, das nichts anderes iſt, als Summation des Übereinſtimmenden in einem allgemeinen Begriffe mit dem metaphyſiſchen Sein und dem Weſen der Dinge, wie man es ſchon in der Eleatiſchen Schule vor Zweitauſend Jahren verſuchte, zu indifferenziren, und zu beweiſen, nach S. 155: »der Begriff ſei das Freie, als die für ſich ſeiende Macht der Subſtanz«, ſo iſt doch unſer Zeitalter nicht ſo weit von der Achtung klarer Begriffe zurückgekommen, daß es ſich mit der vom Verf. geſtifteten Schule noch lange vertragen könnte. Doch dem Zeitalter iſt mehr an den Reſultaten als an der Form einer Philoſophie gelegen. Wir wenden uns alſo zu dieſen Reſultaten, deren Inbegriff ſich abſoluter Idealismus nennt. Wir erwähnen zuerſt der Naturphiloſophie des Verfaſſers, die im Weſentlichen mit der längſt bekannten Schelling'ſchen einerlei iſt, alſo auch nur bei der Claſſe von Phyſikern Eingang finden kann, die dieſer Naturanſicht ſchon gehuldigt hat. Aber dieſe Naturphiloſophie hat unter den Händen des Verfaſſers, damit ſie im Sinne der neuen Logik als Wiſſenſchaft auftreten könne, den poetiſchen Anſtrich verloren, durch den ſie wenigſtens als intereſſante Dichtung glänzte. Ob ſie nun, aus einer blühenden Geſtalt in ein Skelett verwandelt, die Naturforſcher, die ſich durch keine Dichtung in ihren Fortſchritten auf dem ſichern Wege der Erfahrung ſtören laſſen wollen, mehr anſpre-

chen, und ob ſie für die Naturwiſſenſchaften überhaupt erſprießlichere Folgen haben wird, müſſen wir noch abwarten. Daß ſie den phyſikaliſchen Lieblingsideen eines großen Dichters ſchmeichelt, deſſen wiſſenſchaftliche Beſtrebungen nicht die Anerkennung gefunden haben, wie ſeine poetiſchen Werke, kann auf das Glück, das ſie im wiſſenſchaftlichen Publicum zu machen ſucht, keinen Einfluß haben. Vielleicht hat der Verfaſſer eben deswegen in ſeiner Encyklopädie dieſen Theil ſeiner Lehre nächſt der Logik, die das ganze Syſtem tragen ſoll, am ausführlichſten abgehandelt. Um in den dritten Theil des Syſtems, der, als Gegenſtück zu der Naturphiloſophie, den Titel Philoſophie des Geiſtes führt, eindringen zu können, werden die Wißbegierigen, die vom Verf. lernen wollen, ſich zuerſt wieder an eine neue Terminologie gewöhnen müſſen. Denn der Verf. unterſcheidet ſubjectiven Geiſt und abſoluten Geiſt. Die Lehre vom ſubjectiven Geiſte theilt ſich in Anthropologie, Phänomenlogie und Pſychologie, weit abweichend von der gewöhnlichen Bedeutung dieſer Wörter. Auch ſollten wir lernen, die natürliche Seele von der wirklichen Seele zu unterſcheiden. Aber die feinen Bemerkungen, die in dieſe Philoſophie des ſubjectiven Geiſtes verwebt ſind, möchten wohl nicht hinreichen, der empiriſchen Pſychologie oder pſychiſchen Anthropologie, die wir für jetzt noch ſo zu nennen gewohnt ſind, Abbruch zu thun, und ihr das Anſehen zu entziehen, das ſie durch den ruhigen Beobachtungsgeiſt trefflicher Forſcher erhalten hat. Mehr könnte dem Zeitalter an der vom Verf. ſo genannten Philoſophie des objectiven Geiſtes gelegen ſein; denn unter dieſem Titel erſcheint bei ihm, was man ſonſt practiſche Philoſophie nennt. Daß man hier auch in den Unterabtheilungen wieder eine neue Schulſprache einlernen muß, fällt ins Auge, ſobald man bemerkt, daß die Wörter Moralität und Sittlichkeit beim Verf. verſchiedene Bedeutungen haben. Dieſe Bedeutungen zu verſtehen, muß man von der Rechtslehre ausgehen, die der Verf. auch in einem beſondern Lehrbuche bearbeitet hat. Aber es koſtet einige Mühe, ehe man gefaßt hat, in welchem Sinne der Verf. (S. 446) ſagen kann, das Recht ſei »die Realität als Daſein des freien Willens«. Nun iſt ſeit einiger Zeit der gewöhnliche Gegenſatz zwiſchen

Naturrecht und Moral ſo vielen Anfechtungen ausgeſetzt, und die Verhandlungen darüber ſind ſo verwickelt geworden, daß eine durchgreifende Berichtigung der Mißverſtändniſſe in dieſem Theile der Philoſophie wahres Bedürfniß geworden iſt. Dem Kriege ein Ende zu machen, indifferenzirt der Verf. nach ſeiner Weiſe, wie ſo vieles Andere, auch die Begriffe von Recht und Pflicht. Daſſelbe, ſagt er, was ein Recht iſt, iſt an ſich auch eine Pflicht, und umgekehrt. Aber dieſe Ausgleichung des Naturrechts mit der Moral dreht ſich bei ihm um die aus der Wolf'ſchen Schule abſtammende Unterſcheidung zwiſchen Dürfen und Sollen, nach der Wolf'ſchen Definition: Jus est id, quod fieri licet; officium id, quod fieri debet. Wer nun dieſe Erklärung des allgemeinen Rechtsbegriffes im Gegenſatze mit dem Pflichtbegriffe verwirft, für den gelten auch nicht die vom Verfaſſer daraus gezogenen Folgen. Auf den Pflichtbegriff gründet ſich nach dem Verfaſſer nicht die Sittlichkeit, ſondern nur die Moralität. Durch die Lehre von der Sittlichkeit ſoll das Recht mit der Pflicht in völligen Einklang gebracht werden, und dieſer Einklang ſoll erſcheinen im Familienleben, in der bürgerlichen Geſellſchaft und im Staate (denn der Verf. unterſcheidet auch zwiſchen Staat und bürgerlicher Geſellſchaft). Nach dieſer Anordnung liegen die Unterſuchungen, die man ſonſt als allgemeine practiſche Philoſophie, oder unter andern Titeln dem Naturrecht und der Moral voranſchickt, und durch die zuerſt beſtimmt werden ſoll, was in der menſchlichen Natur die Sittlichkeit überhaupt iſt, im Syſteme des Verf. zerſtreuet. Von der moraliſchen Freiheit wird kurzweg geſagt (S. 456.) dieſe Freiheit ſei eine ſubjective, oder der Wille ſei inſofern moraliſch frei, als dieſe Beſtimmung innerlich als die ſeinige geſetzt wird; eine Erklärung, die auch der ſtrengſte Determiniſt unterſchreiben kann. Das Weitere von der Freiheit kommt in andern Kapiteln vor, wo denn auch der Pflichtbegriff eine genauere Beſtimmung findet, und der Verf. ſeinen Widerwillen gegen die Kant'ſche Lehre von einem moraliſchen Sollen vernehmen läßt. Denn nach dem Verf. muß auch das Sollen mit dem Sein indifferenzirt werden durch die Lehre: »Alles Vernünftige iſt wirklich, und alles Wirkliche iſt vernünftig.« Dieſer Ausſpruch, der in dieſer Formel ſchon Manchen in Er-

ſtaunen geſetzt hat, ſagt aber im Grunde nichts Anderes aus, als das bekannte: Da nichts in der Welt ſich ereignen kann, als, was der göttlichen Weisheit gemäß iſt, ſo iſt auch inſofern alles, was ſich ereignet, vernünftig, nämlich der ewigen Vernunft gemäß. Aber eben ſo bekannt iſt, daß auf dieſe religiöſe Wahrheit kein Geſetz des moraliſchen Thuns und Laſſens für endliche Weſen gegründet werden kann, wenn nicht auch Tugend und Laſter indifferenzirt werden ſollen, was doch gar nicht des Verf. Meinung iſt. Was nun der Verf. als Geſetz des vernünftigen Thuns und Laſſens für uns Menſchenkinder gelten läßt, muß man zuſammenleſen aus ſeiner Lehre vom Familienleben, von der bürgerlichen Geſellſchaft und vom Staate, wo denn auch das Naturrecht wieder zur Sprache kommt, und dem Verf. nach ſeinen Rechtsbegriffen, nicht ſchwer fallen kann, zu beweiſen, daß alles, was ſich in der politiſchen Welt und im bürgerlichen Leben ereignet, wie es ſich nach dem nothwendigen Laufe der Dinge, der von einer ewigen Vernunft ausgeht, nicht anders ereignen konnte, inſofern auch von Rechtswegen ſich ereignet, als es Wirkung eines moraliſchen Wohlwollens iſt, daß unter den Umſtänden, wie ſie ſich fügen, nach den Bedürfniſſen des Familienlebens und der bürgerlichen Geſellſchaft auf das allgemeine Beſte gerichtet iſt. Ein ſolches Reſultat iſt für die Praxis von viel umfaſſender Bedeutung. Doch vielleicht will es auch anders verſtanden ſein. Beſonders intereſſant wird es dadurch, daß der Verf. dieſen Theil ſeiner Lehre mit ſeiner Philoſophie der Weltgeſchichte in Verbindung bringt. — Aber dieſe Anzeige iſt ſchon ſo lang geworden, daß die vom Verf. ſo genannte Philoſophie des abſoluten Geiſtes, der Schlußſtein in dem Baue der »ſich ſelbſt begreifenden Wiſſenſchaft,« hier nur mit wenigen Worten berührt werden mag. Denn in dieſer Lehre vom abſoluten Geiſte wird die Kunſt mit der geoffenbarten Religion in eine ſolche Verbindung gebracht, daß beide in der Politik einander durchdringen, und ein letztes Wort über das Verhältniß der Philoſophie zur Religion auf die Begründung des neuen Syſtems zurückweiſet. Der Stoff iſt reichhaltig, um eine andere Beurtheilung, als eine ausführliche zu geſtatten, bei der aber auch die chriſtliche Theologie mitzureden hat. In Beziehung auf die neue Terminologie bemerken wir

nur noch, daß die Religionslehre des Verf. durchaus nicht Pantheismus, ſondern einzig wahrer Monotheismus heißen will; und allerdings iſt jeder Pantheismus ein Monotheismus. Das Glück, dem das ganze Syſtem weiter entgegenſieht, wird nun, nach der Anſicht des Referenten, zunächſt von zwei Bedingungen abhängen; erſtens, ob dieſe Philoſophie lernen wird, ein Deutſch zu reden, das man auch außerhalb der Schule verſteht; zweitens, ob nicht gegen ſie ein neuer Äneſidemus auftreten wird, der ſich getraut, einleuchtend zu beweiſen, daß dem Verf. mit allen ſeinem Scharfſinn und Tiefſinn nichts weiter gelungen ſei, als, durch willkührliche Beſtimmungen der allgemeinen Begriffe vom Sein und Denken das menſchliche Wiſſen an eine Idee anzuknüpfen, die in dem Sinne, wie Er ſich des Worts bedient, ein durch dialectiſche Kunſt umgebildetes Erzeugniß einer excentriſch gewordenen, die Vernunft überflügelnden, aber auf dem Gipfel der Abſtraction, in der das Etwas dem Nichts begegnet, in kühne Syllogismen ſich einſpinnenden Phantaſie iſt. Auf dieſe Art würde auch die, vom Verfaſſer ſelbſt anerkannte Geiſtesverwandtſchaft zwiſchen ihm und dem eben ſo tief denkenden, aber nicht ſo ſcharfſinnigen Jacob Böhme pſychologiſch deducirt werden können.« —

Bouterweck ſtarb am 9ten Auguſt 1828; ſeine letzte Arbeit miſchte ſich noch in eine Streitfrage des Tages, den Streit zwiſchen Ritter und Jäſche bei Gelegenheit der Schrift des letzteren über den Pantheismus und Ritter's Gegenſchrift der Halb-Kantianer und des Pantheismus. G. A. 1828 St. 90, 91 und 141. —

Obgleich nun ſchon ſeit 1824 in Göttingen ein Mann als Privatdocent lebte und lehrte, der den größten Philoſophen nicht nur unſeres, ſondern aller Jahrhunderte beigezählt werden muß, Carl Chriſtian Friedrich Krauſe, ſo wandte man ſich doch nach Leipzig, um von dort einen Mann zu berufen, der keine ſelbſtſtändige Philoſophie hatte, ſondern die Flicken aus verſchiedenen Schulen gewandt zuſammen zu fügen wußte. Göttingen verſchmähte Krauſe und berief Amadeus Wendt. Man kann das als einen Mißgriff beklagen, ohne zu zürnen, was aber ſoll man dazu ſagen, daß man aus den G. g. A. nicht einmal die Exiſtenz eines Philoſophen Namens Krauſe kennen

lernte, wenn man nicht etwa seinen Namen in den Lexikonsverzeichnissen aufgezählt fände? Krause hat in Göttingen geschrieben und dort drucken lassen: einen Abriß des Systems der Philosophie, Darstellungen aus der Geschichte der Musik, nebst vorbereitenden Lehren aus der Theorie der Musik, einen Abriß des Systems der Logik, einen Abriß des Systems der Rechtsphilosophie, sehr ausführliche Vorlesungen über das System der Philosophie und eine populäre Fassung seiner Lehre unter dem Titel: Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft. — Keins von allen diesen Büchern, die doch schon von der Buchdruckerei auf die Bibliothek geliefert werden mußten, also wenigstens auf diese Weise der Redaction der G. A. zu Händen kamen, ist auch nur mit einer Sylbe erwähnt, ja was man dem Geringsten der Geringsten, wenn er in Göttingen an der Universität lebt, nicht zu verweigern pflegt, nicht einmal ein Blatt zur Selbstanzeige seiner Schriften ist Krause gewährt, wenigstens nicht angeboten, denn er war zu stolz, darum zu betteln.

Endlich von dem reichhaltigen philosophischen Nachlasse Krause's, welcher seit dessen Tode (1832) vom Freiherrn H. v. Leonhardi herausgegeben wird, ist abermals kein Blatt angezeigt, mit Ausnahme eines mathematischen Werkes über die Curvenlehre, welches Dr. Stern recensirt hat.

Krause war mein Lehrer, und ich kann an alle die Unwürdigkeiten, so ihm in Göttingen widerfahren, nicht denken ohne warm zu werden. Ich schweige daher lieber, reden doch diese Thatsachen so laut, daß es der Worte nicht mehr bedarf.

Amadeus Wendt hat von 1829 bis 1836 nie gewagt, in die speculativen Discussionen des Tages mit irgend einer Recension einzugreifen. Er gab den Kampf gegen die Zeitphilosophie auf, denn er coquettirte mit der Hegel'schen Lehre, und mochte es mit Schelling, der 1834 eben wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben, nicht verderben (G. A. 1734 St. 153 u. 159). Wendt hatte der Hegel'schen Lehre auch sehr wenig aus eigenem Fonds entgegen zu setzen. Den eine Zeitlang noch neben ihm lebenden und lehrenden Krause aber, dessen Hefte er mit so großem Eifer sich von Dresden nach Leipzig erbeten hatte, ignorirte er vornehm. Mehre Recensionen, welche Wendt über Werke zur Geschichte der Philosophie geschrieben, verdienen keiner Auszeich-

nung, seine letzte, erst nach seinem Tode gedruckte Recension, die über die Geschichte der Griechischen und Römischen Philosophie von Brandis, G. A. 1837 St. 13—16, gehört dahin.

Ernst Schulze, der alte Änesidemus, welcher bis 1833 lebte, expectorirte sich noch von Zeit zu Zeit bei Selbstanzeige seiner Bücher, so im St. 77 d. G. A. v. 1832, wo er sein Buch »über die menschliche Erkenntniß« anzeigte. Er meinte höchst bescheiden, dies sein Buch habe eine gleiche Absicht als Locke's Versuche und Kant's Kritik der reinen Vernunft, »nur daß den ebengenannten Philosophen die Erreichung ihrer Absicht nicht gelungen sei, wohl aber ihm. Er, er, Änesidemus Schulze, habe die Fehlerhaftigkeit der Hypothese, worauf aller Idealismus beruhe, entdeckt, und diese Einsicht werde auch allgemeiner verbreitet werden, wenn man nur mehr die Regeln der Naturforschung bei Untersuchungen über die menschliche Erkenntniß hinzunehme. Vor Allem rühmt sich Schulze aber der Entdeckung: »daß unsere Erkenntniß des Seins der Dinge und der Bedingungen davon, wozu Raum und Zeit, worin die Dinge vorhanden sind, ferner die Hervorbringung des Seins durch eine Ursache gehören, auf eine Art beschränkt sei, die bei keiner andern Erkenntniß der Naturdinge und ihrer Beschaffenheit vorkommen.«

Diese durch und durch unphilosophische Behauptung krönt Schulze dann aber noch mit folgendem Raisonnement, woraus man sieht, was die Göttinger 1832 noch für Philosophie verkauften: »Haben wir, sagt er, uns Bekanntschaft mit den Gesetzen der Natur erworben, so wird für uns ganz gewiß, daß das eine Ding durch das andere geworden sei. Aber über dasjenige hinaus, was hievon im Bewußtsein gegeben ist, kann es auch die größte Anstrengung des Nachdenkens nicht bringen.«

Schulze rühmt sich hier ferner: »die Kant'sche Begründung der Lehre von Raum und Zeit abermals der Prüfung unterworfen und gezeigt zu haben, daß die Begründung aus einer Hypothese über die Möglichkeit der nothwendigen synthetischen Urtheile bestehe, welche aber den Erfordernissen zur Gültigkeit einer Hypothese gar nicht angemessen sei.« — Ferner habe er dargethan: »daß durch die Lehre von der Subjectivität des Raumes und der Zeit, die beiden für die Bildung des mensch-

lichen Geiſtes unentbehrlichen Mittel, nämlich Naturkenntniß und die Geſchichte der Menſchen, ſehr herabgewürdigt werden, was Kant nicht beobachtet habe.«

Während Schulze ſo vom Standpunkte des gröbſten Empirismus jede höhere menſchliche Erkenntniß läugnet, iſt er in ſeiner Anthropo-Theologie bemüht, der Lehre zu widerſtreiten, als ſei die Annahme von dem Sein eines höchſten, heiligen und weiſen Weſens nur eine Glaubensſache, er bemüht ſich vielmehr darzuthun: »daß die Beziehung des menſchlichen Geſchlechts auf Gott, wegen ſeiner Anlagen zur intellectuellen und ſittlichen Cultur, für keinen Irrthum gehalten werden könne, und mithin nicht Wahrſcheinlichkeit, ſondern Gewißheit habe.«

»Eine vorzügliche Wichtigkeit aber, ſagt er, kommt der Anthropo-Theologie dadurch zu, daß aus ihr mit Zuverläſſigkeit eingeſehen werden kann, wie wir Gott zu verehren haben, was von keinem andern Vernunftbeweiſe gilt, welcher für deſſen Sein aufgeſtellt worden. Iſt es nämlich der Wille Gottes, daß der Menſch zur Cultur gelange, ſo wird dieſer Wille von demjenigen erſtrebt, welcher nach der Cultur ſtrebt, ſein Handeln den ſittlichen Geboten gemäß beſtimmt und dasjenige thut, was dieſe Beſtimmung befördert, aber auch nach ſeinen Fähigkeiten und Verhältniſſen dazu beiträgt, daß andere Menſchen der Cultur fähig würden und es darin weiter brächten. Wer nun Gottes Willen erfüllt, der verehrt ihn auch wahrhaftig.« Dieſe Vorſchriften der Anthropo-Theologie ſtimmten nun völlig mit denjenigen Vorſchriften überein, welche das Chriſtenthum lehre und »wegen dieſer Übereinſtimmung« ſei die Fortdauer des wohlthätigen echte menſchliche Cultur befördernden Einfluſſes des Chriſtenthums auf den Geiſt und das Herz der Menſchen gewiß. Trotz dieſem, das theologiſche Bewußtſein doch eigentlich verletzenden, das Chriſtenthum nicht als etwas Göttliches, ſondern ſeiner Nützlichkeit für die allgemeine Cultur empfehlenden Syſtems, waren es hauptſächlich die Theologen, welche dieſe philoſophiſche Anſicht Schulze's als eine unſchädliche empfahlen, und ſich ſeiner Ausfälle gegen den »verderblichen,« »der natürlichen Überzeugung widerſprechenden, dem Verſtande nicht angemeſſenen Idealismus« freuten.

Nachdem Schulze 1833 geſtorben war, wurde Herbart von Königsberg berufen. Herbart hat jedoch für die G. A. nie eine andere Rec. geſchrieben, als wenn es die Selbſtanzeige eines ſeiner eigenen Bücher galt, oder wenn ſich einer ſeiner Schüler, Hartenſtein oder Drobiſch mit einem Buche hervorgethan hatten.

Nach Wendt's Tode (1836) wurde Ritter berufen, mehr Philolog als Philoſoph, und ein gründlicher Kenner der alten Philoſophie. Er iſt ein fleißiger Mitarbeiter der G. A. geworden, ſeine Rec. ſprechen aber ſelten Prinzipien aus, ſondern zeigen nur Kenntniſſe.

Aus all' dem Geſagten erhellt denn wohl von ſelbſt, daß die G. A. wie die Göttinger Philoſophen von den Streitigkeiten ſich möglichſt fern gehalten haben, welche auf Anregung der ſ. g. Jung-Heglianer unſere Gegenwart bewegten und daß ſie ſich ſchwerlich gegenwärtig in den Streit zwiſchen der Schelling'ſchen und Hegel'ſchen Schule miſchen werden. **Procul a Jove procul a fulmine!** —

Was nun deutſche Literatur und die ſchönen Wiſſenſchaften anlangt, ſo iſt auch hier unſere Ausbeute gering. Zwei ſehr fleißige Mitarbeiter gewannen zwar die G. A. an Jacob und Wilhelm Grimm, allein die Studien beider, und daher auch ihre Arbeiten für dieſe Blätter, liegen meiſtens dem, was wir hier aufſuchen, zu fern. Wo Jacob Grimm aber die Gegenwart faßte, da faßte er ſie ſcharf, wovon wir ein Beiſpiel unten anführen werden. Aufgefallen iſt uns, daß derſelbe ſchon 1835 St. 65—66 bei der Anzeige von Gervinus poetiſcher Nationalliteratur, an Gervinus ſein beinah grämliches Mißbehagen an der Gegenwart tadelte.

Daß die Regeneration unſerer Literatur, welche von Heinrich Heine und dem ſ. g. jungen Deutſchland ausging, — in Göttingen keine Anerkennung fand, iſt ſchon dadurch erklärlich, daß bekanntlich die ganze Heine'ſche Manier zum Theil ihren erſten Schwerpunkt fand in dem Spotte, den ſie über das Zopfweſen, Hofrathsthum und den Buchgottesdienſt Göttingens ausſchüttete. Allein ſo oft ſich zornige Abwehr gegen das jung-deutſche Weſen in ſeiner Richtung auf Philoſophie, Äſthetik und Politik auch von dem Katheder hören ließ, ſo waren doch die G. A. zu vornehm, um ſich mit der neuen Richtung zu befaſſen, ſelbſt um ſie

zu bekämpfen. Es finden ſich nur beiläufige Ausfälle gegen dieſe Richtung, namentlich ſeit jener Zeit, wo Menzel als Denunciant aufgetreten war. Die ganze Art und Weiſe, wie ſich die G. A. zu der neuen Literaturrichtung ſtellten, tritt am ſchlagendſten in einer Anzeige Wendt's der »**Etudes sur Goethe par H. Marmier**« G. A. 1836 St. 13 hervor, welche damals in Göttingen auch das allgemeinſte Aufſehen erregte. Kurz vorher hatte nämlich Rehberg in der Minerva von Bran ein hartes, aber vielleicht nicht ungerechtes Wort über Goethe geſprochen, und die Anzeige von Marmier's Buche ſollte dazu dienen, den in Göttingen lebenden Geh. Cabinetsrath Rehberg, das junge Deutſchland und namentlich auch den Goetheverächter Menzel mit einer Klappe zu treffen. Mit dieſen Rückſichten muß man die folgende Rec. leſen:

»Das Buch tritt in einer Zeit hervor, wo, was bisher den Mittelpunkt des Ruhms in der allgemeinen deutſchen Literatur ausmachte, von Deutſchen ſelbſt in Frage geſtellt iſt, das Wirken des großen Mannes, welcher den Verfaſſer zu ſeinen Studien begeiſtert hat; in einer Zeit, wo die Partei der blinden Bewunderer und einſeitigen Verehrer der Partei der Tadler das Wort abgegeben hat. Jene iſt der Natur der Sache nach noch eintönig, dieſe hat verſchiedene Weiſen und Zungen. Hier trifft die Bilderſtürmerei der Jugend und die Krittelei und Mäckelei des grämlichen Alters in einem Punkte zuſammen. Jene Jugend aber iſt nicht mehr die Schaar der verſchollenen Deutſchthümler mit langen Haaren, bloßem Hals, Baret und ſchwarzem Waffenrock, welche die beſte Staatsverfaſſung in Deutſchland einzuführen ſich beſtrebte, ſondern eine Schaar kritiſirender Poeten und poeſirender Kritiker vom neueſten Schnitt, welche ihre Götzen und Vorbilder jenſeits des Rheins hat, mit der Frivolität und Zerriſſenheit ſympathiſirt und renomirt, Verzweiflung und Verachtung des Heiligen ſich als große That anrechnet und das hohltönende Evangelium des Avenir predigt. Von den Verzerrungen krankhaft tobender Einbildung begeiſtert, die man den neuen Romanticismus nennt, muß ihr die ſtille Geiſtesgröße, die auf ein Beſtehendes gegründet war, unheimlich, die Ruhe der gediegenen Formen in den Monumen-

ten des großen Dichters kalt und frostig, seine unpolitische Natur unerträglich sein.«

Wendt geht nach diesem Ausfalle, der Menzel's Übertreibungen würdig zur Seite steht, referirend auf Marmier's Buch ein, um schließlich noch einen zweiten Ausfall auf das junge Deutschland zu thun. Er lobt an M. nämlich die Anerkennung der Ganzheit Goethe's und erwähnt, daß auch dieser Ruhm dem alten Herrn streitig gemacht werde. »Eines Theils ist es aber wieder jene Zerrissenheit und Wüstheit der Jugend, welche den Glauben an die Harmonie einer großen männlichen Seele verloren hat, andern Theils die kritische Impotenz, welche gerade aus der Einheit und Vielseitigkeit des Dichters, die von Einseitigen stets für Widerspruch geachtet wird, ihren Vorwurf zieht.« »Man sollte doch, ruft er Rehberg zu, bevor man das Weltgericht der Weltgeschichte zu vollziehen meint, wenigstens erst den Versuch machen, den Mann, der so große Wirkungen in der Literatur hervorgebracht hat, daß man sogar von seinem Jahrhundert zu sprechen genöthigt ist, in seiner Totalität zu fassen, bevor man wagt, ihm seine Mannichfaltigkeit als Inconsequenz vorzuwerfen. Ein solcher Versuch wird aber nimmermehr dadurch gemacht, daß man an dem Einzelnen zupft und rüttelt, und nach trivialen Maximen eine Zergliederung veranstaltet, bei welcher es mit Recht heißt: »denn hat er die Theile in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band.« —

Da man aber bei der Jugend trotz aller Abmahnung dennoch ein Hinneigen zum jungen Deutschland merkte, was dem »jungen Göttingen« oder, wie es sich bald passender nannte, der Latina gar nicht recht war, so wurden von jetzt an der Anspielungen gegen die Jungen Deutschen auch in den G. A. mehr. Schon in der folgenden Nummer, wo Hr. Lücke seine Biographie Plank's anzeigte, schloß er mit dem Wunsche: »daß diese Darstellung eines Mannes aus dem guten alten Deutschland dazu beitragen möge, daß ächte deutsche Denkart, christliche Überzeugung und Sicherheit unter den Jungen und Alten ewig ihren Preis behalte.«

Nach Wendt's Tode konnten die G. g. A. keine unglücklichere Acquisition machen als die, daß der Hr. Advocat Wilhelm Meyer in Clausthal über ästhetische Dinge dann und wann zu

salbadern anfing. So erging sich derselbe im St. 118 u. 119 d. J. 1837 über Goethe, bei Gelegenheit der Eckermann'schen Gespräche; im St. 131 zeigte er sogar den 16ten u. 17ten Band von Hegel's Werken an. Um nur eine Probe von der Befugniß des Hrn. W. Meyer, über solche Dinge mitzusprechen, zu geben, wählen wir seine Anzeige der Werke von Chamisso im St. 195 d. J. 1837.

»Man sagt schwerlich zu viel; wenn man behauptet, daß unter allen diesen Gedichten, sowohl den lyrischen als den epischen, fast kein einziges sei, welches dichterische Empfindungen mit Frische und Anmuth ausspreche, und etwas Schöpferisches enthalte. Man muß dem Verfasser eine gewandte Verskunst zugestehen, aber es fehlt ihm an dem offenen unbefangenen Blicke, mit welchem Dichter Natur und Geschichte umfassen müssen. Seine Gedichte sind meistens wie Versuche eines Blinden über die Farbenlehre zu betrachten (hört! hört!); es ist viel Artiges und Scharfsinniges darin, viel fein Bemerktes, Witz, Urtheil, auch eine sehr wackere, ehrenwerthe Gesinnung, aber die Hauptsache fehlt, er hat nicht selbst die Farben gesehen. So hat Chamisso mit einem Worte die Schönheiten im Menschenleben zu gewahren nicht die Anlage.«

Endlich beklagt Hr. Advocat Meyer sehr, daß die in jeder Rücksicht betrübende Geschichte des Peter Schlemihl, in der wahrlich der Verfasser selbst alles natürliche Beiwesen verloren habe, und fortwährend mit den widrigsten Schatten kämpfe, auch wieder abgedruckt sei. — So nennt er auch (1837 St. 121) Lamartine einen Schriftsteller ohne Originalität, Größe und Ruhe. —

Ob Gervinus neben einem so scharfen Kritiker seine Stimme nicht laut werden lassen mochte, oder was ihn sonst bewog, es findet sich von ihm keine Arbeit in den G. A. Auch von dem Ästhetiker Bohtz findet sich nichts, und so ist denn Göttingen ganz verwaiset in Beziehung auf Alles, was deutsche Literatur und schöne Wissenschaften angeht, wenigstens was die Universität, die Göttinger gelehrten Anzeigen und die Societät der Wissenschaften betrifft. Unter den nicht academischen Gelehrten Göttingens fänden sich vielleicht Leute, welche diese Lücke ausfüllen könnten, aber — einen ungründlichen Belletristen, oder gar

einem Philoſophen aus einer neueren Schule hier eine Stimme einräumen, wäre »Hochverrath an dem ehrwürdigen Alter der G. g. A.« Laſſen wir immerhin die Lücken durch Anzeigen ſolcher gemeinnützigen Bücher: über Verbeſſerung der Ofenröhren, kleine Geographien von Hannover, moraliſche Betrachtungen über die Bildungsfähigkeiten der Jungfrauen u. ſ. w. u. ſ. w. ausfüllen, in welchen der ſelige Heeren ſo unübertrefflich war und die man auf jeder Schlußſeite eines Stücks findet. Welche »Milde der Geſinnung« legte ſich da zu Tage.

Doch wir würden ungerecht ſein, wollten wir nicht erwähnen, daß unter Heeren's Redaction auch dann und wann ein Roman einer Anzeige gewürdigt iſt. So hat Heeren ſelbſt die »Skizzen aus Spanien von B. A. Huber« rühmlichſt (wie ſie verdienen) geprieſen und auch von Henriette Hanke ſind hie und da Schriften angezeigt, ſo wie eine Tragödie von Rogge, und verſchiedene Gedichtſammlungen zum Beſten Überſchwemmter oder Abgebrannter. Wer von allen übrigen deutſchen Literatoren, Dichtern und Kritikern ſich aber rühmen kann, daß ſein Name in den G. A. auch nur genannt ſei, der trete auf und zeuge gegen uns. Die gel. A. dürfen ſich nicht mit ihrer hiſtoriſch einmal feſtſtehenden Tendenz entſchuldigen, denn wir haben geſehen, daß Michaëlis ſich nicht ſcheute, die unbedeutendſten Productionen des damals noch namen- und charakterloſen Leſſing, Tendenzromane der damaligen Zeit, wie Sophiens Reiſen, Sebaldus Nothanker u. ſ. w. zu beſprechen. Heuer kann man aber eine Prämie ausſetzen, wer von folgenden Namen etwas in den G. g. A. findet, von den Namen und Werken: Anaſtaſius Grün's, Börne's, Dingelſtedt's, Freiligrath's, Gutzkow's, H. Heine's, Hoffmann v. Fallersleben's, H. König's, Kerner's, Kühne's, J. Moſen's, Mundt's, Platen's, Pfitzer's, Rückert's, Schwab's, Spindler's, Lewin Schücking's, Uhland's, Wienbarg's u. ſ. w. Noch weniger ſind der Moſes Mendelsſohn's und Nicolai's u. ſ. w. unſerer Zeit erwähnt, und wie Prutz Name darin genannt war, ſtaunte man in Göttingen und räth noch jetzt nach dem Rec. herum.

Wir wenden uns zu dem Gebiete der Hiſtorik und Politik. Hier, ſollte man meinen, müßten wir die reichſte Ausbeute finden, da in die Heeren'ſche Redactionsperiode die Julirevolution mit ihrer bedeutenden Aufregung fällt, da ein Dahlmann und

andere tüchtige Leute in Göttingen lebten. Allein man täuſcht ſich. Gegen die Zeit Spittler's auch hier ein Rückſchritt. Viel Referirtes, häufig auch Belehrendes, ſelten etwas Prägnantes, beinah nie etwas in die Zeit ſelbſt Eingreifendes, auch nur die Wiſſenſchaft ſelbſt weiter Bildendes. Wenn Jemand bloß die G. g. A. läſe, ſo würde er kaum erfahren, daß eine Julirevolution geweſen, und noch weniger ahnen können, welche Bewegung ſie in den Gemüthern hervorgebracht hat. Die G. A. behalten ganz ihren ruhigen Ton bei und halten ſich von eigentlichen Zeitfragen ſo fern wie möglich. Wer erinnert ſich nicht der unzähligen Schriften, die 1831 und 1832 in Betreff der hannoverſchen Zuſtände erſchienen, wie die Verfaſſungsfrage und vieles Andere von allen Seiten beſprochen wurde. Die G. A. gewähren aber auch nicht einen Abſchein von aller dieſer Bewegung, wir finden höchſtens die »Würdigung der Anklage des Miniſteriums Münſter« gebührend angezeigt. Auch daß ſich 1837 etwas in Hannover ereignete, daß die Univerſität ſelbſt einen ſo harten Stoß erlitt, davon nicht einmal eine Andeutung, eine Anſpielung. Soll man das nun als ruhige Würde preiſen? oder ſoll man darauf die Worte anwenden, die wir 1814 aus den G. A. entlehnten?

Die Recenſenten, auf deren Namen wir hier ſtoßen, ſind: Saalfeld bis 1831, Geh. Cabinetsrath Rehberg bis 1836, Feldzeugmeiſter v. d. Decken bis 1840, A. W. Huber bis 1836, Hawemann ſeit 1836, Dahlmann, Pertz, Ukert, Conſtantin Höfler und Heeren ſelbſt. Namentlich tragen Heeren's Anzeigen immer den Charakter jener »Milde der Geſinnung«, die man an Heeren ſo oft gerühmt hat. Selten hören wir von ihm ein Wort des Tadels, aber ſein Lob ergreift auch nie. Er protegirt die Mittelmäßigkeit auf allen Wegen, wobei ſein Wohlwollen vornehm und herablaſſend iſt. Selbſt da, wo er Partei ergreift, wo er im Namen der Univerſität und der G. A. eine Anſicht äußern muß, geſchieht dies gleichſam nur verſtreckt; ſo, als es galt, die Mißbilligung gegen Börne auszuſprechen. Börne's Name wurde jedoch nicht genannt, ſtatt deſſen aber die Stimmen der Zeit, G. A. 1833 St. 61, mit folgender auf ihn gerichteten Einleitung angezeigt: »In einem Zeitpunkte, wo man kein Bedenken trägt, das eigene Vaterland herabzuwürdigen, wenn man ſich nur dadurch eine Art

ſo großen Theil ihrer Ausbildung erhielt, — dies bedarf wohl nicht erſt eines Beweiſes.

Wir ſetzen nichts mehr hinzu, wie reich der Gegenſtand auch wäre. Wir wollten nur von dem ſprechen, was zu ihrem Weſen gehört, und ihnen nicht genommen werden kann, ohne dieſes zu verletzen. Aber das Geſagte öffentlich zu ſagen, hielten wir für Pflicht in einem Zeitpunkte, wo vielleicht über ihr künftiges Loos entſchieden werden wird.« — Jakob Grimm, deſſen Vorgang wir erwähnten, hatte ſich über denſelben Gegenſtand bei Gelegenheit der Anzeige einer Brochüre des Herrn Léon Boré: D'un moyen de remedier à l'insuffisance de l'enseignement en France, par un collaborateur de la Revue européenne, im 12 St. der G. g. A. v. J. 1833 alſo vernehmen laſſen:

»Indem wir Herrn Boré verlaſſen, drängt ſich unwillkürlich ein Zweifel auf, ob denn unſere Univerſitäten, die hier überſchwengliches Lob empfangen, noch in allen Stücken dem weſentlichen Typus, der ſie ſo glücklich geſtempelt hat, und mit dem ſie die Probe dreier Jahrhunderte beſtanden haben, treu geblieben ſind? Zufälliges mag ſich im Lauf der Zeiten ändern; allein es muß doch etwas Unverbrüchliches in dem Geiſt dieſer Anſtalten gelegen ſein, was Urſache iſt, daß die deutſchen Univerſitäten des neunzehnten Jahrhunderts denen der vorigen gleichen, ſo ſehr ſich die Wiſſenſchaften, welche auf ihnen gelehrt werden, verändert und ausgebildet haben. Der heute noch unvertilgte Grundzug iſt: die Freiheit der Lehrenden und Lernenden. Dieſe nicht gut näher erklärbare Ungebundenheit beider, wie ſie ſonſt in keinem Zuſtande des bürgerlichen Lebens zwiſchen Vorgeſetzten und Abhängigen wiederkehrt, breitet nicht nur eine gewiſſe Poeſie, einen Zauber über das Weſen der Univerſität, ſondern macht auch eben erſt jene zum Lehren, dieſe zum Lernen vorzüglich geſchickt. Welch ein Abſtand, wenn der Jüngling aus den engen Schranken der Schule in die heitere und weite Gemeinſchaft eintritt, und mit welchem Gefühl entſagt er ihr wieder, ſobald die farbige Laufbahn geſchloſſen iſt, und der abgemeſſene Gang der Berufsgeſchäfte verſucht werden muß. Alles nun, was jene heilſame, fruchtbare Spannung und Abſpannung der Gemüther, jene ſorgloſe Arbeitſamkeit, oder wie man es nennen will, beeinträchtigt, mindert und gefährdet, das

thut der Natur der Universität auf irgend eine Weise Abbruch und Schaden. Privilegien müssen hier bestehen und geduldet werden, das ganze Wesen solcher Anstalten ist eine glücklich entdeckte Ausnahme von der Regel des übrigen Staatshaushalts. Ist man von dieser Überzeugung durchdrungen, so läßt sich der vorhin aufgeworfene Zweifel nicht durchgängig abwehren. Der hin und wieder, ganz ohne Noth geschmälerten Rechte der Professoren hier zu gedenken, würde den Anstand verletzen. Die unumwunden nothwendige Freiheit des Studirens scheint aber in unserer Zeit verschiedentlich angetastet. Einmal gewöhnt sich der Staat immer mehr, die Universität als eine unmittelbare Fortsetzung der Schule zu betrachten, dergestalt, daß hiernach der Primaner schon für einen Studenten und der Student noch für einen Primaner gelten könne. Schule und Universität sind aber nichts Gleichartiges, sondern von jener auf diese ist ein (glücklicher oder unglücklicher) Sprung. Es scheint fehlerhaft, daß auf der einen Seite in den höheren Gymnasialclassen, deren Hauptzweck philologische Bildung sein muß, der Unterricht bereits, um es kurz zu sagen, zu universitätisch betrieben, auf der andern Seite aber dennoch der Einlaß in den Kreis der Universität durch zu hoch gestimmte Maturitätsprüfungen erschwert wird. Der natürlichen Unbefangenheit gleichsam des ersten Ausflugs der Jugend wird dadurch etwas entzogen und ihre ganze künftige Richtung nimmt einen mehr oder weniger nachtheiligen officiellen Charakter an, davon abgesehen, daß in so früher Zeit das eben aufkeimende Talent noch gar nicht recht gemessen werden kann, sondern die Gewandtheit oder Sprödigkeit, der schnelle oder langsame Gang der einzelnen Anlagen leicht einen falschen Schein wirft, und dann eine gleich ungerechte Aufmunterung oder Abschreckung zur Folge hat. Nicht genug, daß nun auf diese Weise von oben her schon das Beginnen der akademischen Laufbahn allzu vorsichtig bewacht wird; der Staat pflegt auch gegenwärtig, und dies ist ein anderer Punkt, die angefangene Controle während der Zeit der Universitätsstudien selbst fortzusetzen und noch strenger zu ziehen, indem er, welche Collegia unumgänglich gehört werden sollen, hin und wieder geradezu vorschreibt oder wenigstens Zeugnisse darüber, daß sie gehört worden sind, fordert. Hieraus entspringt eine,

wenn auch nicht ausgesprochene, unvermeidliche Unterscheidung der Lehrvorträge in gezwungene, welche besucht werden müssen, es mag der Studirende Neigung zu dem Gegenstand derselben und zu dem Talent des Lehrenden empfinden oder nicht, und in unbefohlene, welche nebenbei gelesen werden und in der Collision jenen nachstehen. Ist demnach überall noch wahr, was Villers 1808, in Bezug auf Göttingen und für den König Jérôme schrieb, der von dem rouage de la centralisation napoléonienne eingenommen war: rien n'est prescrit, ni au jeune homme, qui vient faire ses études, ni au professeur, qui donne l'enseignement; des deux côtés la liberté la plus entière? Die Ursache dieser unleugbar geschwächten Freiheit, dieser umgreifenden, wenn schon noch nicht durchgedrungenen, aber bedenklichen Einschreitung,*) der Staatsgewalt in das innere Leben unserer Universitäten liegt zunächst in der besorgten Überfüllung derselben und in scheinbarer Verlegenheit der Regierungen, dem großen Haufen der studirenden Jünglinge demnächst eine Stelle anzuweisen. Zugleich wird aber auch die äußere academische Polizei, durch einige allerdings sträfliche Vergehen der Jugend hervorgerufen, an den meisten Orten schwerer und schärfer gehandhabt. Beide Richtungen vereinigt, können, wenn sie zunehmen und nicht wieder durch ein günstigeres Geschick nachlassen, den deutschen Universitäten allmählig das benehmen, was jetzt eben das Ausland in ihnen nachahmen möchte, d. h. sie auf den Punkt bringen, wo, aller materiellen Gelehrsamkeit zum Trotz, das sie festhaltende Band ihres Gedeihens und ihrer Blüthe gelöst sein würde. Die frische Mannigfaltigkeit der deutschen Ausbildung wird Gefahr laufen, einer gewissen mittelmäßigen Einförmigkeit weichen zu müssen, die zwar das Schlechte von sich ausscheidet, aber auch dem Trefflichen den Wachsthum erschwert und verkümmert. Räthlicher schiene, sowohl das Mißtrauen in die lenksame Jugend fahren zu lassen, als auch jene sonderbare Scheu vor der Überzahl studirender Leute aufzugeben. Jemanden, wer es auch sei, von dem Eingang zu den Wissenschaften abzuhalten, ist fast barbarisch, zumal hier die Gründe der Ausschließung nie ganz sicher gefaßt

*) Wer könnte sie sich zu Bologna im dreizehnten Jahrhundert, zu Wittenberg im sechszehnten denken?

werden können. Den, der ſtudirt hat, anzuſtellen, dazu iſt der Staat nicht im Geringſten verpflichtet, ſondern er darf ſich für ſeine Ämter auswählen, die ihm dazu die tauglichſten ſind; dieſe Tauglichkeit wird ſich aber zur rechten Zeit durch eine gründliche Prüfung oder auf anderm Wege bezeugen, ohne daß es eben der Beſcheinigung belegter oder gehörter Vorleſungen bedürfte. Steht jener Grundſatz im Staat einmal feſt, ſo liegt auch in der Natur der Dinge das wahre Heilmittel gegen jede zu ſtarke Frequenz der Univerſitäten. Alle, die ſich nicht für die Wiſſenſchaften bewähren, werden nach zurückgelegten Studien Zeit genug haben in den Kriegerſtand, Kaufmannsſtand oder jeden andern einzutreten; verlorne Jahre ſind noch kein verlornes Leben. Die zur Fortſetzung und Erweiterung der Gelehrſamkeit geboren ſind, werden ſich frei und ungeſtört entwickeln. Wer aber Anlagen habe für die Wiſſenſchaft oder nicht, darüber kann noch nicht die Zeit der Schule, ſondern erſt der Univerſität klar entſcheiden. Das Verhältniß zwiſchen Berufenen und Unberufenen wird ſich nach und nach von ſelbſt ſetzen und vielleicht endlich auch die Zeit herannahen, wo man nicht gerade ſtudirt, um damit eine äußere Verſorgung im Staate zu erreichen.«

Wir ſind überzeugt, unſere Leſer werden uns Dank wiſſen, daß wir ihnen Jakob Grimm's noch immer beherzigungswerthes Wort abermals vorgeführt haben.

Von Heeren wüßten wir ein Mehreres nicht mitzutheilen. Dahlmann war ſehr wenig thätig für die G. A., er hat während ſeiner 10jährigen Anweſenheit in Göttingen kaum 6 Rec. geſchrieben. Von dieſen Anzeigen hat die über die erſte Auflage des damals anonym erſcheinenden Buches »Preußen und Frankreich von einem Rheinpreußen« heute vielleicht wegen Dahlmann's gegenwärtiger Stellung ein Intereſſe, ſie befindet ſich St. 118—128 d. J. 1833. Dahlmann faßt die Abſicht des Verf. dahin auf, er wolle zeigen: »daß die Preußen, ohne Ausnahme irgend einer Provinz, unumſchränkte Regierung ohne irgend ein politiſches Recht wollten.« Das Jahr 1840 hat gezeigt, inwiefern der Hr. Geh. Rath, welcher dies Buch verfaßte, Recht hatte. Dahlmann meint: der Charakter der preußiſchen Regierung ſei ruhig, conſervativ, wohlwollend, mehr geneigt die höheren

politiſchen Ideen von 1808—18 der Vergeſſenheit zu übergeben, als auszubilden. Aber, ſagt er, auch die Ideen, wenn groß und herrſchend, ſind mächtige Kräfte; ehre daher jeder Preuße die deutſche Nationalität, und verdamme kein anderes Volk, wenn es für die ſeinige materielles Wohl opfert.

Auf die harmonia praestabilita zwiſchen der berühmten Kabinets-Ordre vom 17ten Januar 1820 und der Anleihe der Seehandlung ꝛc. will Dahlmann lieber nicht eingehen, da die Sprache nicht erfunden ſei, die menſchlichen Handlungen zu verbergen.

Im St. 132 deſſ. J. wird Joh. Schön's allgemeine Geſchichte und Statiſtik der europäiſchen Civiliſation ſtark mitgenommen, und bei Anzeige der Bülau'ſchen Encyclopädie der Staats- und Rechtswiſſenſchaft, daſelbſt, ruft Dahlmann ganz zornig: »ſtete unermüdliche Wiederholungen derſelben literariſchen Mißgriffe! Statt daß dem echten Bildungsgange gemäß die wiſſenſchaftliche Kraft ſich in den Beſonderheiten übte, ſie im Sinn des Ganzen auffaſſen und nach ihrem innern Reichthume erfaſſen ſollte, immerfort das unerquickliche Greifen nach dem leeren Ganzen, der Anbau von Schattenriſſen.« Dahlmann giebt Bülau den Rath, nach Jahren reifere Stücke zu ediren, als womit er angefangen; ein Rath der nicht ſo übel war, wie man ſieht, wenn man heute die leitenden Artikel der allgemeinen deutſchen Zeitung zu leſen ſich überwindet. —

Im St. 138 ſtreitet Dahlmann gegen das gehaltloſe gemeinſchädliche Paradoxon Zachariäs, Krankheit (Staatsſchulden) der Geſundheit vorzuziehen, bei Gelegenheit der als gut und anſprechend empfohlenen ſtaatswirthſchaftlichen Verſuche von Baumſtark. — Seit 1834 findet ſich keine Rec. Dahlmann's.

Einen ſehr fleißigen Mitarbeiter haben die G. A. dagegen an dem Feldzeugmeiſter von der Decken, der mit der geſchwätzigen Breite des Alters über eine Menge engliſcher und franzöſiſcher Memoiren referirt, über den Trüffelbau ſich ergeht (1828 St. 25), die Trüffeln jedoch für kein Regal gelten laſſen will, und mit derſelben Gelehrſamkeit über Fortificationskunſt ſpricht. Decken iſt ein Feind aller Neuerungen, ein Feind natürlich der Franzoſen und ihrer erſten wie zweiten Revolution u. ſ. w. Wo er dagegen einen Streich führen kann, verſäumt er es nie.

Daher ist denn auch z. B. der schlaue, geldspeculirende, die Freiheit wo möglich verkaufende Morris sein rechter Mann, und bei Anzeige des: **The life of gouvernour Morris** u. s. w. im St. 94 1834 ergeht er sich recht in seinem Elemente. Er stimmt Morris bei, »daß ohne die legitime Raçe der Bourbons die Ruhe von Europa gefährdet sei,« freut sich, daß er, der »Verfertiger« der nordamerikanischen Constitution, alle **paper Constitutions** mit einem Spinngewebe vergleicht, behauptet, daß Anarchie die treue Gefährtin jeder Volksregierung sei, und daß die Souveränität des Volkes, das Idol Lafayettes, nicht nur eine Chimäre, sondern die Büchse der Pandora sei. Mit wahrer Lust und innerem Behagen erzählt er, daß sich Morris über Lafayettes Talent nicht sehr vortheilhaft ausgesprochen und von Mirabeau die nachtheiligste Schilderung mache.

Decken war es auch, welcher die jedenfalls mehr als bloß merkwürdige Erscheinung des Saint Simonismus in den G. A. 1834 St. 14 und 15 würdigte. Er meinte: die Morallehren dieser Secte ständen zu sehr im Widerspruche mit den Begriffen, die den gesellschaftlichen Verbindungen der civilisirten Völker zum Grunde lägen, als daß ein bleibender nachtheiliger Einfluß auf selbige zu besorgen stände; auch hätten sie im Allgemeinen nur Eckel und Abscheu erregt. Eifrigen Democraten nur sagten etwa die Hauptgrundsätze zu; schwärmerische leichtsinnige Jünglinge, leichtfertige Frauenzimmer, die gern emanzipirt von politischen und religiösen Ideen sein wollten, Abenteurer aus Frankreich und dem Auslande, stellten sich unter die Fahnen des St. Simonismus. Der St. Simonismus selbst habe keinen Begriff von dem, was er sagen wolle, seine Grundlehren seien vage Gemeinplätze, jeder willkürlichen Auslegung fähig. Das Gefährliche sei nur, daß diese Lehre dem großen Haufen, so wie dem wenig begüterten Mittelstand das Gefühl für menschliche Würde und Unabhängigkeit, gesetzliche Rechte und Freiheiten (soll heißen für die Würde des Adels und seiner Privilegien) abstumpfe.

Solches Raisonnement nebst Auszügen füllen zwei Stücke.

Dem Feldzeugmeister von der Decken gegenüber repräsentirte eine über den gewöhnlichen Liberalismus hinausgehende liberale Richtung V. A. Huber. Er ist der Sohn jener Therese Heyne,

der Gattin Georg Forſter's, die unter dem Namen ihres zweiten Gemahls als Schriftſtellerin nicht unbekannt iſt. Huber war alſo mit Heeren, der gleichfalls eine Tochter Heyne's zur Gattin hatte, nahe verwandt. Nachdem derſelbe ſeine Verhältniſſe zu Cotta, der ihn als Correſpondent der allgemeinen A. Z. nach Frankreich, England und Spanien geſendet, aufgegeben hatte, und er ohne ſonſtige Stellung war, eröffnete ihm Heeren eine Stimme in den G. g. A., und zwar eine ſo ausführliche, als ſie bisher noch kein Göttinger Geheimer Juſtizrath anzuſprechen gewagt hatte. Huberts Recenſionen ſind kleine Brochüren, wurden aber beſſer bezahlt als ſolche. Recenſionen von hundert und mehreren Seiten ſind etwas ſehr Gewöhnliches bei ihm. Aber ſeine Arbeiten ſind geiſtreich, er hatte eine gut fundirte politiſche Bildung, eine reiche Phantaſie und war damals weder in Roſtock, noch in Marburg, noch in Berlin Profeſſor, folglich — liberal.

Huber war der erſte Deutſche, unſeres Wiſſens, der (ob im Intereſſe der Torys?!) dem deutſchen Liberalismus ſeine Spielpuppe raubte, wenigſtens dem Liberalismus, wie er bis 1831 ſich offenbarte, indem er den Tagshelden deſſelben, George Canning, auf eine Weiſe bloßſtellte, wie es in Deutſchland wenigſtens noch nicht geſchehen war. Wir haben hier aber jene Anzeige im Sinne, welche ſich im J. 1831 von S. 1609—1679 und im zweiten Artikel von S. 1849—1879 erſtreckt und ein Buch beſpricht, das betitelt war: »**The political life of the right hon. George Canning from his acceptance of the seals of foreign departement, in Sept. 1622 to the period of his death, in August 1827. With a short view of foreign affairs subsequenty to that event. By Augustus Granville Stapelton esq. 3 vols. 1831. London.**«

Huber behauptete hier, daß Canning's Politik es war, die Griechenland 5 Jahre lang Mord und Brand ausſetzte, daß die Ehre und der Ruhm des untoward event ihm keineswegs gebühre, daß die guten deutſchen Liberalen ſich ſehr irrten, wenn ſie in ihm den ſiegreichen Anwald der Negerſklaven, der unterdrückten Katholiken, der Liberalen in Portugal und Spanien und der unterdrückten Colonien feierten, ſo wie, daß er die Reformfrage

immer nur als eine theoretiſche, alſo überflüſſige, mit Witz, Spott und Sophismen abzufertigen geſucht habe. *)

Noch ausführlicher und gewiſſermaßen noch intereſſanter iſt die Recenſion der »Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche ainée des Bourbons. Par un homme d'état (Capefique).« Dieſelbe könnte füglich als ein Abriß der Geſchichte der Reſtauration abgedruckt werden. Sie findet ſich im Jahrgange 1832 St. 142—145; 149—153; im Jahrgange 1835 St. 18—21; 22—25; 29—33; 142—152 und 154. Die Huber'ſche Anſicht bildet den weſentlichen Gegenſatz von der, welche ſeit 1792 Brandes, Rehberg und Andere durch die G. A. zu verbreiten ſuchten. Huber legte hier nämlich die Bedeutung jenes Worts: ſie haben nichts gelernt und nichts vergeſſen, in ſeiner ganzen Breite vor. Daß ſtatt einer Reform, ſagte er, der Strom einer alles verſchlingenden Revolution über Frankreich hineinbrach, daß in Frankreich ſich zwei Nationen bildeten, die eine unter der dreifarbigen, die andere unter der weißen Fahne; daran aber iſt vor allen Dingen und weſentlich die Faction des Hofes, der Prinzen, der erſten Emigration in Coblenz ſchuld. Sie waren es, die dem ſchwachen Ludwig XVI. in ein Syſtem von Schwanken und Unredlichkeiten drängten, wodurch die Begründung jedes faſt gemäßigten Syſtems unmöglich wurde; ſie waren es, die, indem ſie nicht einen Augenblick aufrichtig der Hoffnung der Wiederherſtellung des Zuſtandes entſagten, wodurch unter Ludw. XV. die Geſchicke Frankreichs einzig und allein von den Lüſten des Hofes abhängig waren, allmählig alle vermittelnde Elemente bis zur äußerſten Democratie zerſtörten und die große Mehrzahl des franzöſiſchen Volkes dahin brachten, daß ſie endlich ſogar in der Herrſchaft des Entſetzens ein geringeres Übel ſehen mußten und konnten, als in der Rückkehr der Bourbons und ihrer Hoffnungen.«

Was ſodann die neuere Zeit angeht, ſo iſt Huber abermals der Meinung, daß die »Thorheiten, Fehler und Nichtswürdigkeiten der Reſtauration zwar nicht vom Könige

*) Man vergl. übrigens das Beiblatt zur Rheiniſchen Zeitung vom 1. März 1843. № 59.

Umfange des Gebiets geborene, oder wie es im urſprünglichen Geiſte des Bürgerthums vielleicht heißen müßte, Sprößlinge des Stammes, an der Ausübung der Gewalt des gemeinen Weſens Theil nehmen zu laſſen. Nur in ein paar kleinen Cantonen der Schweiz erſcheint jeder Eingeborene vom achtzehnten Jahre an auf der Landsgemeinde. Dieſe kommt aber nur einmal im Jahre zuſammen. Wie wäre etwas ähnliches in einem größern Staate gedenkbar? Die reine Democratie, in welcher alle Einwohner Bürger ſind und ihr Recht als ſolche ausüben, muß alſo für eine Fiction erklärt werden. Als abſtractes Princip kann ſie gelten. In der Wirklichkeit aber muß angenommen werden, daß die geſammten Bürger um der Nothwendigkeit willen und wegen ihres eigenen Vortheils auf die Ausübung ihres Rechts verzichten und einigen unter ſich ſelbſt gewählten dieſe höchſt läſtige und wirklich unmögliche Ausübung der Souveränitätsrechte übertragen. Damit waren die Philoſophen zufrieden, denn volenti non fit injuria: ſo wie auch die wirklichen Democratien ſich damit begnügen mußten; ſo viel Zwiſt in ihnen auch darüber entſtand, wer denn ſeinen Willen an die Stelle des gemeinen Willens ſollte ſetzen dürfen. Nun aber trat Rouſſeau auf und bewies, daß die erſten Grundzüge der menſchlichen Natur als eines vernünftigen Weſens verlangen, der Menſch müſſe auch im bürgerlichen Vereine nur ſeinem eigenen unabhängigen Willen folgen, indem er ſich dem gemeinſamen Willen des Ganzen unterwerfe. Der Genfer Bürger, der ſich mit Stolz Citoyen de Genève nannte (im Gegenſatze mit denen ſeiner Mitbürger, die nur Bourgeois oder natifs waren), lehrte dieſe und die ganze Welt in ſeiner Theorie der bürgerlichen Geſellſchaften, daß der ſouveräne Menſch, ſobald er einen Stellvertreter wähle, mit dieſer einzigen Ausübung ſeines Bürgerrechts daſſelbe ſelbſt vernichte. Dieſe Lehre fand in Frankreich Eingang und ward auf mehrere Arten ausgebildet. Da die Herrſchaft der Vernunft, wohin ſie führt, in der Welt nicht dargeſtellt werden kann, mußte dieſelbe wohl eine andere Geſtalt annehmen. Kann die Democratie nicht in voller Reinheit aufgeſtellt werden, hieß es, ſo muß man ſich ihr doch ſo viel möglich nähern. Alle Bemühungen der democratiſch Geſinnten in Frankreich ſind daher nur darauf gerichtet, dieſen Kreis der Theilnehmer an der

Souveränität des Volks zu verwahren; und der sehr lebhafte Kampf, der von 1789 an, da die Fragen des Staatsrecht anfingen practisch gemacht zu werden, bis auf den heutigen Tag geführt wird, hat immerfort die Bedingungen zum Gegenstande, an welche die Ausübung des vollen Bürgerrechts gebunden sein soll. Da man ein gewisses Maß von Vermögen oder Einkommen, wäre es auch nur Ertrag der Industrie, dabei annehmen muß, so ist die Frage, wie hoch dieses normirt sein soll. Der Streitpunkt der Parteien, das democratische Princip, strebt beständig jene Zahlen herabzusetzen, und immer mehrere Classen von Einwohnern zu Bürgern zu machen. Diese Tendenz kann, nach einer sehr treffenden und in ihrem Zusammenhange mit dem politischen Leben der französischen Nation höchst wichtigen Bemerkung des Herrn von Tocqueville, nie gehemmt werden, so lange noch irgend ein Mensch im Lande existirt, der vom Bürgerrecht ausgeschlossen ist.

Dieses alles ist einleuchtend, und man braucht nicht nach Amerika zu reisen, um es einzusehen und zu begreifen. Nun aber eröffnet sich noch eine andere Ansicht der Sache. Alle theoretischen Definitionen und Lehrsätze über die wesentlichen Bestimmungen der Gesetzgebung, als eigentliche Ausübung des Rechts der Souveränität und der Staatsverwaltung, die man pouvoir exécutif zu nennen beliebt hat; dieses ganze wissenschaftlich geordnete vollständige Lehrsystem über die öffentliche Gewalt leidet an einem unheilbaren Gebrechen. Der allgemeine Wille soll sich nicht bloß in allgemeinen Gesetzen aussprechen, sondern auch in Handlungen. Die Grenze zwischen beiden ist vermöge der menschlichen Natur nicht zu ziehen: und so viel Sophistik auch angewandt werden mag, dem großen Haufen einzureden, daß er souverän sei und bleibe, wenn er auch gleich stets gehorcht, so hat dieser große Haufe doch gemerkt, daß ihm mit der Gesetzgebung wenig gedient sei; und Jeder, der die Macht des großen Haufens zu seinem Vortheile anwenden konnte, hat dieselbe dazu benutzt, sich der ausübenden Gewalt zu bemächtigen. Daher ein neuer unausgesetzter Kampf der großen Classen und Parteien im Volke über die Grenzen der Centralgewalt, welche nothwendig ist, um die Einheit des Reichs zu sichern, und der Autorität von Departements, Cantons, Municipalitäten. Wenn alle diese letz-

tern auch noch ſo viel erlangen, ſo wird dadurch doch immer wieder nur eine Art von Ariſtocratie in ihnen die wirkliche Souveränität ausüben. Die Democratie fordert aber, wie gezeigt worden, daß Alle nicht bloß an der Geſetzgebung, ſondern auch am Regimente, an der Anwendung der Socialgewalt Theil nehmen. In Frankreich ſieht man zwar ein, daß dieſes ein Hirngeſpinnſt iſt. Das Gefühl aber iſt durch die Erklärung der Freiheit und Gleichheit, welche zum Grundgeſetze der regenerirten Nation erklärt worden, ſo aufgeregt und ſo unbezwinglich, daß in denen, welche ſich davon haben ergreifen laſſen, und deren Zahl nicht gering iſt, Unzufriedenheit mit Allem, was geſchieht, und im Grunde mit ſich ſelbſt, herrſcht. Hr. v. Tocqueville ſah dieſes Alles ein: er erkannte die Quelle der allgemeinen Unzufriedenheit, das Mißverſtändniß über das, was Freiheit und Gleichheit erfordern, und zugleich die Unmöglichkeit, ſeine Nation darüber zu belehren. Auf der andern Seite hatte er in den vereinigten Staaten von Nordamerika Menſchen geſehen, die in bürgerlichen Vereinen leben, die Democratie eben ſo verſtehen, wie ſie in den philoſophiſchen Theorieen erklärt werden kann, ſie unter ſich eingeführt haben und damit nicht allein zufrieden ſind, ſondern ſtolz darauf, und ſo feſt daran halten, daß es unmöglich ſein würde, ſie anzutaſten. Dort iſt die Democratie, die in Europa eine Chimäre iſt, realiſirt, ſo weit es die menſchliche Natur zuläßt, eine abſtracte Idee in der Wirklichkeit darzuſtellen. Soll dieſes, fragt er ſeine democratiſch geſinnten Mitbürger, nachgeahmt werden? Kann dieſes geſchehen? Wäre es gut zu thun? Um dieſe Fragen befriedigend beantworten zu können, reiſete er nochmals nach Amerika, hielt ſich dort ein paar Jahre auf, unterrichtete ſich durch Beobachtung und durch Unterredung mit den einſichtsvollſten Bürgern jener Staaten, und legt ſeinen Mitbürgern das Reſultat dieſer Nachforſchungen in dem Werke vor, das hier angezeigt wird. Der Geſichtspunkt, von dem er dabei ausgeht und den er nie verläßt, iſt dieſer: Wir Franzoſen haben eine populäre Verfaſſung (mehr oder weniger democratiſch) bei uns einführen wollen, nachdem die beſtehende mit Abſicht gewaltſam zerſtört worden, um Platz zu einem neuen Gebäude zu gewinnen: in Amerika iſt die beſtehende aus dem erſten Elemente des Vereins gewachſen. In

Frankreich hat also die mittelst der Revolution eingeleitete und umgeschaffene Verfassung bei jedem Schritte mit den nicht ganz zerstörten (und in der That unzerstörbaren) übrig gebliebenen Bruchstücken der alten Verhältnisse zu kämpfen. In Amerika gehen alle Principien in vollkommenem Einklange mit einander und von der ganzen Bevölkerung unterstützt, vorwärts. Es ist also nothwendig, nicht allein die amerikanischen Institutionen zu erkennen, um zu wissen, ob und wie etwas davon nach Frankreich hinübergenommen werden könne, sondern auch zu erwägen, wie alles in Amerika entstanden ist. Über beides gewährt das Buch des Hrn. v. Tocqueville die vollständigste Belehrung: und es wird kaum nöthig sein, noch hinzuzufügen, daß er vollkommener Kenner aller nordamerikanischen Einrichtungen und Verhältnisse, aber nicht, gleich vielen seiner Landsleute, unbedingter Verehrer derselben, nur bemüht ist, das Ganze in seinem bewundernswürdigen Zusammenhange darzustellen, das Gute richtig zu würdigen, das Nachtheilige aber nicht zu verhehlen oder zu verdecken oder zu verkleinern, sondern auch endlich die Gefahren, welche darin liegen, im hellsten Lichte darzustellen.

Die großen Züge des Charakters der nordamerikanischen Republiken, die er zeichnet, sind folgende: Jeder Bürger fühlt sich beständig als einen Theil des gemeinen Wesens, aber als ein selbstständiges Mitglied desselben. Er unterwirft sich dem Ganzen nie, aber er nimmt stets Rücksicht darauf. Er hat sein persönliches Interesse beständig vor Augen, fühlt aber auch, daß er nie für sich allein handeln kann. Diese in Amerika in der größten Vollkommenheit ausgebildete Verbindung des Egoismus mit dem Gemeinsinne beruhet darauf, daß das Volk seine Angelegenheit entweder selbst besorgt, oder durch besonders dazu erwählte Mitbürger. So sind in Massachusets z. B. in jeder Commüne neunzehn Hauptgeschäfte, zu deren jedem ein Mitglied auf kurze Zeit gewählt wird. Niemand darf die auf ihn gefallene Wahl ablehnen. Die allgemeine Leitung der öffentlichen Angelegenheiten der Gemeinde ist einigen wenigen anvertraut, die in Neu-England Selectmen, in Neu-York Superrevisors, in Ohio Trustees, in Louisiana Kirchspiels-Sheriffs heißen. Ihrer sind in Massachusets in jeder großen Commüne neun, in kleinern drei. Alle aber werden nur auf ein Jahr gewählt, und sie sind

verpflichtet, eine Gemeinde-Verſammlung zu berufen, ſo oft zehn Mitglieder derſelben es verlangen. Die Geſchwornen-Gerichte in Criminal- und Civil-Sachen werden aus einer viel größern Zahl von Männern ausgewählt, als in England. Dazu kommen die willkürlichen Verſammlungen bei jeder noch ſo geringen Veranlaſſung. So geht kein Tag hin, an welchem der Staatsbürger nicht zu irgend einer Verhandlung mit ſeinen Genoſſen aufgefordert wird. In England leben die Menſchen unter dem Schutze des von ihnen ſelbſt gewählten Parlaments: ſie treiben, jeder was er will, und berathen mit einander, ſo viel ſie wollen. In Amerika aber ſind ſie unaufhörlich thätig in öffentlichen Angelegenheiten, und berathſchlagen täglich, weil ſie müſſen, und weil ſie wollen.

Für Geſchäfte des gemeinen Weſens wird jeder bezahlt. Er erhält aber nur eine angemeſſene Entſchädigung. Die Stellen, welche in Europa geſucht werden, weil ſie Ehre und Geld eintragen, ſind in Amerika Bürgerpflicht und läſtig. Die Vernachläſſigung derſelben wird daher auch nur behandelt, wie anderer Streit über das Intereſſe Einzelner. Dieſes geht ſo weit, daß es keine Schande bringt, durch einen Richterſpruch (denn auch in dieſen Dingen entſcheidet der Richter), abgeſetzt zu werden. Nur die Richterſtellen, welche Kenntniſſe erfordern, deren Erwerbung einen eigenen lebenslänglichen Beruf ausmacht, werden auf Lebenszeit beſtellt. Ihrer ſind nur wenige: und da alle anderen öffentlichen Geſchäfte beſtändig aus einer Hand in die andere gehen, ſo bekümmert Jeder ſich um Alles, was das Gemeinweſen, dem er angehört, auf irgend eine Weiſe angeht. Er weiß Alles, oder will Alles wiſſen, und geht mit der größten Leichtigkeit von einem Geſchäfte und Berufe zum andern über. Dazu kommt noch die äußerſte Mobilität des ganzen Lebens, und der ſtets rege Unternehmungsgeiſt, von dem noch weiterhin die Rede ſein wird.

Die ſtärkſte Stütze dieſes allgemeinen Charakters, ſich um Alles zu bekümmern, was Mitbürger thun, liegt in den Geſchwornen-Gerichten, welche die Amerikaner aus England mit herübergebracht haben, die aber durch die hier ausgezeichneten Eigenthümlichkeiten einen noch weit ausgedehnteren Einfluß erhalten haben. In England dient dies Inſtitut dazu, die Gewalt

des Richteramts in Schranken der Gerechtigkeit zu halten, alle Verhandlungen durch die Öffentlichkeit, der Censur des ganzen Volks zu unterwerfen, und dieses über die Rechte und die Pflichten des Individui zu belehren. Auch wird der Urtheilsspruch durch Geschworene in dieser Beziehung von den Schriftstellern über die Gesetzgebung und die Proceßformen häufig empfohlen. In Amerika aber dient diese Art der Rechtspflege, wie Hr. v. Tocqueville zeigt, ganz vorzüglich, den Geist der reinen Democratie auszubilden und zu unterhalten. In England ist es vielen lästig, in Geschwornen-Gerichte einzutreten. Man sucht es zu vermeiden; und die Art, wie Jury's bestellt werden, begünstigt dieses ungemein. Es ist doch nur eine kleine Zahl von Engländern, die selbst in ihnen auftreten. In Amerika trifft es Jeden, in irgend einer Sache über die Angelegenheiten seines Mitbürgers zu entscheiden. Dagegen fühlt er beständig, daß er selbst auch dem Erkenntnisse des Andern unterworfen werden kann. Daher eine allgemeine Gewohnheit, sich um Alles zu bekümmern, was der Andere thut. Jeder handelt frei und ohne Rücksichten auf Andere, insofern er es nicht gut findet. Aber Jeder weiß Alles, was den Andern angeht und was dieser thut; und dadurch erhält, in Verbindung mit allen polititischen Institutionen, das allgemeine Urtheil eine unüberwindliche Kraft.

Von Allem, was hier gesagt ist, macht nur der sehr beschränkte Kreis der Geschäfte eine Ausnahme, die sich auf die Union der unabhängigen (jetzt 24) Staaten beziehen, aus denen die Föderativ-Republik besteht.

Diese Union war nothwendig. Ohne sie wären die Colonieen nie unabhängig geworden. Es war aber sehr schwer, eine Vereinigung gegen die Suprematie von England mit der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten zu verbinden: und auch dieses ist auf eine in Europa völlig unbegreifliche Art geschehen. Die Rechte des Congresses und seines erwählten Präsidenten sind zwar sehr bestimmt, und beziehen sich nur auf die Verhältnisse der einzelnen Staaten zu einander und zu dem Ganzen: aber es entstehen unvermeidlich Collisionen unter diesen Befugnissen der Union und den Rechten der Staaten. Man sollte glauben, bei dem ersten wichtigen Conflicte müsse das Band zerreißen, und dies geschähe unfehlbar, wenn die Central-Regierung in

einen Streit mit den Regierungen der einzelnen Staaten über die Grenzen der Gewalten geriethe. Ein ſolcher Streit wird aber dadurch behindert, daß jede dieſer Autoritäten handelt, ohne der andern etwas in den Weg zu legen. Jede Anwendung eines Geſetzes iſt dem Spruche der Richter unterworfen. Dieſe geben Erkenntniſſe ab: die Unionsrichter in ihrem Kreiſe; die Specialrichter jeden Staats im ihrigen. Jeder Richter ſpricht nach ſeiner Anſicht auch darüber, ob etwas der Conſtitution gemäß ſei, und jedes Erkenntniß wird vollzogen. Über das Princip der Conſtitutionalität aber wird nie zwiſchen den Staatsgewalten geſtritten. Von dieſen läßt jede die andere handeln, und der Conflict der Juſtiz mit der Regierung, den man ſich in Europa ſo viel Mühe giebt zu verhindern, wird in Amerika dadurch unſchädlich gemacht, daß man den Widerſtreit unter den Erkenntniſſen, der in europäiſchen Staaten für unerträglich gehalten wird, nicht achtet. Würde ein ſolcher Streit ernſtlich aufgenommen, ſo führte er allerdings unfehlbar zu einer Auflöſung der Union, wie der Verſuch, der in Süd-Carolina kürzlich gemacht wurde, und der unter dem Namen Nullification ſo viele Bewegungen erregt hat, deutlich zeigt.

Es erhellt aus allem dieſem, wie verſchieden der Nationalſinn der Amerikaner von dem franzöſiſchen iſt. Dieſer hat Freiheit und Gleichheit zur Looſung. Amerika hingegen Freiheit und Unabhängigkeit. Die Franzoſen haben die Freiheit nebſt der Gleichheit erkämpft. Jener Begriff iſt aber ſo unbeſtimmt, daß über Sinn und Umfang viel geſtritten werden kann und geſtritten wird. Die Franzoſen haben gezeigt, daß ſie die Freiheit allenfalls aufgeben wollen, aber nicht die Gleichheit, welche Niemand wagen darf anzutaſten. Amerika iſt mit der Freiheit geboren und hat die Unabhängigkeit erkämpft. Dieſe iſt dort der Abgott des Volkes, und was bei andern Völkern der Nationalſtolz iſt, das iſt bei den Amerikanern, die kein Volk ſind, ſondern ein bürgerlicher Verein eingewanderter Coloniſten, das Gefühl der Independenz, Unabhängigkeit des Vereins, Unabhängigkeit der einzelnen Staaten, Unabhängigkeit der Individuen.« —

Rehberg ſtarb am 10. Auguſt 1836.

Ein höchſt fleißiger Recenſent über Alles, was amerikaniſche Zuſtände anlangt, iſt G. H. Bode. Seine Recenſionen, welche unter Heeren's Redaction gewiß 3—4 Bände füllen, referiren immer getreu, er theilt hie und da ſeine eigenen, in Amerika gemachten Erfahrungen mit; ſeine Anzeigen ermüden aber durch ihre unſägliche Breite.

Dr. Karl Reck hat ſich nur ſelten in einer humoriſtiſchen Selbſtanzeige ſeiner Schriften hören laſſen.

Unter der Chiffre R. ſchreibt auch Rommel in Caſſel von Zeit zu Zeit Anzeigen über hiſtoriſche Werke. — — —

Werfen wir ſchließlich einen Blick auf die hauptſächlichſten Mitarbeiter auch der übrigen Disciplinen. Was Theologie anlangt, ſo iſt hier vor Allen Lücke zu nennen, und wir können nicht umhin, zweier Anzeigen zu erwähnen, welche ihn und die G. A. ſelbſt in ihrer theologiſchen Richtung charakteriſiren. Im St. 61 v. J. 1838 wird die Staatsſchrift: »Darlegung des Verfahrens der preußiſchen Regierung gegen den Erzbiſchof von Köln« mit folgender charakteriſtiſchen Einleitung angezeigt: »Eine gewiſſe ideale Behandlung der Gegenſtände giebt den G. g. A., welche ſonſt nur Nachrichten aus jener ſtillen Welt der gelehrten Forſchungen über die Geſchichte und Werke der Vergangenheit und die ewige Ordnung und Geſetze der Dinge, die oben geſchrieben ſtehen, (?) beſtimmt ſind, das Recht, nach ihrer bisherigen Art ein beſcheidenes Wort über eine Bewegung der Gegenwart mitzuſprechen, deren erſchütternde Macht bis in die tiefſten Wurzeln unſers Volks- und Staatslebens hinabreicht.« —

Lücke's Recenſ. ſind immer beſcheiden, ob auf dieſelben aber ſein Wort angewendet werden könne, »daß ſie immer mehr haben und ſind, als ſie ſcheinen, wie es der Beſcheidenheit immer gehe,« müſſen wir Kundigern überlaſſen. Er kämpft gern und oft gegen die »Dreiſten und Zuverſichtlichen«, gegen »das große Eins und Nichts der Speculation« aus der ihm innewohnenden »Macht des hiſtoriſchen Sinnes und chriſtlichen Friedens«. Oft ſcheint es zwar, als wenn er ſich mit der Ängſtlichkeit eines Schiffbrüchigen an dem feſtklammere, was er »das Evangelium in ſeinem einfachen

hiſtoriſchen Sinne« nennt, in der That aber verläßt er ſich auf Gottes Hülfe, »denn, ſagt er, der heilige Mund mit der guten Botſchaft aus Galiläa und Judäa töne fort, und werde auch die neueren und neueſten Mißtöne zum Schweigen bringen«. Dieſe und andere bemerkenswerthe Äußerungen (z. B. Wahrheit, zu deren Anerkennung ein Herz gehört) finden ſich St. 73 d. J. 1837 bei der Anzeige von Tholuck's: »Glaubwürdigkeit der evangeliſchen Geſchichte, zugleich eine Kritik des Lebens Jeſu von Strauß, und der Hauptthatſachen der evangeliſchen Geſchichte, erörtert von D. F. H. Kern.« Lücke ſpricht ſich dahin aus: der chriſtliche Glaube in ſeiner urſprünglichen bibliſchen Einfachheit und Ehrlichkeit kann, nachdem er gleich Anfangs mit der Beſtimmung zur Weltherrſchaft aufgetreten iſt, und im Kampfe dafür faſt jede denkbare Kategorie von Widerſpruch ſchon beſtanden hat, fortwährend nicht nur das Volk, ſondern auch die ſchärfſten und ausgezeichnetſten Geiſter mit ſeiner ſtillen Gewalt beherrſchend, ſelbſt Widerwilligen Ehrfurcht und unbewußte Folgſamkeit aufnöthigend, — er kann einer Kritik nicht unterliegen, die in ihren hiſtoriſchen Normen nichts von den Hochzügen der Geſchichte (?), in ihren ſpeculativen Vorausſetzungen nichts vom wahrhaft religiöſen Bedürfniſſe weiß.«

Gieſeler hat an den G. A., ſo viel wir wiſſen, nicht mitgearbeitet, auch Reiche hat ſich nur ſelten, Trefurt nie darin vernehmen laſſen. Ein ſehr thätiger Mitarbeiter war dagegen, ſo lange er in Göttingen als Repetent, Licentiat und Profeſſor lebte, d. h. bis 1839, Fried. W. Rettberg, hauptſächlich im Fache der Kirchenhiſtorie. Eben ſo fleißig ſchreibt W. H. D. E. Köllner für dieſelben. Von auswärtigen Theologen iſt Dr. Rotermund in Bremen (unter der Chiffre R-m-d.) und Göſchen in Berlin (A. G.) zu nennen.

Was die Medicin anlangt, ſo ſind die G. A. ziemlich ihrem Charakter treu geblieben, und behandeln ſämmtliche Fächer derſelben noch mit der beſonderen Vorliebe, die ſie ſchon unter Haller derſelben zuwendeten. J. W. H. Conradi, Marx, v. Siebold, Oſiander, Wöhler (für Chemie), Berthold, Herbſt, W. Himly, Holſcher in Hannover, Heineken in Bremen, Dr. Brück u. A. füllen mit Rec. ſo ziemlich ⅓ jeden Jahrganges aus.

Die philoſophiſchen Disciplinen anlangend, ſo haben die G. A. an Otfried Müller einen eben ſo thätigen als geiſtreichen Mitarbeiter verloren, deſſen Platz keiner der Gegenwärtigen ganz ausfüllen möchte. Wahrſcheinlich wird ein Theil ſeiner Recenſionen in ſeinen geſammelten Werken aufgenommen werden, da ſie in der That zur Fortbildung der philologiſchen Disciplinen ſehr beigetragen haben.

Für deutſche Philologie waren Beneke und die beiden Grimm's thätig, — für römiſche und griechiſche Philologie auch Diſſen, Hoeck, Schneidewin und v. Leutſch. Für orientaliſche Philologie war Ewald ein ſehr fleißiger Recenſent, — ſo wie Tychſen, Wüſtenfeld und Theodor Benfey. Von Auswärtigen iſt Hüpeden zu nennen.

In Beziehung auf Mathematik, Aſtronomie, Naturwiſſenſchaften ſtößt man ſehr oft auf die Namen von Gauß, W. Weber, bis 1830 Karl Schmidt, Dr. Stern und Ulrich. Hausmann beſpricht Geologiſches und Geognoſtiſches, Berghaus Bergordnungen u. ſ. w. Wackerod Chemie, Prof. Starke Naturwiſſenſchaften, Bertling Botanik, Rau Gewerbe- und Handelskunde, Lappe Thierarzenei.

In der Jurisprudenz iſt lange Zeit neben Hugo beinah nur G. W. Böhmer thätig, mit einer beſondern Theilnahme an der Ausbildung des Criminalrechts und einer Vorliebe für öffentliches und mündliches Verfahren, wie man ſie ſonſt in Göttingen wenig antrifft, Kraut in Beziehung auf deutſches Recht, der Oberappellationsrath Ernſt Spangenberg in Beziehung auf Civilrecht und Proceß. Von Albrecht haben wir nur eine Rec., die von Mauerbrecher's deutſchem Staatsrecht (1837 St. 151), gefunden. Mühlenbruch hat nie eine Rec. für die G. A. geſchrieben, auch während der Heeren'ſchen Redaction Bergmann und Bauer nicht, Ribbentrop, H. A. Zachariä und Thoel nur ausnahmsweiſe.

Von Hugo ließen ſich eine Menge zum Theil komiſcher Anzeigen aufführen, wir leben jedoch der Hoffnung, daß er ſelbſt dieſe als einen dritten Theil ſeiner civiliſtiſchen Beiträge ſammelt und herausgiebt; um indeß unſern Leſern ein Bild ſeiner Art und Weiſe zu recenſiren zu geben, theilen wir zum Schluß

folgende, auch in vielen anderen Beziehungen merkwürdige Recenſion von Hugo aus dem J. 1832 ausführlich mit.

»Bei Paulin, 1831: Philosophie du droit par E. Lerminier, Prof. de l'histoire gén. des legisl. comparées au collège de France. Le droit, c'est la vie.« (Doch wohl höchſtens nur bei vernünftigen Weſen?) Tome Premier und wieder IV und 336 S. Tome second 463 S. gr. 8.

Von der einen Seite wäre wohl nichts natürlicher und gewöhnlicher, als bei der gegenwärtigen Anzeige eines Buchs, deſſen Gegenſtück nämlich deſſelben Verfaſſers introduction générale à l'histoire du droit. 1831 S. 228 u. flg. angezeigt worden iſt, von dem was dort geſagt war, auszugehen, und die Leſer deſſen, was der Unterz. jetzt zu ſagen hat, darauf zu verweiſen, denn wie würde vollends des Bücher- und, wie man jetzt ſagen muß, des periodiſchen Bücher-, d. h. des Zeitungsſchreibens kein Ende werden, wenn man jedes Mal, ſo oft man wünſche, die Leſer möchten Etwas noch wiſſen, was früher geſagt worden war, dieſes wiederholte? Auf der andern Seite weiß doch aber auch Jedermann aus Erfahrung, daß er ſelbſt faſt nie bei einer Anzeige auch gerade eine frühere zur Hand hat, und im Stande, oder gar auch geneigt iſt, dieſe zu vergleichen. Was man nun ſelbſt nicht thun, und meiſtens nicht thun kann, das ſollte man doch auch nach den erſten Regeln, andern nicht zumuthen. Aus dieſer Betrachtung der ziemlich einfachen Sache doch nur von zwei Seiten, ſie mag ihrer aber leicht noch gar viel mehrere haben, ergiebt ſich denn am Ende gar, daß das alte: Alles iſt eitel, ſelbſt auf die periodiſche Preſſe, von welcher jetzt ſo viel Heil erwartet wird, anwendbar iſt. — Um nun in dem gegenwärtigen Falle beiden Rückſichten Genüge zu thun, was die Einen allerdings nicht die gerechte Mitte, ſondern halbe Maßregeln nennen werden, mag denn zu der erwähnten früheren Anzeige, die Leſer mögen etwas davon wiſſen oder nicht, hinzukommen, was der Unterz. ſeitdem und ehe er das gegenwärtige Buch zu Geſicht bekam, über den Verfaſſer erfahren hat, und dies iſt 1) daß dieſer ein St. Simoniſt geworden ſei, 2) daß er ſich ganz von Herrn Prof. Gans leiten laſſe, und 3) daß er mit ſeinen auch in Deutſchland ſo bekannten Zeitgenoſſen Guizot und Couſin in der revue des deux mondes Fehde

führe, welche auch mit politiſchen Parteiungen, dem mouvement und den Doctrinaires zuſammenhänge. Der erſten dieſer drei Studien erinnert ſich der Unterz. noch beſtimmt, daß ſie ihm aus dem Globe, es war № 249 von 1830, es iſt eine Seite und hier ſind es ihrer zwanzig, mitgetheilt worden iſt, und daß er daraus die erſten Nachrichten über das Leben dieſes wunderbaren Mannes geſchöpft hat. Noch 1808 ließ der Graf St. S. (außer dem bekannten Düc war ja auch ein Marquis dieſes Namens Schriftſteller, und zwar iſt er hier geſtorben) drucken: alles Große ſei von Edelleuten geſagt worden, und einige Zeit vor ſeinem Tode verſuchte er im Gefühl der Undankbarkeit ſeines Jahrhunderts, er hatte kein Vermögen mehr, ſich zu erſchießen. Da dies mißlang, ſo wollte er, wie wohl noch Niemand nach ähnlichen Schickſalen, eine neue Religion ſtiften, welche er denn le nouveau Christianisme nannte. In Beziehung auf frühere, mit dem was ſeine Landsleute science im eigentlichen Sinne nennen, d. h. wohl hauptſächlich mit Mathematik in Verbindung ſtehende Plane, werden ihm alſo science, industrie, religion zugeſchrieben, um ihn zu einem der représentans les plus originaux de la philosophie Française zu machen. In die Rechtsphiloſophie gehört nun zunächſt nur das Mittlere, und dabei iſt es bekannt genug, daß die St. Simoniſten die Vertheilung des Vermögens nach dem bloßen Zufall der Geburt verwerfen, und alles auf Würdigkeit, bei ihnen nicht ſehr deutlich capacité, beſſer oeuvre genannt, zurückbringen. Unſer Verf. hingegen will das Erbrecht bald, wie er ſagt, in der ganzen geraden Linie, bald wenigſtens das der abwärts ſtehenden Verwandten, nicht aufgeben, und damit würde denn freilich von der großen Originalität des Grafen von St. S. nicht viel übrig bleiben. Wenn jeder ein Millionär wird, ſobald er das einzige Kind eines Millionärs iſt, ſo muß es nothwendig auch Menſchen genug geben, die nichts haben, weil ihre Eltern nichts hatten, und die denn trotz aller Anſtrengung der Regel nach gar oft in Fall kommen, nicht leben zu können. Aber auch Alle, welche vor St. S., die auf den Zufall der Geburt und nicht auf Bedürfniß und Würdigkeit gegründete Vertheilung der Güter getadelt haben, kommen hier gar ſchlecht weg; Plato, dem das erſte Kapitel des ſchon erwähnten vierten Buchs gewidmet

iſt, muß ſich hier auch wieder damit widerlegen laſſen, daß er durch ſeine Verwerfung des Privatrechts die Individualität aufhebe — als ob das individuelle Denken und Wollen im öffentlichen Rechte wegfiele — und alle ſpätern Schriftſteller, welche dieſe eine Seite der Unterſuchung nicht über der andern, — der Unausführbarkeit, ſo wie die Sachen einmal ſtehen, — ganz überſehen, werden mit Stillſchweigen übergangen, weil natürlich die Originalität gar ſehr darunter leidet, wenn es heißt: wo ihr hin wollt, ſind andere längſt geweſen, ſo weit es gehen kann. Daß den Unterz. dieſes Schickſal, hier nicht genannt zu werden, auch trifft, wenn er nicht etwa, nach der introduction à l'histoire, wie die Katholiken ſagen in communi martyrum, bei der vom Verf. nicht mehr ſonderlich geprieſenen deutſchen hiſtoriſchen Schule mit gemeint iſt, darauf mußte er ſich ſchon nach den dort ſeiner Philoſophie zugetheilten Beiwörtern gefaßt machen, wenn auch nicht der ſel. nur die Rechtsgeſchichte des Unterz. und nicht die Rechtsphiloſophie deſſelben in ſeiner (Hegel's) Philoſophie des Rechts mehr als einmal zum Beweiſe der Albernheiten des Unterz. benutzt, wie z. B. die Stelle, wo der Unterz. wie freilich noch viele andere Leute, die denn aber auch albern genug ſein mögen, z. B. Bentham, Sismondi, ſogar das liebe Vieh, die Zug- und Laſtthiere, »Gehülfen bei der Arbeit« nennt. Sonſt ſind es freilich jetzt vier und dreißig Jahre, daß der Unterz. in der erſten Ausgabe ſeiner Rechtsphiloſophie, wenn irgend Jemand es nachſehen möchte, ſo ſtehe denn hier auch: S. 95 geſagt und gewiß in keinem der drei folgenden Bücher zurückgenommen, im Gegentheil ſeit dem, gar oft auch noch anderswo wiederholt hat, die Sklaverei habe zwar nicht mehr, aber gewiß auch nicht weniger gegen ſich, als die Ungleichheit des Privateigenthums. Darin liegen doch gewiß folgende Sätze: erſtens, das Privateigenthum habe viel gegen ſich, und zweitens, die Sklaverei eben ſo viel. Daß der Unterz. den erſten Satz behaupte, haben nun alle, die doch wohl vergeſſen, welche von dem Unterz. nichts wiſſen, als daß er, wie einer von ihnen mit einem bear bim in einer Art Xenie geſagt hat, zu unſerer Zeit und in unſerer guten Stadt Göttingen lebe ein Profeſſor, welcher die Sklaverei recht und vernünftig erklärt, wie dieſer allerdings nicht läugnen kann, daß er ſchon oft geſagt hat, und

wenn ihm Gott das Leben friſtet, wohl auch noch oft ſagen wird, ſie könne juriſtiſches, d. h. proviſoriſches Recht ſein, da wo ſie einmal Statt finde, dürfe der Einzelne ſich nicht darüber hinwegſetzen, ſo gut, wie manches Andere, oder, ſo wenig, wie über manches Andere, was der Vernunft auch nicht ganz gemäß ſei. Nun aber zeigt ſich dann, auch die zweite Behauptung des Unterz. iſt rein vergeſſen, denn ſonſt würde doch wahrhaftig der St. Simonismus in Rückſicht auf die Philoſophie des Rechts (und der Graf ſelbſt hat es doch noch nicht mit der Ausführung zu thun, unſer Verf. aber ſpricht bloß von der Rechtsphiloſophie) unmöglich für ſo ganz etwas Originelles ausgegeben werden können, auch nicht in Anſehung der Vernunftwidrigkeit des Erbrechts. Freilich die Anſtalten zur Abſchaffung des Privateigenthums, ſo wie die neue Religion oder die neue Geſtalt des Chriſtenthums zum Behufe dieſer Anſtalten, überläßt der Unterz. gar gern den Schülern des Grafen, er für ſeine Perſon hat weder Beruf einen père suprème anzuerkennen, noch ſelbſt einer zu werden, und er weiß es ſeinem Geſchicke ordentlich Dank, daß man ihn mit ſeiner Philoſophie vergißt, weil er ſonſt gar leicht auch mit dem verhöhnt worden wäre, was ihm nie eingefallen iſt. Wer es etwa weiß, daß der Unterz. das Heil der Menſchheit weder von der repräſentativen Verfaſſung noch von der Preßfreiheit erwartet, weil keine von beiden verhindern würden, daß nicht eine Menge Menſchen Noth leiden, da dieſes beim Privateigenthum unvermeidlich, und das Privateigenthum doch nicht aufzuheben iſt; der muß weit weniger für repräſentative Verfaſſung und Preßfreiheit begeiſtert ſein, als nun einmal ſo viele unſerer Zeitgenoſſen es ſind, wenn er nicht einen Gegner auch durch ſolche kleine Verwechſelungen zu widerlegen ſucht.

Was die Anhänglichkeit des Verf. an Herrn Prof. Gans betrifft, ſo ſcheint ſie nun freilich eher zugenommen zu haben. Daß der Verf. bei Weitem kein blinder Anhänger von Hegel iſt, und II S. 217 heißt es: die Hegel'ſche Philoſophie herrſche nur in Berlin und im Preußiſchen, aber das Vaterland von Hermann, Luther, Kant und Fichte, widerſtrebe derſelben. (Daß die drei letzten keine Edelleute waren, dient doch auch zur Vergleichung mit der oben erwähnten Äußerung von St. Simon.)

Endlich die politische Partei des Verf. würde man aus diesem Buche wohl nicht näher erkennen, als nur daß er ganz entschieden ein Anhänger der beiden französischen Revolutionen ist. Auch darin stimmt er mit dem, von ihm noch immer so originell gefundenen St. Simon überein, von dem er II. S. 355 den Ausdruck, er wolle rendre l'initiative à l'école Française, so sehr bewundert, und der von einer Reise nach England die Gewißheit mitgebracht habe, England arbeite an keiner capitalen neuen Idee, so wie von einer Reise durch einen Theil von Deutschland die, die allgemeine Wissenschaft sei da noch in ihrer Kindheit, weil sie auf mystischen Grundsätzen beruhe, es sei aber von dem Eifer dieser großen Nation (ob wir wohl in eben dem Sinne so heißen, wie unsere Nachbarn sich so genannt haben?) in dieser wissenschaftlichen Richtung viel zu erwarten. Wie man nun so etwas auf einer Reise gewahr werden kann, nicht daß etwas dieser Art sei, sondern sogar daß es nicht sei? Wer im Jahre 1516 Deutschland durchreist hätte, würde doch wohl schwerlich etwas davon gewahr geworden sei, welche Ansichten in Luther's Kopfe zu einer der größten Gährungen, die in der Geschichte des menschlichen Geistes vorkommen, bereit lagen. Und doch meint unser Verf., Luther habe sich gerade da herum getrieben, wo ein Reisender ohne alle weitere Empfehlungen noch am ersten Zutritt findet, nämlich in den Wirthshäusern. Unseren Lesern ist diese Behauptung wohl nicht weniger neu, als dem Unterz., und so rechnet dieser auf ihren Dank, wenn er ihnen die Quelle nachweist, aus welcher Herr. L. geschöpft haben kann, wenn nicht vielleicht auch diese nur ein Bächlein ist, welches einer andern gemeinschaftlichen Quelle seinen Ursprung verdankt. Sein origineller St. Simon nämlich sagt schon, Luther sei eben auch kein Muster eines Philosophen im wirklichen Leben gewesen, er habe die Freuden der Tafel zu sehr geliebt. Wo nun St. S. dieses sagt, verdient wohl angeführt zu werden. Es ist in einem Aufsatze über sein eigenes Leben, der schon gar oft auch in Deutschland nur freilich aus der zweiten und dritten Hand, benutzt worden ist, welchen aber ein Mitarbeiter der Revue encyclopedique, die gewiß keine Gegnerin der angeblich neuen Lehre ist, sich rühmt, zum ersten Male vollständig, und zwar gerade in diesem Punkte vollständig

drucken zu lassen. St. S. sagt: man dürfe gegen eine Lehre keinen Beweis davon hernehmen, daß ihr Urheber nicht auch ein »practischer Philosoph« gewesen sei, ein Einwurf, welchen man ohne Zweifel auch gegen ihn selbst hätte brauchen können, denn für einen »guten alten Mann,« wie er neulich genannt worden ist, weil er allerdings sich nicht wie Enfantin für den père suprème noch dazu in einem ungeheuren Sinne des Worts ausgegeben hat, würde ihn wohl schwerlich einer seiner persönlichen Bekannten gehalten haben. Da wird denn Luther, des Cartes, welchen er wahrscheinlich dem Newton vorzog, und Lord Bacon als Beispiel angeführt, ungeachtet nach Urtheil und Recht nur letzterer ein Verbrecher war, und selbst dieser unter Umständen, welche es doch bedenklich machen, den ersten Stein gegen ihn aufzuheben, wenn von seiner Sittlichkeit die Rede ist.« So Hugo. —

Wir stehen am Schluß, wobei wir uns zwei Betrachtungen erlauben. Im Jahre 1837, als die Universität Göttingen ihr 100jähriges Jubiläum feierte, sprachen die G. g. A. durch Marx folgende Worte:

> »Ein wissenschaftliches Institut lebe nicht bloß mit den Anforderungen einer bestimmten Zeit, sondern es stelle sich an die Spitze einer jeden, suche diese zu lenken, zu läutern. So allein bildet sich die innere Anerkennung jeder künftigen Regung und Bestrebung und es ist nicht möglich, daß Vorurtheile tiefe Wurzeln schlagen und sich vererben. Dann wird es nie dahin kommen, daß Stillstand eintrete, denn das Geistige ist schon dem Begriffe nach das Bewegte und Schaffende. Nur das Leben erhält sich frisch; Stillstand ist Fäulniß und Tod.«

Also Leben! Leben! Eins müssen die G. A. gänzlich aufgeben, wenn sie wieder lebendig werden wollen, das ist den repertoriengemäßen, intelligenzblattartigen Charakter. Buchhändler versorgen uns auf das schnellste und wohlfeilste mit Ankündigungen und Beschreibungen aller neuen Bücher, Gelehrte brauchen sich also nicht mehr damit zu beschäftigen, bloße

Kunde von neuen Büchern geben zu wollen. Damit muß der referirende Ton aufhören, der vorherrschende zu sein. Die Herren machen es sich zu leicht. Es kömmt heut zu Tage mehr auf Würdigung, auf genaue Bestimmung des Standpunktes an. Die Göttinger müssen sich durch die G. A. die Würde eines Mittelpunktes erhalten, dessen Aussprüche von Philosophen, Gelehrten, Staatsmännern, Dichtern hochgehalten wird. Sie müssen Partei ergreifen, wenigstens den Standpunkt Göttingens, welchen es einmal einnimmt, energischer und lebhafter vertheidigen. Sie dürfen den Kampf nicht scheuen, wie sie es bisher gethan, sie dürfen deutsche Philosophie und Literatur nicht vernachlässigen, wie sie es bisher gethan. Sie mögen bedenken, was sie 1814 selbst predigten: »Nichtparteinehmen ist meistens ein Unding in Zeiten, wo das Gute gegen das Böse, das Wahre gegen die Lüge, die Freiheit gegen die Unterdrückung im Kampfe begriffen sind.« In solchen Zeiten aber leben wir.

C. F. Kius'sche Buchdruckerei in Hannover.

PN 5220 .G6 O67 1844 C.1
Die Gottinger gelehrten Anzeig
Stanford University Libraries
3 6105 034 228 853

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

FEB 07 1997